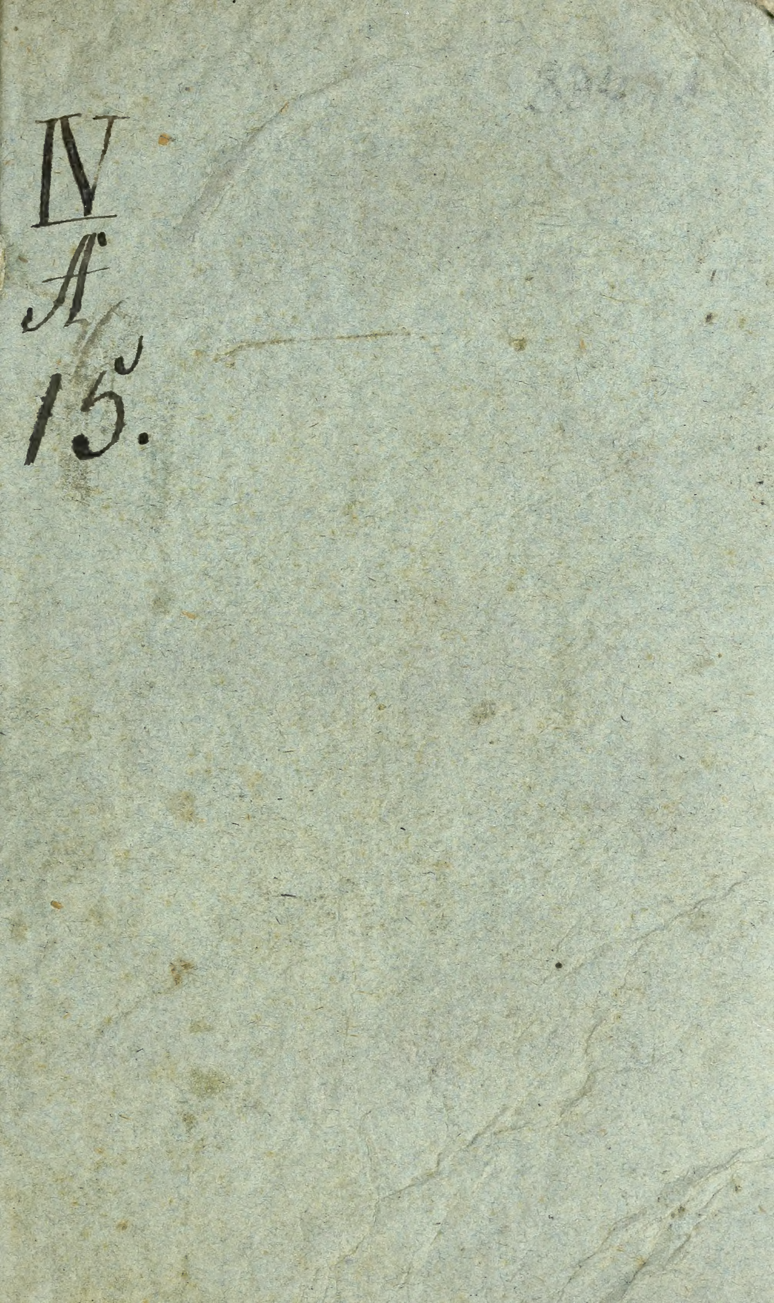

IV
A
15.

Starck, Joh. Aug.
Frhr. v.
Anon. Lex. IV 175

Saint Nicaise

oder

eine Sammlung merkwürdiger

maurerischer Briefe,

für

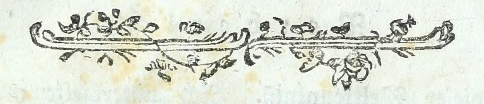
Freymäurer und die es nicht sind.

Aus dem Französischen übersezt.



---

1 7 8 5.



Vorbericht.

Ich muß den Leser mit wenigen Worten von dem glücklichen Ohngefehr unterrichten, wodurch diese wichtige Sammlung von Briefen in meine Hände gekommen ist. Ich machte vor wenig Monathen eine Reise von Hamburg nach Paris. Den dritten Tag gieng ich bey Laase über die Weser. Zu Diebenau ward unsere Gesellschaft noch durch einen Mann verstärkt, der ungefehr funfzig Jahr alt seyn mogte. Das Aeussere dieses Mannes war sehr einnehmend. Er sprach wenig; aber was er sprach, war lehrreich und unterhaltend, und überhaupt zeigte er sich als einen Mann von einem edlen Charakter und

vieler Weltkenntniß. Ich unterhielte mich am meisten mit ihm, und dieselbe Sympathie, die mich zu ihm zog, zog ihn auch zu mir. Meine Geschäfte nöthigten mich, ein Paar Tage zu Osnabrück zu bleiben. Er that ein gleiches, weil er wünschte, die ganze Reise mit mir machen zu können. Ich erfuhr bey dieser Gelegenheit von ihm, daß er weiter als Paris zu gehen gedachte. Da ich gleichfalls bald nach Lion und Marseille mußte, so machte ich schon bey mir selbst den Anschlag, in dieser guten Gesellschaft meine fernere Reise zu machen. Nachdem wir uns drey Tage zu Osnabrück aufgehalten, reiseten wir nach Münster. Da fand er sich schon krank: er sezte indessen doch seine Reise fort, bis nach **Dürsten**, wo er von einer so heftigen Krankheit angegriffen wurde, daß es ihm unmöglich war, weiter zu reisen. Er bat mich aufs

instän=

inständigste, bey ihm zu bleiben. Es war Pflicht der Menschlichkeit, ihm seine Bitte zu gewähren. Er war überdies drey Tage meinetwegen zu Osnabrück geblieben, und er hatte sich so sehr meine Achtung und Freundschaft erworben, daß ich es mir nicht erlauben konnte, ihm sein Verlangen zu versagen. Wir sahen beide bald ein, daß er der schleunigen Hülfe eines Arztes bedürfe, und ich schickte zu dem Ende nach **Duisburg**, um von da einen geschickten Arzt holen zu lassen. Aber er starb die folgende Nacht, noch ehe der Arzt ankam, und ließ mich in grosser Verwirrung zurück, da die Heftigkeit seiner Krankheit ihm nicht erlaubt hatte, mich auf diesen Fall zu unterrichten. Ich wußte auch nicht, an wen ich mich zu wenden hätte, um den kleinen Rest seiner Verlassenschaft seinem rechtmässigen Erben einzuhändigen. Seine

Brieftasche gab mir darin auch kein näheres Licht. Alles was ich darin fand, war eine Marsch-Route durch die Niederlande und Frankreich bis nach Toulouse, wobey zugleich die Wirthshäuser aufgezeichnet waren. Auf zwey Seiten standen Berechnungen von Ausgaben auf der Reise. Auf drey Blättern waren die Titel einiger Bücher, desgleichen Gedanken aus der Confession, und den Selbstgesprächen des heil. Augustins, Bona, und andern Schriftstellern lateinisch. Den Kempis fand ich auch in seinem Koffre. Auf dem lezten Blatt stand noch: I. M. O. worauf verschiedenes in Chiffern geschrieben war. Hierauf folgte noch:

Le Comte de K-ff-n. aura ma Lettre le 3me du VII.

'A Paris après mon arrivée; Lettres à 3. 7: 100 à X. 129. 30. 11. touchant le C. A.

worauf

worauf wieder verschiedenes in Chiffre folgte. Noch lag in der Brieftasche ein Zedel, der mir mehr Nachricht hätte geben können: *Mess. Tourton et Bauer auront des Lettres pour Monsieur Vaulin de son très humble serviteur Rochefort.* Aber auch diese Nachricht klärte nichts auf. Denn der Verstorbene hieß nicht so, sondern Steinem oder Steinheim. Von diesem Nahmen stand auch der Anfangsbuchstaben in seiner Wäsche und in seinen Büchern. Seine Baarschaft betrug ungefehr dreissig Louis, wenige aber sehr feine Wäsche, und noch ein feines aber ganz einfaches Kleid. Zwey Wechsel an das Comtoir des Herrn Tourton wurden demselben von mir wieder zugestellt. Seine übrige Schriften und Sachen behielt ich in meiner Verwahrung, um sie denen, die darauf rechtmässige Ansprüche machen könnten, zuzustellen, wenn man vielleicht

leicht durch die Bemühung des gedachten Comtoirs einige Nachrichten erhalten könnte. Da sich niemand gefunden, gehören sie dem Publicum. Da die Briefe den Orden der Freymäurer angehen, könnte derselbe wohl die ersten Ansprüche darauf machen. Weil ich aber nicht das Glück habe, zu dieser Gesellschaft zu gehören, und also nicht weiß, wem ich sie übergeben könnte, sie auch sehr vieles enthalten, was für das Publicum sehr interessant ist, so glaube ich, dem profanen Publicum, zu dem ich gehöre, und welches mich näher angeht, es schuldig zu seyn, ihm diese Briefe mitzutheilen. Paris den 31sten October 1783.

Jean Baptiste Leuillard.

Nr. 1.

Nr. 1.

Ja, mein lieber Freund, ich bekenne es, daß ich Ihr Schuldner bin, und noch mehr, daß es mein Vorsaz gewesen meine Schuld nie zu bezahlen. Hätten Sie nicht an meinem Bruder einen so eifrigen Fürsprecher, so würde ich noch auf meinem Entschluß beharren. Was soll ich also nun thun, da er es mir zu einer Gewissens-Sache macht, wenn ich nicht antworte? Er schreibt mir: *Qui petit à te, da ei; et volenti mutuari à te, ne avertaris.* Bey solchen Umständen muß ich dann wohl antworten. Glauben Sie doch aber nicht, mein Lieber, daß je die innige Freundschaft, die ich für Sie hege, in meinem Herzen erloschen gewesen, weil ich auf Ihre drey Briefe vom vorigen Jahre gar nicht geantwortet habe, und Ihr lezterer von diesem Jahr noch erst des Beystandes meines Bruders bedurfte. Nein, derselbige, der

ich immer gegen Sie gewesen, der bin ich noch. Aber wie ich mich dazu bestimmte, mich hieher zu flüchten, da habe ich den Entschluß gefaßt, den ich für meine Ruhe für höchst nothwendig hielte, hinfort alle andere Bande zu zerreissen. Diesem Entschluß bin ich bisher immer treu geblieben, und mein Bruder ist der einzige gewesen, mit welchem ich noch zuweilen einen Briefwechsel unterhalten habe. Ich habe mir dieses Nest zum Zufluchtsort ausersehen. Zerstören Sie es dadurch nicht, daß Sie es andern sagen wo es ist: sondern sehen Sie das Vertrauen meines Bruders als ein Zeichen an, daß er durch Sie meine Stelle hat wieder besezzen wollen.

Sie wundern sich über meinen Entschluß, und gewis, Sie haben Recht. Als wir uns kennen lernten, da waren wir andre Leute, und wir würden dem ins Angesicht gelacht haben, der es mir gesagt hätte, daß ich den Rest meiner Tage in diesem einsamen Winkel hätte beschliessen, und vor dem Crucifix noch einmal das Breviair hätte ablesen sollen. Aber Sie würden gewis bald aufhören sich

zu

zu wundern, wenn Sie alles wüsten, was mich endlich dazu bestimmt hat. Denn eben das, mein Lieber, was mich recht zum gesellschaftlichen Leben hätte bringen sollen, das hat mich bewogen in meine Einheit zurückzukehren, und ferne von dem Umgange mit der Welt in der Einsamkeit mein Glück zu suchen. Doch das war es nicht. Es war die höhere Hand, die es also anordnete, und mir da die Mittel meines Heils bereitete, wo ich sie am wenigsten erwartet hätte.

Sie kennen meine Offenherzigkeit. Ich leugne es Ihnen also nicht, daß mein Bewegungsgrund mich hieher zu begeben nicht der war, der er eigentlich nach aller Strenge hätte seyn sollen. Ueberdrus und Misfallen an der Welt brachte mich hieher: nicht der edle Trieb mein Heil zu wirken, und was sonst zum Beruf dieses Standes gehört. Aber wie oft ist es geschehen, daß die höchste Providenz dasjenige in Werkzeuge unsers Heils umgebildet hat, was wir am wenigsten dafür hielten. Jezt sehe ich alles von einer ganz andern Seite an, und nun da ich in Wahrheit glücklich bin, und ich gestehe es Ihnen,

daß ich es mehr bin als ich es je erwartet hätte, bedaure ich nichts mehr, als daß ich meinen Entschluß nicht schon weit früher gefaßt. Aber das wuste ich selbst nicht, daß man so glücklich in dieser Welt werden könnte.

Was Ihnen d'Orville gesagt, hat zum Theil seine Richtigkeit. Was mich befremdet ist dieses, daß eine Sache, die mit so vieler Vorsicht behandelt worden, doch hat bekannt werden können. Aber denselben Tag, da ich meine Freyheit erhielte, faßte ich auch zugleich den Entschluß, an den ganzen Vorfall nicht mehr zu denken, sondern ihn eben da zu begraben, wo ich mich selbst begraben würde. Also kein Wort weiter davon als dieses einzige, daß diese lezte Begebenheit endlich den Wunsch, den ich schon oft gehabt, aber nie hatte ausführen können, zur Vollendung gebracht, allem gute Nacht zu sagen.

Unser Freund Gerberon ist neulich bey mir gewesen. Und wer meynen Sie wohl wer mit ihm war? Fouquet, wenn Sie sich anders noch seiner erinnern. Diese beyden Menschen, die sich einander die Hälse bre=

brechen wollten, waren die besten Freunde und zahm wie Lämmer. Sie haben anfangs zu St. Remi in den Benedictiner Orden tretten wollen; sie giengen aber nun nach Italien um da ihr Vorhaben auszuführen. Es war blos ohngefehr, wenn anders dergleichen existirt, daß wir uns hier antrafen, da sie sich bey ihrer Durchreise die Abtey zeigen liessen. Unsre gegenseitige Freude und Verwunderung ist nicht auszudrücken. Wir haben auf immer in dieser Welt von einander Abschied genommen und das mit vielen Thränen. Aber wir freuten uns zugleich, daß wir auf dem Wege, den wir, Gott sey gelobt! jezt gehen, gewisse Hofnung haben, uns einmal in einer bessern Welt wieder zu umarmen.

Es ist doch immer merkwürdig, daß eben wir, die wir ehemals Gefehrten in einer ganz andern Art zu leben waren, nun einen fast gleichen Weg zu einem künftigen Leben erwählt haben. Ich bin gewis, mein Lieber, Sie würden es eben so machen, wenn die Grundsäzze, in welchen Sie erzogen worden, es Ihnen verstatteten, diesen Weg zu wählen.

Das werden Sie indessen nicht fürchten, daß ich Sie zum Proselyten machen will. Nein mein Freund, die gemäßigte Art zu denken, die mir immer, wie Sie wissen, eigen gewesen ist, obgleich ehedem aus ganz andern Gründen, ist noch jezt die meinige.

Wenn Sie noch weiter an mich schreiben sollten, so ist es durch **Duyard**, den Ihnen mein Bruder angegeben, am sichersten. Dies schreibe ich Ihnen, damit Sie nicht in Versuchung gerathen, nunmehr gerade zu an mich Briefe zu schicken. Denn diese würden gewis verlohren gehen. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen Schuz nehmen möge. In meinem täglichen Gebete werde ich gewis auch Ihrer gedenken. Erinnern Sie sich gleichfalls Ihres

aufrichtigen Freundes
Saint Nicaise

Nr. 2.

Sie haben sich nicht geirrt, mein lieber Freund. Gott sey gedankt, daß es ihm gefallen, mit mir eine solche Veränderung zu machen. Mein Herz bleibt darum gegen

gen Sie dasselbe, das es vormals war, und auch da, als ich Ihrer ganz vergessen zu haben schien, ist es immer so gegen Sie gesinnt gewesen. Aber darin irren Sie sich zuverlässig, wenn Sie meinen Entschluß der Leichtigkeit zuschreiben, mit der ich sonst wohl gewohnt war zu den entgegengeseztesten Dingen überzugehen. Gott weiß, daß dieser Entschluß schon lange in meinem Herzen lag. Aber er war einer Frucht gleich, die zwar angesezt hatte, aber durch das Wetter, das von Zeit zu Zeit einfiel, immer gehindert wurde vollkommen zu reifen. Endlich aber kam so viel Regen und Sommerwärme, daß sie zur Reife kommen mußte. Es wundert mich nicht, daß Ihnen dies alles so unbegreiflich vorkommt. Sie haben mich nur in einer einzigen Epoche meines Lebens gekannt, und ich muß es Ihnen gestehen, das ist gerade die, welche mir am wenigsten gefällt. Kennten Sie das Ganze desselben, gewis Sie würden anders denken. Aber ist es nicht eine vergebliche Sache mein Lieber, daß ich hierüber schreibe? Sie werden mich nicht von hier zurücke bringen können; und nimmer

würde ich dieses wollen. Und meine besten Gründe werden Sie nicht bewegen, mir gleich zu werden; und gesezt ich bewegte Sie; so würde ich immer unter tausend Sorgen seyn, daß Ihnen Ihr Entschluß einmal gereuen mögte: und denn — wäre ich der unglücklichste unter allen Menschen. — Man mag die Vorurtheile der Erziehung noch so lange begraben haben, so wachen sie doch über lang oder kurz einmal wieder auf, und es scheint alsdenn, daß sie durch die Heftigkeit, mit der sie beym Erwachen wirken, alles das auf einmal wieder einholen wollen, was sie während ihres Schlummers verabsäumt haben. Alles was ich erreiche wird dieses seyn, daß Sie von mir sagen, daß auch bey mir am Ende die Vorurtheile der Erziehung gewirkt, und mich bedauren.

Doch mein Freund, Sie wissen, wie sehr ich das Urtheil solcher Menschen schäzze, die bey mir, ihres Verstandes und Herzens wegen, einen gewissen bestimmten Werth haben. Es kann mir also auch keinesweges gleichgültig seyn, was Sie über mich denken. Damit ich Ihnen also auch nicht ganz unverständig,

nach Laune und Vorurtheilen gehandelt zu haben scheine, will ich ein paar Worte auf Ihre Einwendungen sagen.

Sie haben vollkommen recht, daß die Welt untergehen würde, wenn alle Menschen diese Lebensart ergreifen wollten, oder sollten. Aber wer behauptet denn auch, daß alle Menschen sie ergreifen müssen? Ich bin fest überzeugt, daß andre in derjenigen, die der meinigen geradezu entgegensteht, eben so gut und vielleicht noch besser ihr Heil bewirken können. Aber darum folget nicht, daß diejenige, welche ich erwählt, unrecht und verwerflich ist. Sie ist, wie ich an mir selbst erfahre, eben diejenige, die sich für mich am besten schickt, um mein Heil zu machen. Eben so unrecht als es ist, wenn man begehren wollte, daß alle Menschen sich einschliessen sollten: eben so unrecht ist es auch zu fodern, daß es niemand thun sollte. Glauben Sie mir, mein Lieber, es ist keine Lebensart in der Welt, sie ist von der Providenz bestimmt, und diese ruft diejenigen in die Welt, die in derselben ihr Heil schaffen sollen, und heißt dagegen andere die Einsamkeit su-

chen, die im Geräusch der Welt nicht so gut würden ihr Heil haben bewirken können.

Sie sagen mir, daß der Mensch bey allem Absondern, seinem gefährlichsten Feinde, den er immer in seinem Busen trägt, nicht entgehen könnte. — Gut! — Wie aber, wenn diesem Feinde auch noch von aussen Waffen gegeben werden, um mich anzugreifen? Soll ich ihm diese Gelegenheit diese Mittel nicht benehmen?

Ich gebe Ihnen auch darin recht, daß wir eigentlich zum gesellschaftlichen Leben berufen sind; und hängt das gegenwärtige Leben, wie ich gewis überzeugt bin, mit dem künftigen zusammen, so können die gesellschaftlichen Tugenden, die man gewöhnlicher Weise nur zu sehr an unser Hieseyn bindet, nicht genug cultivirt werden, weil wir auch jenseits nicht ohne Gesellschaft und Umgang seyn werden. Aber mein Ruf zum gesellschaftlichen Leben, findet nur so lange statt, als ich der Societät nuzbar seyn kann und sie mir selbst nicht gefährlich wird. Und höre ich denn hier auf der menschlichen Gesellschaft nuzbar zu seyn? Freylich mein Wirkungskreis ist nicht so ausge-

gedehnt und viel befassend als er ehemals war: er ist enger zusammengezogen. Aber ich wirke immer fort, und wie ich glaube, mit stärkern, mehr concentrirten Kräften. Kurz, mein Freund, alles kommt hier auf eigne Empfindung und Ueberzeugung an, und daher muß Selbstprüfung immer vorhergehen. Stellte man sie doch bey einem jedem Stande an, zu dem man geht, ehe noch der Schritt gemacht wird!

Sollte ich Ihnen die Vortheile schildern, deren ich in meiner gegenwärtigen Lage geniesse, so würde ich Ihnen ein ganzes Buch schreiben müssen. Mein höchster Beruf geht auf Gott, und ich glaube, ich bin's überzeugt, ihm noch nie so nahe angehört zu haben als jezt. Jezt habe ich Musse ihm ganz anzugehören; da nichts ist, was mich zwischen ihm und andern Dingen theilt. Nächst Gott bin ich selbst der Gegenstand meiner Sorgen und Bemühungen. Ich habe mir aber nie mehr angehört als jezt. Hier habe ich vollkommne Zeit über mein ganzes Leben genau nachzudenken, und werde durch keine äussere Dinge zerstreut, wie vormals geschah. Hier habe

ich

ich Zeit und Gelegenheit, mich selbst genau zu studieren, und mich mit jedem Tage mehr und mehr auszubessern. Was mich hieran in der Welt hindern konnte, das ist alles abgeschnitten. Was mir nachtheilig werden kann, ist entfernt: was mir nüzlich seyn kann, habe ich immer bey mir. — Aber was ich andern schuldig bin, sagen Sie, das fällt nun gänzlich weg. Sie irren sich sehr mein Freund! Die Gesellschaft hat sich nur verändert: das Wirken selbst hört nicht auf. Ich bin noch eben so thätig als ehemals, und der ganze Unterschied besteht darin, daß ich jezt mehr thun kann, weil sich mein Vermögen nicht so weit verbreiten darf, und ohne Gefahren für mich selbst. — Auf Ihr grosses Register von Fähigkeiten, die Sie bey mir finden wollen, antworte ich Ihnen nichts. Genug seyn Sie versichert, daß ich nichts besizze, was ich nicht gebrauche. Aber ich fühle es jezt mehr wie jemals, wie wenig ich bin.

Unsere Verbrüderung, mein Lieber, hat uns schon lange daran gewöhnt über die verschiedenen Religions-Partheyen ganz anders zu denken, als der gemeine Haufe von Menschen.

schen. Ich bin also fest überzeugt, daß das was Sie von dem faulen und unthätigen Leben der Religiosen sagen, nicht aus der gewöhnlichen Quelle hergeflossen ist. Wer wird es Ihnen ableugnen, daß unter hundert Religiosen kaum zwey des Brodts werth sind, das sie geniessen? daß viele Orden der Schwärmerey und andern unrechtmäßigen Ursachen ihr ganzes Daseyn zu danken haben? daß der Geist des Mönchswesens dem Staat und der menschlichen Gesellschaft manchen unersezlichen Schaden zugefügt hat? Einen Theil derselben abschaffen, einen andern reformiren, wer wird dagegen was einwenden können? Aber darum, mein Freund, hat diese Sache auch manches Gute. Daß die Klöster um die Wissenschaften, ihre Erhaltung und Fortpflanzung ausgemachte Verdienste haben, wissen wir alle, und vielleicht würde noch jezt der gröste Theil Ihres Deutschlandes eine Wüste seyn, wenn nicht Mönche und Einsiedler zuerst die Wüsten angebaut hätten und Leute dahin gezogen.

Ob die bey Ihnen aufkeimenden Reformen bis zu uns dringen werden ist nicht gewis, und so viel ich mein Vaterland kenne, wird

Frank=

Frankreich vielleicht unter allen katholischen Ländern das lezte seyn, in welchem sich die religieusen Orden erhalten werden. Gesezt aber auch dieses dränge bis zu uns, so würde mein Zustand dadurch eben keine grosse Veränderung leiden, da ich keine Gelübde übernommen, sondern eigentlich als Pensionair lebe.

Erlauben Sie mir, daß ich hier meinen Brief schliesse. Ich würde mich freuen, wenn ich Sie einigermaassen davon überzeugt hätte, daß ich nicht ganz ohne Ueberlegung gehandelt. Die ganze Sache aber ist viel zu weitläuftig, als daß sie in einem Briefe ganz abgehandelt werden könnte. Wenn Sie das kleine vortrefliche Buch von **der Einsamkeit der Weltüberwinder** gelesen haben, so hoffe ich werden Sie mir in vielen Stücken Beyfall geben. Sehen Sie, daß ich noch nicht meine deutsche Lectüre ganz aufgegeben habe. Ich bin ꝛc.

Nr. 3.

Sie sind also gar nicht mit meinen Briefen zufrieden, mein lieber Freund? Nun das verdenke ich Ihnen nicht, da ich die Sayte nicht berührt habe, von welcher Sie doch eigentlich woll=

wollten, daß ich den Ton angeben sollte. Aber wie konnte es anders seyn, da Sie beym Schreiben Ihrer Briefe, und ich beym Lesen derselben ganz verschieden dachten? Was Sie für eine Hauptsache hielten, sah ich für eine Nebensache an, die nur so gelegentlich mit eingeflossen wäre, und ich glaubte also dieses leicht übergehen zu können. Doch mein Freund, ich will ganz aufrichtig seyn und lieber sagen, daß ich mit Vorsaz von der ganzen Sache geschwiegen habe. Dies konnte ich um so vielmehr, da es, nach dem was Ihnen d'Orville gesagt hatte, wahrscheinlich war, daß Sie von allem wissen mußten. Ich hielte es also für überflüßig, mich weitläuftig über einen Gegenstand zu erklären, der Ihnen in den wesentlichsten Stücken bekannt war, und woran ich nie wieder denken kann, ohne viele traurige Erinnerungen in meine Seele zurückzubringen. Ich glaubte daher in meinem ersten Briefe schon genug davon gesagt zu haben, und das glaube ich noch. Sie wissen überdem, mein Lieber, daß meine ganze gegenwärtige Lage es mir nicht weiter verstattet mich mit dieser Sache zu befassen. Ich bin

in der Welt so viel herumgeworfen, daß ich der Ruhe gewis sehr bedarf, deren ich jezt geniesse, und die Erfahrungen, die ich mir eben unter unsern Leuten eingesammlet habe, haben mich so Kopfscheu gemacht, daß ich wohl nicht leicht in die Versuchung gerathen kann, an diese Sache weiter zu denken, als in so ferne es mein eignes Individuum anbetrift. Ich sage: *Laqueus contritus est et nos liberati sumus.* Lassen Sie mich also nicht weiter davon reden, und werden Sie nicht unwillig, oder sehen es nicht als eine Abnahme unserer Freundschaft an, wenn ich künftig **gänzlich** davon schweige. Denn wenn ich Ihnen auch sagte mein Lieber, daß es wohl in gewisser Hinsicht seine Richtigkeit hätte, was Ihnen **d'Orville** gesagt, daß ich endlich in der Sache zur gänzlichen Befriedigung meiner Wünsche gekommen, was würde es Ihnen helfen? An der Möglichkeit zweifelten Sie ja nie. Was Sie gewinnen, ist das einzige, daß Sie an Ihrem Freunde hievon ein Beyspiel haben: und das ist alles. Mehr kann ich nicht sagen, nicht thun, und hieran hat Misanthropie, in welche Sie befürch-

fürchten, daß meine Entfernung vom gesellschaftlichen Leben endlich ausgeartet sey, nicht den geringsten Antheil. Ueberhaupt steht Einsamkeit und Gesellschaft nicht so weit auseinander, als Sie glauben. Ich bin noch nie allein gewesen, wo ich auch am alleinsten war. Die Gegenstände der Unterhaltung machen allein den Unterschied aus. Und welche Gesellschaft nun die beste ist, das wird ein jeder nach seinem Geschmack am besten bestimmen können. In der grösten Gesellschaft sucht man sich insgemein eine kleinere, um sich desto besser unterhalten zu können. Es ist ein Fehler der spätern Schriftsteller, die die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Einsiedler geschrieben haben, daß sie diese heiligen Menschen fast durchgängig als finstere, schwermüthige und menschenfeindliche Leute geschildert. Das waren sie nicht: und das ist, wie ich denke der Natur gemäs. Denn wo die Seele ruhig ist, wo diese Ruhe von aussen durch nichts gestöret wird, da muß das Gesicht nothwendig heiter seyn. Glauben Sie mein Lieber, das eigentliche, was uns misvergnügt macht, kommt von Aussen und

nicht von Innen. Und wenn Sie Ihren alten Freund einmal wiedersehen sollten, so würden Sie ihn weit heiterer als jemals sehen. Fänden Sie denn auch gewisse Falten, so können Sie sicher darauf rechnen, daß diese nicht hier, wo ich jezt bin, entstanden sind. Das sind Narben von alten Wunden. Die Wunden sind geheilt, Gottlob ganz geheilt; aber die Narben sind geblieben.

Leben Sie glücklich, mein liebster Freund, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn ꝛc.

Nr. 4.

Ich kann nicht weiter, mein lieber Freund, als Ihren Bitten die meinigen entgegenzustellen. Ich lasse den Ihrigen vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren; aber gewis die meinigen sind eben so dringend, und wie Sie selbst einsehen werden, eben so gründlich. Wenn Sie anders mein Herz kennen und Sie kennen es gewis, so werden Sie überzeugt seyn, daß ich den Umfang meiner Verbindlichkeiten einsehe. Es ist überhaupt Pflicht der Menschlichkeit, daß wir diejenigen, die uns auf

dem Wege begegnen, für die Gefahren warnen, denen sie auf demselben ausgesezt sind. Um so viel mehr ist dieses eine Pflicht der Freundschaft. Aber wer heißt es Sie, überhaupt sich auf den Weg zu machen? Warum bleiben Sie nicht lieber gar zu Hause, wo Sie dergleichen gar nicht zu fürchten haben? — Wenn ich Ihnen aber dagegen sage, daß meine Ruhe, meine Glückseeligkeit dadurch gestört, oder doch wenigstens unterbrochen wird, wenn ich mich auf diese Dinge einlasse, von denen ich mich entfernt habe, und sollte es nur allein in gewissen sehr natürlichen Besorgnissen bestehen, werden Sie es mir denn verargen, daß ich mich dagegen streube, und Sie bitte nicht weiter davon zu reden? Kurz mein Lieber, der beste Rath, wenn es anders nicht schon zu spät kommt, und bey welchem Ihre und meine Bitte erfüllt werden kann, ist dieser, lassen Sie das alles fahren, so sind wir beyde geborgen.

Man hat Ihnen gesagt, daß bey Geistlichen in Auvergne viel Grosses anzutreffen wäre; und daß diejenigen unter den deutschen Brüdern, die am meisten unterrichtet wären,

von da ihre Erkenntnisse erhalten hätten. Das ist mein Freund, eine sehr weitläuftige und unbestimmte Addresse, der ich unmöglich nachgehen kann, so gerne ich Ihnen auch darüber Nachricht geben wollte.

Sie wollen ferner, daß ich Sie mit einigen guten mystischen Schriften bekannt machen soll. Wozu dieses? Ich könnte Ihnen davon wohl ein grosses Verzeichnis geben, die in unserm erleuchteten Jahrhunderte zu den dunklen Schriftstellern gerechnet werden. Da haben Sie ausser **Kempis**, den heiligen **Dionysius**, den heil. **Macarius**, **Hugo** und **Richard** von St. Victor, **Bonaventura**, **Rusbroch**, **Gerson**, **Harpe**, **Taulerus** und viele andere. Aber ich wüste nicht, wozu Ihnen diese Schriften dienen könnten. Wollen Sie vielleicht daraus lernen, wie man ein Mystiker werden soll? Mein Freund, so wie ich die Sache ansehe, bedarf der wahre Mystiker wenig Bücher, oder lieber gar keiner. Sein einziges Buch ist **Gott**, und das Ziel aller Mystik ist dieses, Gott so viel möglich durch die Gnade nahe zu kommen, daß man nichts mehr als Gott erkenne und verstehe,

und das lernt man durch — Liebe. Wie es mir aber vorkommt, so suchen gewisse Leute dabey andere Dinge, die gar nicht dahin gehören. Sind Sie vielleicht solchen Leuten in die Hände gerathen?

Was Sie mir zum Schluß Ihres Briefes melden, hat mir ungemein die Nachricht bestärkt, die mir ein Freund vor ungefehr einem Jahre gab, der eben aus Deutschland kam, als ich im Begrif war hieher zu gehen. Das ist gewis ein sonderbarer Contrast, der bey Ihnen zwischen der ungebundensten Freydenkerey, die nichts als was in die Augen fällt, glauben will, und der schwärmerischen Pietisterey, die lauter Wunder sucht und sieht, statt finden muß. Ehemals hätte ich mit Parthey gemacht. Jezt sind dies für mich nur Bilder, die vor meinen Augen vorüber geführt werden, wie in der magischen Laterne, und ich habe einmal die Wendung genommen, allein auf die Hand zu sehen, die sie vorüber führt. Alles was ich darüber Ihnen sagen kann, ist dieses, Sie zu bitten, sich in nichts von allen diesen Dingen einzulassen. Das ist das einzige Mittel gegen alle Gefah-

ren sich zu sichern, denen man unausbleiblich ausgesezt ist, so bald man, es geschehe aus welchen Gründen es wolle, es wagt nur einen Schritt über die Grenze zu sezzen. Vermag der Rath Ihres Freundes noch etwas über Sie, so sehn Sie sich vor. Ich rede aus Erfahrung. Der Schein betrügt, und ein ganzes Leben ist oft nicht im Stande, dasjenige wieder zurecht zu bringen, was ein einziger unbedachtsamer Augenblick verdorben hat. Ich bin ꝛc.

Nr. 5.

Sie haben also nun einen Beweis mein geliebter Freund, daß man auch in dem müßigen Leben, wofür Sie das meinige ansehen, so sehr mit Geschäften überhäuft seyn kann, daß es unmöglich ist in vier Monathen so viel Zeit zu gewinnen, um einem Freunde auf zwey Briefe einen zur Antwort zu schreiben. Ich bin nicht krank gewesen. Sollte es sich einmal fügen, daß ich einmal wieder gehindert würde, Ihnen so bald als Sie es wünschen, zu antworten, so fürchten Sie nicht gleich, daß eben eine Krankheit davon die Ursache sey.

Denn

Denn davon sollten Sie sogleich unterrichtet werden. Uebrigens haben Sie bey dieser Verzögerung meiner Antwort viel gewonnen. Denn Sie sind dadurch in der herrlichen Tugend, der Geduld geübet worden, die in der Welt so sehr unentbehrlich ist. Sie hätten also nicht alle die Schritte thun dürfen, die Sie gethan haben, und von welchen Sie nun schon müssen gesehen haben, daß sie unnöthig gewesen. Ich gestehe es Ihnen mein Lieber, ich bin noch nicht so weit mit mir, als ich will und muß. Aber ich habe es mir zur festen Regel gemacht, mich durch nichts, es mögen kleine oder grosse Vorfälle seyn, aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, und alles ohne Unterschied für gut anzusehen. Wenn man es doch recht dahin bringen könnte! Die Gründe dazu sind freylich gros, und sollten es auch nur allein diese beyden seyn, daß nichts, auch selbst was uns das unbeträchtlichste zu seyn scheint, ohne Zweck und Ursache geschieht, und daß alles dieses die Hand dessen lenkt, der lauter Gutes thut. Aber wie wenig sind wir fähig immer diese Gründe gelten zu lassen. Doch wenn man nur anfängt sich so zu gewöhnen, so erreicht

reicht man doch etwas, und alles, alles geht stufenweise. —

Die beyden Bücher, die Sie mir mit Ihrem ersten Briefe zugeschickt haben, haben mir ungemein viel Vergnügen gemacht. Aber das eine ganz zu verstehen, wer kann das? doch lassen Sie mich lieber sagen, zu **fassen**? und ich bin überzeugt, daß der liebe Mann noch weit mehr dabey gedacht hat, als er ausdrücken können. Es gehört mit zu den Unvollkommenheiten dieses Lebens, daß unsre Sprache in engere Grenzen eingeschlossen ist, als unsre Begriffe: und ich bilde mir es fest ein, daß es zu den Vollkommenheiten jenes Lebens mit gehören wird, daß unser Ausdruck unsern Begriffen wird angemessen seyn. — Doch wer weiß, ob denn nicht gar, was gedacht, auch zugleich gesehen wird. Ich erinnere mich so was bey einem alten Schriftsteller, ich weiß nicht bey wem gelesen zu haben, der die Fabel, daß die abgeschiedenen Seelen nackend seyn werden, so versteht.

Ich komme nun zu dem was in Ihrem Briefe die Hauptsache ist. Ich könnte Sie freylich mit Ihren eignen Waffen schlagen, da

nach

nach Ihren Grundsäzzen die Toden sich nicht mehr darum bekümmern was die Lebendigen von ihnen denken, es mag nun seyn, weil ein zu grosser Abstand zwischen beyden ist, oder weil Sie überzeugt sind, daß Sie doch einmal in Zukunft anders denken, und das ungünstige Urtheil zurück nehmen werden. Aber ich bin nicht ein Sophist, um mit Waffen zu streiten, von deren Unrechtmäßigkeit ich bey mir überzeugt bin. Sehe ich mich gleich mein Lieber, vollkommen als einen an, der schon gestorben ist; so ist es mir doch darum nichts weniger als gleichgültig, was man von mir denkt und urtheilt. Wenn mich aber die ganze Welt unrecht beurtheilen und mich verkennen sollte, würde ich es weit leichter, weit gelassener ertragen, als wenn ich so unglücklich seyn sollte, von Ihnen verkannt zu werden. Alle Ihre mir ehemals erwiesene Freundschaft ist ganz unauslöschlich in meine Seele eingeschrieben. Ich hasse nichts mehr als Undank. Sie wissen auch, daß bey allen meinen Fehlern ich jederzeit der treueste Freund meiner Freunde war: und alles dieses Gute sollte ich nur in den Augen meines besten Freundes nicht

mehr besizzen; das würde mir unerträglich seyn.

Bey dem allen mein Lieber, muß ich aber doch meinem einmal gefaßten Entschluß treu bleiben, und wenn Sie mir einigermaassen Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollen; so werden Sie es nicht meinem Herzen oder meinem Willen, sondern ganz unübersteiglichen Hindernissen zuschreiben, die mir im Wege stehen, Ihnen darin, worin Sie es wünschen, zu willfahren. Ich habe schon oft die Warheit bestättigt gefunden, daß es besser ist von einer Sache gar nichts zu wissen, als sie nur halb zu kennen. Eben dies trift auch hier ein. Hätte Ihnen doch lieber **d'Orville** gar nichts gesagt, als eine halbe unvollständige Nachricht, und von der er selbst wissen mußte, daß sie unvollständig, und nur geschickt war Sie zu beunruhigen, aber nicht Sie zufrieden zu stellen. Ich nehme Ihr Versprechen indessen an, und schicke Ihnen auf dasselbe, freylich nicht, was Sie wollen, aber was mich doch eben deswegen hinlänglich bey Ihnen rechtfertigen wird, nemlich einen Aufsaz von allen den Vorfällen,

len, welche mir zugestossen sind. Ich machte mich an diese Arbeit vor ungefehr zwey Jahren, um meinem Gaston einen sichern Leitfaden zu hinterlassen, wenn ihn sein Schicksal vielleicht in einen gleichen Labyrinth führen sollte, als derjenige war, in welchem sein Vater so lange hat herumirren müssen, bis er endlich in diesem Winkel die so lange gesuchte Ruhe gefunden. Weil ich mich nicht gerne von neuem in alle die Scenen versezzen mag, die nun vorüber sind, und ich die Abschrift den Händen eines Freundes anvertraut habe, von welchem ich sie nicht zurücke nehmen mag; so werden Sie es mir verzeihen, daß ich Ihnen das erste Brouillon schicke. Dies wird mich nicht allein vollkommen bey Ihnen rechtfertigen, sondern Ihnen auch in andrer Hinsicht vielleicht von grösserm Nuzzen seyn, als wenn ich Ihre Fragen zu beantworten suchte (*). Ich bin ꝛc.

Nach-

(*) Der folgende Aufsaz war nicht ein Brouillon, auch nicht von derselben Hand, von welcher die Briefe waren. Es ist daher zu vermuthen, daß der Besizzer dieser Briefe, den Aufsaz

Nachschrift.

Wenn Sie mir die Beylagen zurückschicken wollen, so geben Sie selbige wohl versiegelt meinem Bruder. Ich habe meine Ursachen, warum ich es nicht gerne sehe, daß etwas mehr als ein Brief mir durch *Vuyards* Hände komme.

von dem Leben seines Freundes selbst abgeschrieben, und das Original des Brouillons demselben zurückgeschickt. Anm. des Herausgebers.

Für

Für meinen Gaston.

Wenn Dir mein geliebtes Kind, der treue Freund Deines Vaters und der Deinige, dieses Paquet übergeben wird, dann werde ich schon der Bewohner einer bessern Welt seyn, wo Gefahren und Fall nicht weiter zu fürchten sind. Und denn siehe dieses an, als einen sichern Leitfaden, den ich Dir gebe, um Dich aus manchen Irrwegen herauszufinden. Es kann der Vorsehung gefallen, mich so lange zu erhalten, daß ich Dich selbst von allem dem was Du hier liesest, unterrichten kann. In diesem Fall soll es Dir dazu dienen, Dein Gemüth von Zeit zu Zeit an alle diese Vorfälle zu erinnern, wenn sie etwann Deinem Gedächtnis entfliehen mögten. Siehe hier in allen Fällen das Bild Deines Vaters in seiner Geschichte Dir vorgestellt, damit Du durch sein Beyspiel gewarnet und unterrichtet, die Abwege vermeidest, die Dich ins Verderben stürzen könnten, und im Gegentheil mit Festigkeit die Wege wandelst, die entweder ich, oder mein Freund — Dir zeigen werden, um Deiner Bestimmung und

Dei-

Deinem Glücke zuzugehen. Meiner Absicht nach soll Dir diese Schrift alsdenn gegeben werden, wenn Du zur M. — im Orden gekommen bist. Du wirst alsdenn nur noch immer geglaubt haben, daß Dein Eintritt in den Orden das Werk Deiner Wahl und Deines eigenen Willens gewesen. Es ist nicht also. Es war der meinige, oder vielmehr mein Wunsch, den meine Freunde zu billigen die Güte hatten, um in dem Sohne, wenn er es werth seyn würde, den Vater noch zu lieben. Ohne daß Du es wustest, wardstu geführt, und von Ferne ward Dein Herz und Dein Wille geleitet, um dasjenige zu begehren, was man wollte, das Du begehren solltest.

Wenn ich alle die Gefahren und Schwierigkeiten bedenke, denen der gröste Theil von Menschen, die sich in diese Gesellschaft begeben, ausgesezzet ist; so hätte ich billig diesen Wunsch gänzlich unterdrücken sollen, und es würde nicht Wohlthat, sondern Grausamkeit gewesen seyn, wenn ich Dich auch nur von Ferne denselben hätte Preis geben wollen. Aber wenn ich das unendlich viele Gute, das

mir

mir auf diesem Wege zugeflossen ist, das Glück in Erwegung ziehe, dessen ich endlich auf demselben theilhaftig worden bin; so konnte ich wohl nichts sehnlicher wünschen, als daß auch mein Gaston ein gleiches Schicksal haben mögte. Dieses wollte ich Dir zuwenden, und jenes von Dir entfernen. Der beste und sicherste Weg, den ich dazu wählen konnte, ist der, den Du hier Dir vorgezeichnet siehst. Ich mußte überdem besorgen, daß Du beym Eintritt in die Welt, entweder von andern bewogen, oder aus eigener Eitelkeit, eigener Neugierde, und was Dich sonst dazu antreiben könnte, Dich von selbst in diese Verbindung einlassen mögtest, ohne daß ich und diejenigen, die Dich hätten auf den rechten Weg bringen können, darum gewust. Da hättestu Dich auf ein weites Klippenvolles Meer begeben, voller Ungestüm, und wer weiß ob eine wohlthätige Welle Dich nach langem Kampf endlich wie mich ans Land geworfen hätte. Damit du diesem Schicksal nicht ausgesezt würdest, ward alles so gelenkt und angeordnet, wie es bisher mit Dir gegangen ist. Was Du also vielleicht sonst mit

un=

unsäglicher Gefahr und ohne die mindeste feste Aussicht geworden wärest, das bist Du nun ohne alle Gefahr geworden, und es ist Dir am Ende der Laufbahn in der Du gehst, ein glänzend Ziel bestimmt. Es kommt nun allein auf Dich an, daß Du Dich desselben würdig machst, Deine Hauptperspective nie aus den Augen lässest, und nicht zugiebst, daß Dir durch diese oder jene Vorspiegelung Dein grosses Ziel aus dem Gesicht gerücket werde. Ich weiß hiezu kein bessers Mittel, als wenn ich Dich selbst mit allem bekannt mache, was ich erfahren habe. Das wird Dich in den Stand sezzen, nicht nur die Fehltritte zu vermeiden, in welche ich gerathen bin, und zu welchen es Dir auch nicht, oder zu ähnlichen an Veranlassungen fehlen wird, sondern es wird Dich auch ermuntern, unverrückt den geraden Weg fortzugehen, der Dir zu Deinem Glücke vorgezeichnet ist.

Ich ward in dem Seminair von Sanct Nicolas zu Paris erzogen, und meine Mutter, die damals nur noch allein lebte, bestimmte mich zum geistlichen Stande. Wahrscheinlich geschah es blos in der Absicht, um

durch

durch mich einmal der Familie aufzuhelfen, da der Bischof von Beziers ein Verwandter meiner Mutter war, durch dessen Vermittelung mir einmal, wie sie glaubte, eine gute Pfründe nicht entgehen könnte. So brachte ich meine Jugend zu, und ich lernte mehr als der gröste Theil meiner Mitschüler: denn ich lernte alle morgenländische Sprachen, worin ich von dem Abt l'Avocat noch besonders unterrichtet wurde. So gieng es bis in mein achtzehentes Jahr, da einer meiner Vettern, der mit mir von gleichem Alter war, und bey dem Regiment von Türaine stand, nach Paris kam. Er besuchte mich zum öftern, und ich fand so viel Vergnügen in seinem Umgang, daß ich oft meine Classen versäumte, um einen halben Tag bey ihm zuzubringen. Dies war der erste Schritt zu allen Widerwärtigkeiten, die ich nachmals erfahren habe. Mein Verhalten war immer unrecht: es hatte indessen sehr viel Scheingründe für sich. Es war mein Vetter, den ich besuchte, mit dem ich die ersten Jahre der Kindheit zugebracht hatte: denn bis an den Tod meines Vaters war er bey meinen Eltern erzogen worden,

den, worauf er in die Provinz zurückgeschickt wurde und ich ins Seminarium gieng. Er war überdem im Begrif, auf die nächste Ordre mit den Truppen nach Deutschland zu gehen, und es war daher sehr ungewis, ob ich ihn jemals wiedersehen würde. War es mir daher zu verdenken, daß ich jeden Augenblick nuzte, den ich mit ihm zubringen konnte? Mit diesen Gründen rechtfertigte ich bey mir selbst mein Verhalten. Hätte ich die wahren Ursachen desselben untersucht, so würde ich gefunden haben, daß das Gefallen an seiner Lebensart und an der lustigen Gesellschaft andrer junger Officiere, die ich bey ihm gewöhnlich antraf, daran mehr Antheil, als die Freundschaft hatte. Es währte nicht lange, so fand ich daran so viel Geschmack, daß mir das Seminarium und alles in demselben äusserst zuwider war. Ich war eitel und leichtsinnig, wie insgemein alle jungen Leute sind. Meiner Eitelkeit wurde nicht wenig geschmeichelt, wenn ich oft meinen Vetter und seine Cameraden sagen hörte, daß es Schade sey, daß ein so hübscher Junge wie ich ein Pfaf werden sollte. Ich versuchte es, wie mir die

Uniform meines Vettern stehen würde; ich besah mich der Länge nach im Spiegel, und fand wirklich, daß ich allerliebst aussah. Mit Misvergnügen zog ich sie wieder aus, und mit noch grösserm Misvergnügen zog ich meine Soutane wieder an. Vielleicht würde ich diese Unzufriedenheit mit meiner Bestimmung gar bald wieder überwunden haben, wenn nicht bald darauf ein ganz kleiner unbeträchtlicher Zufall mir mit einem mal den Kopf verdrehet hätte. Ich hatte einen Nachmittag bey meinem Vetter zugebracht, und war im Begrif nach **Sainct Nicolas** zurückzugehen, um zur Zeit des Gebets wieder zu Hause zu seyn, als der Chevalier **Virieux** ins Zimmer tratt, und meinen Vetter bat den Abend bey ihm zuzubringen. Er nannte ihm einige andere Officiere, die er gleichfalls zu sich gebeten hatte, und wandte sich hierauf an mich mit den Worten, **und Sie mein lieber Abbe', werden mit von der Parthie seyn.** Ich entschuldigte mich so gut als ich konnte, weil es mir nach den Gesezzen des Hauses durchaus nicht erlaubt sey auszubleiben. **Ba!** erwiederte er, **Sie werden doch nicht ewig**

als ein kleines Kind behandelt werden? Indessen blieb ich dabey und wanderte misvergnügt nach St. Nicolas zurück. Nun war mein Stolz empfindlich gekränkt. Ich empfand, was ich nie empfunden hatte, daß ich ein Sclave war: ein unmündiges Kind, das unter der Ruthe stand. Die Directeurs des Hauses sah ich ganz anders an als vorher. Sie waren in meinen Augen meine Zuchtmeister, das Haus ein Gefängnis. Ich hielte das Vergnügen, das ich den Abend über hätte haben können, mit der ermüdenden unangenehmen Einsamkeit zusammen, die mich umgab, und nun war der Entschluß zur Reise gebracht, mein Collet mit der Uniform zu vertauschen. Ich entdeckte ihn am folgenden Morgen meinem Vetter, von welchem ich noch mehr in demselben bestärkt wurde, und reisete noch denselbigen Tag nach Beauvais zu meiner Mutter, um mir ihre Erlaubnis zu erbitten.

Mein Antrag, der auf einmal ihren ganzen Plan zerrüttete, ward so aufgenommen, als ich es erwarten konnte. Sie war ganz untröstlich und wandte alles an, um mich von mei-

meinem Vorsazze zurückzubringen. Ich erhielte endlich einen Beystand an einem Mann, von dem ich es am wenigsten erwartet hätte. Dies war ein Minime mit Nahmen le Maire, der der Beichtvater meiner Mutter und ein sehr rechtschaffener Mann war. Dieser Mann beredete selbst meine Mutter, in die Veränderung meines Standes zu willigen, indem es besser sey, daß ich ein guter Soldat, als ein schlechter Geistlicher würde, da meine Neigungen mit diesem Stande nicht übereinstimmten. — Der gute Mann hatte vollkommen Recht; aber wie viel gäbe ich nicht darum, daß er nie meine Mutter bewogen hätte, meinem Willen nachzugeben. Aber, dies war nicht seine sondern meine Schuld. Ich ward also Soldat und war so glücklich, unter demselben Regiment, unter welchem mein Vetter stand, eine Stelle zu erhalten.

Als ich nach Paris zurückkam, gieng ich bald nach St. Nicolas, um meinen Directeurs zu danken, von meinen dortigen Freunden Abschied zu nehmen, und noch einige Kleinigkeiten zu berichtigen. Ich sahe freylich, daß meine Wahl, von der sie schon schriftlich von

meiner Mutter waren unterrichtet worden, nicht den Beyfall der Directeurs hatte. Indessen fand ich doch diese guten Männer ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Sie schienen mir nun mit Einmal nicht mehr die lästigen widrigen Zuchtmeister zu seyn, die sie seit der Zeit meines Umganges mit meinem Vetter, in meinen Augen gewesen waren. Sie waren dieselbigen, die sie mir ehemals gewesen waren, und ich war aufs innigste gerührt, als ich mich nunmehr von ihnen trennen mußte. So ist der Mensch, wenn er sich im Stande der Leidenschaften befindet. Alles stellt sich seinen Augen anders vor, als es wirklich beschaffen ist. Die Leidenschaft wird befriedigt, und alsdann erhalten die Gegenstände erst ihre vorige Gestalt wieder. Ich bin fest überzeugt, daß ich noch damals würde zurückgetretten seyn, wenn es möglich gewesen wäre, und ich mich nicht vor meinem Vetter geschämt hätte, der zugegen war, so schwer fiel es mir, mich von einem Ort zu entfernen, in welchem ich so viele sanfte, unschuldige, stille Freuden genossen hatte, und wo ich so viele tugendhafte Freunde zurücke ließ.

Bald darauf reisete ich in Begleitung meines Vettern zu meinem Mutterbruder, der zu Abbeville von einer Pfründe lebte. Dieser Mann liebte mich mit einer so ausserordentlichen Zärtlichkeit, als wenn ich sein eignes Kind gewesen wäre. Alle Launen und Sonderbarkeiten, die ihm eigen waren, hörten auf so bald er mich sahe, und wer was von ihm erlangen wollte, war der Gewährung seines Wunsches gewis, wenn er sich nur an mich wandte. Ich weiß nicht, was er für Absichten mit mir haben mogte; aber als ich in der Uniform zu ihm kam, um von ihm Abschied zu nehmen, flossen die hellen Thränen von seinen Wangen. Er redete mir viel über den Schritt, den ich gemacht, und suchte mir meine Wahl von einer so nachtheiligen Seite vorzustellen, als es nur möglich war. Ich suchte ihn freylich mit allen erdenklichen Gründen zu widerlegen; aber meine Philosophie war ein schwacher Zwerg gegen die seinige, und von seinen Gründen, oder vielmehr von seiner zärtlichen Theilnehmung an meinem Schicksal gerührt, wäre ich gerne wieder umgekehrt, wenn ich es mit Ehren hätte

te thun können. Was mir am meisten auffiel, war dieses, daß er mir zu wiederholten malen sagte, daß ich seine grossen Absichten mit mir ganz vereitelte. Ich frug ihn vergebens darnach, was er für Absichten mit mir gehabt. Alles was ich herausbrachte, war dieses einzige: **Ich hoffe zu Gott, daß es doch mit dir kommen wird, wie ichs im Sinne hatte.** Damals konnte ich nichts anders denken, als daß mein Oheim mir durch seine Connexionen gewisse Vortheile hatte verschaffen wollen, falls ich im geistlichen Stande bliebe. Ich schied endlich von ihm, nachdem ich ihm das heilige Versprechen hatte geben müssen, ihm oft zu schreiben, und nichts von Wichtigkeit ohne sein Vorwissen zu unternehmen. Da er mir eine jährliche Pension von sechshundert Livres zusicherte, und dieselbe, wenn ich mich gut verhalten würde, zu vermehren versprach, war mir zu viel an der Gewogenheit meines Oheims gelegen, als daß ich nicht alles hätte anwenden sollen, um sie mir zu erhalten.

Ich war also nun mit williger und schwieriger Zustimmung meiner Verwandten Soldat.

hat. Die Zeit, die ich noch vor unserm Aufbruch nach Deutschland in Paris zubrachte, gieng in Vergnügungen hin. Ich darf davon nicht eine weitläuftige Erzählung machen. Paris ist ein Ort, wo man Vergnügungen finden kann, wie man sie haben will, ohne daß man sie mühsam suchen darf, und unter der Anführung eines solchen Lehrmeisters, als mein Vetter war, konnte ich nicht lange ein Lehrling bleiben. Ich war überdem von einem sehr lebhaften Temperament, von Natur zur Freude geneigt, und es konnte mir nicht leicht eine Gelegenheit mich zu vergnügen gezeigt werden, die ich nicht mit beyden Händen ergriffen hätte. Ich gab indessen doch nicht in alle die Unordnungen, welchen sich meine Freunde ohne alle Zurückhaltung überliessen. Vielmehr äusserte sich immer dagegen bey mir ein ganz unwiderstehlicher Widerwille, wovon ich noch nicht weiß, wem ich denselben vorzüglich zuschreiben soll, mir selbst oder meinem gütigen Schuzgeist, der mir zur Seiten war. Folgende Geschichte ist davon ein überzeugender Beweis: Wir waren an einem Abend auf einem Ball: vom Trunk

und Tanz erhizt, verschwanden einige, die zu unserm engern Zirkel gehörten, aus der Gesellschaft, und **Virieux** winkte mir Ihnen zu folgen. Wir durchkreuzten einige Strassen und kamen endlich an ein Haus, wo man uns auf ein Zeichen, das einer aus der Gesellschaft gab, einließ. Wir waren kaum in das Zimmer getretten, so sahe ich schon, daß dies eben kein Tempel der Tugend und der Unschuld war, in welchen ich gekommen. Die Wirthin, ein abscheuliches Weib, deren Stirne von allen Missethaten, deren sie sich schuldig gemacht, schon gebrandmarket war, aber von allen aus der Gesellschaft mit dem ehrwürdigen Nahmen einer Mutter beehrt wurde, war gleich bereit uns Wein und Liqueurs aufzutragen. Es ward getrunken, und nach und nach holte sich ein jeder aus der Gesellschaft aus den benachbarten Kammern ein Mädchen, um die Gesellschaft zu erheitern. Diese Creaturen erschienen mit der frechsten Stirne, und in dem liederlichsten Aufzuge, der sich denken läßt. Da ich der einzige war, der noch nicht versorgt war, nahm mich **Virieux** bey der Hand, um mich

in

in ein Cabinet zu führen, aus welchem eben ein junges Mädchen, das nur sechzehen Jahre haben mogte, herauskam, um auch an dieser saubern Gesellschaft Theil zu nehmen. Nun, du kleine Hexe, sagte er zu ihr, auf wen wartest du? Ein solcher Bissen wie dieser ist, ist dir noch nie geworden, indem er mich ihr zuführte. Ich ward, als wenn ich vom Kopf bis zu den Füssen mit kaltem Wasser begossen würde, mein Herz fieng an zu klopfen, meine Eingeweide regten sich mit allen Empfindungen des Ekels, und ohne es zu erwarten, daß das unglückliche Geschöpf mich umarmen konnte, wie sie zu thun im Begrif war, schlich ich zum Zimmer und zum Hause hinaus, und kehrte zum Ball zurück. So wüst und unordentlich es auf demselben herzieng, so war mir doch beym Eintritt ins Zimmer, als ob ich aus der Hölle in die Versammlung der Engel einträtte.

Meine Freunde zogen mich den andern Tag mit meiner schleunigen Entfernung auf. Wenn ich aber gleich ihre Unordnungen in meinem Herzen verabscheuete, so war ich doch schon

zu weit verfallen, als daß ich es gewagt hätte, die wahre Ursache meiner Entfernung anzugeben, und zu gestehen, daß noch einiges Gefühl von Schaam und Tugend in meiner Seele übrig war. Ich schützte eine schleunige Unpäßlichkeit vor, und war dagegen bemüht, meine Freunde bey allen andern Gelegenheiten davon zu überzeugen, daß ich nichts besser seyn wollte als sie. So leicht können Begriffe von wahrer Ehre aus der menschlichen Seele verdrängt werden: vielleicht würde mancher nie ein Lasterhafter geworden seyn, wenn er sich nicht, durch die elenden Vorurtheile der Menschen verleitet, geschämt hätte, sich für die Tugend zu erklären.

Mitten in diesem Gewühle von Unordnungen, ward ich auch Freymäurer: und es war in der That Unordnung und Ausschweifung, daß ich es ward. Diesen Beruf kann niemand billigen: ich billige ihn selbst nicht. Indessen wird es nie an Leuten fehlen, die nur aus blossem Hang zum Vergnügen Freymäurer werden: und das war mein Fall. Dieser Orden gehörte damals mit zu den Dingen, die man Mode heißt. Mein Vetter

und

und der Chevalier de la Lücerne glaubten, daß das einzige, was mir noch fehle, um ein vollkommner Mensch für die schöne Welt zu seyn, dies einzige sey, daß ich noch ein Profaner wäre. Da ich unter ihren Händen zu so vielen Unordnungen eingeweihet worden, konnte ich diese Einweihung auch nicht ablehnen. Ich ward vorgeschlagen, und in einer Loge, die der Marquis von Saincte Croix in der Strasse Richelieu hielte, glücklich aufgenommen. Was ich gesucht hatte, das fand ich. Es fehlte in dieser Loge nicht an Ceremonien, und den gewöhnlichen Versicherungen, daß sie und der Orden überhaupt viel grosses und wichtiges enthielten. Aber so bald die eigentliche Loge vorbey war, dachten wir weiter nicht daran; sondern folgten unserm Meister treulich nach, der im Grunde die ganze Sache für eine Sache des Vergnügens ansahe. Vielleicht wäre ich immer in diesen Gedanken geblieben, wenn ich nicht auf eine sonderbare Weise auf ganz andre Begriffe wäre geführet worden.

Was uns in der ersten Erziehung eingepflanzet worden, kann zwar mit der Zeit

und durch allerley Umstände sehr unterdrückt werden, aber es ist selten, daß es so gänzlich ausgetilget wird, daß es doch nicht immer von Zeit zu Zeit wieder hervorsprossen sollte. Ich war in einer sehr kurzen Zeit sehr weit in meinem Hange zur Sinnlichkeit gekommen. Alles das, woran ich ehemals so viel Vergnügen gefunden hatte, hatte für mich gar keinen Reiz. Mein Geschmack war so verderbt worden, daß ernsthafte und verständige Gespräche mir unausstehlich waren, und das schaalste und abgeschmackteste Geschwäz der Leute, mit welchen ich umgieng, mit Bewunderung und dem lebhaftesten Vergnügen von mir angehört wurde. Ordnung und Regelmäßigkeit war aus meiner ganzen Lebensart mit einmal verbannt. Ich überließ mich dem Spiel, den Vergnügungen der Gesellschaften, schwärmte ganze Nächte durch, begieng alle nur mögliche Thorheiten, und wenn ich mich nicht andern Ausschweifungen überließ, so glaube ich noch immer, daß mehr ein gewisser Stolz und die Besorgnis mir zu schaden daran einen grössern Antheil, als meine Tugend hatte. Denn ich sahe es

an verschiedenen meiner Freunde, die fast nie dem Arzt und Wundarzt aus den Händen kamen, was diese Arten von Ausschweifungen für verwüstende Folgen hatten. Ich war keusch aus Liebe gegen mich selbst, und aus Furcht eine so entstellte Figur, als einige meiner Freunde in die Gesellschaft zu bringen: aber darum nichts weniger als ordentlich und tugendhaft. Zuweilen erwachten in meiner Seele manche gute und heilsame Ueberlegungen; aber sie wurden gar bald wieder verdrängt, und Morgen stürzte ich mich in eben die Thorheiten, die ich gestern gemisbilligt hatte.

So weit ich meinem Triebe zum Vergnügen den Zügel schiessen lassen, so hatte ich doch noch nicht alle Empfindungen der Religion gänzlich bey mir unterdrückt. Noch neben her beobachtete ich so ziemlich die Gesezze der Kirche. Ich sage so ziemlich: denn meine Moral hatte ich schon weit leichter gemacht, und mich von vielem selbst dispensirt. Ostern kam und ich nahm mir vor zu beichten. — So voll von Widersprüchen ist der Mensch. Ich war nichts weniger als ernstlich darauf be-

bedacht mich zu bessern. Ich hielte es so gar für eine Unmöglichkeit, da ich meine unregelmäßige Lebensart für eine Sache ansahe, die mit meinem Stande nothwendig verbunden wäre, und nach welchem sich die Religion billig fügen müßte. Aber von der Verbindlichkeit auf Ostern zu beichten, konnte ich mich noch nicht dispensiren. Ich war anfangs Willens, zu demselben Geistlichen zu gehen, der schon im Seminair mein Gewissensführer gewesen war; aber die Schaam hielt mich davon zurück, da ich wuste, daß diesmal mein Register in wenig Monathen weit grösser war, als es sonst in einigen Jahren nicht gewesen. Ich gieng also zu dem Pfarrer von Sainct Germain l'Auxerrois, dem ich gänzlich unbekannt war. Ich weiß nicht, was es mir eingab; aber unter meine Sünden rechnete ich auch diese, daß ich ein Freymäurer geworden, und zu meiner größten Verwunderung hörte ich, daß dies die grösseste unter allen Sünden war, die ich begangen hatte. Ich hätte nun diese Gesellschaft gänzlich meiden sollen: aber das konnte ich nicht wegen der Verbindung mit meinen Freunden. Die Erzie-

ziehung, die ich genossen, die Grundsäzze die ich eingesogen, hatten noch zu feste Wurzeln bey mir gefaßt, als daß ich mich hätte entschliessen können, mein Versprechen, das ich dem Geistlichen gegeben hatte, und unter welchem er mir die Absolution ertheilt, so gleich mit Füssen zu tretten: und auf der andern Seite würde ich es mit allen meinen Freunden verdorben haben, wenn ich mich von der Loge zurückgezogen hätte. In diesem Gedränge zog ich, ich weiß selbst nicht mehr aus was für einem Triebe, meinen Oheim zu Rathe. Da ich ihm so offenherzig geschrieben hatte, als ob er mein Beichtvater gewesen wäre, so enthielte zwar seine Antwort manche ernstliche Ermahnungen, und vorzüglich misbilligte er es, daß ich mich, ohne ihn zu fragen, in eine so bedenkliche Sache eingelassen hätte. Aber zu meinem grossen Trost, erhielte ich zugleich die Versicherung, daß der Orden nichts sträfliches enthielte. Er gab mir nicht nur die Erlaubnis, in demselben zu bleiben, sondern ermahnte mich auch, mich durch ein regelmäßiges Verhalten der Geheimnisse desselben werth zu machen. Nur emp-

fahl er mir Behutsamkeit, und warnete mich vornemlich vor denjenigen unter den Freymäurern, die eine so ernsthafte Sache leichtsinnig behandelten, und sie blos für eine Sache des Vergnügens ansähen. Diese Aeusserungen meines Oheims machten es mir sehr wahrscheinlich, daß er besser als der gute Pfarrer von Sainct Germain unterrichtet seyn mögte. Ich war so gar geneigt zu glauben, daß er selbst zum Orden gehören mögte, und wäre nach diesem Briefe gerne zu ihm gereiset, um mit ihm über diese Angelegenheit zu reden. Aber die Zeit war da, daß wir nach Deutschland mußten. Indessen hatte der Brief meines Oheims solchen Saamen in mein Herz gestreut, der immer fort keimte, und ich nahm mir vor, von nun an darauf zu denken, wie ich im Orden weiter kommen mögte. Ich ward also das, was man einen eifrigen Freymäurer nennt. Ich kroch noch vor unserm Abzuge nach Deutschland so viel Logen in Paris durch, als ich auffinden konnte. Ich ward *Ecossais* von *St. André*, und erhielte bald darauf in der Loge des Prinzen von Condé die Stuffen eines *Elû*, *Illustre*

und

und *Sublime*. Damals sahe ich zum erstenmal den **Marquis de Lernay**, durch welchen nachmals unsre Maurerey auch nach Deutschland gebracht wurde. Darüber gieng unser Zug nach Deutschland vor sich. Diese maurerischen Stufen waren damals unter uns eine Seltenheit. Wer *Ecossais* von *St. André* war, ward damals noch als ein grosser Maurer angesehen, und daher kam es, daß ich nachmals in der Ambulante des Vicomte **de Grave** die Stelle eines zweyten Aufsehers erhielte, auf welche mich sonst wohl weder mein Alter, denn ich war damals noch nicht ein und zwanzig Jahre, noch meine Regelmäßigkeit hätten Anspruch machen lassen.

Auf unserm Zuge nach Deutschland hatte ich das Unglück, daß ich zu **Chalons** von einem so heftigen Fieber angegriffen wurde, daß ich durchaus zurückzubleiben genöthigt war. Meine Krankheit daurete über vier Wochen, und als ich von derselben genesen war, hielten es doch die Aerzte für nothwendig, daß ich noch einige Wochen dort zubringen mögte, ehe ich zur Armee gieng, um meine Kräfte vollkommen wiederherzustellen. Die-

ser kleine Verzug hatte für die kommenden Tage meines Lebens die wichtigsten Folgen, und vielleicht würde ich nie so glücklich und nie so unglücklich geworden seyn, als ich nachmals ward, wenn dieses nicht gewesen wäre. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß die Vorsehung etwas Böses wirke, damit etwas Gutes daraus entstehen möge. Aber sie, die das Ganze übersieht, läßt es zu, daß ein geringers Uebel geschieht, und gebraucht wohl unsre eignen Vergehungen dazu, um für andre gesichert zu werden.

Bey meinem Aufenthalt zu **Chalons** ward ich mit einem jungen Menschen bekannt, der sich den Chevalier **de la Villette** nannte. Seine Mutter war die Wittwe eines Officiers, und lebte von einer Pension, die ihr der König gab, um die Verdienste ihres Mannes, der im lezten Kriege in Deutschland geblieben war, zu belohnen. Ich ward bald in dem Hause seiner Mutter bekannt, die auf die Empfehlung ihres Sohnes mir die Erlaubnis ertheilte, sie so oft ich wollte zu besuchen. Diese Erlaubnis ward für uns alle eine Quelle vieler Bekümmernisse. Madame **de la Villet-**

te

te hatte eine einzige Tochter von sechzehn Jahren, die von ihr mit aller nur erdenklichen Sorgfalt erzogen worden, und der Abgott ihrer Mutter und ihres Bruders war. Sie war über allen Ausdruck schön, und alles vereinigte sich in ihr, um das Glück desjenigen vollkommen zu machen, der einmal so glücklich seyn würde sie zu besizzen. Aber sie war nicht dazu bestimmt. Denn da das ganze Vermögen der Mutter in der Pension bestand, die sie genos, hatte sie, um das Schicksal ihrer Tochter nach ihrem Tode in Sicherheit zu sezzen, ihr einen Plaz in dem Kloster der Damen von der Annunciation zu Sainct Denys ausgemacht, wohin sie noch denselben Sommer gehen sollte. Bey dem ersten Mal, da ich **Eloyse** sahe, gieng etwas in meiner Seele vor, das mir bisher ganz unbekannt gewesen war. Immer giengen meine Blicke auf sie hin, und ich war so glücklich zu bemerken, daß die ihrigen sehr oft den meinigen begegneten. Ich sahe sie erröthen und sittsam die Augen niederschlagen, und ich fühlte es, daß mir das Blut gleichfalls ins Gesicht stieg, und heftiger als vorher in allen meinen Adern

 lief.

lief. So oft ich weggieng, wünschte ich schon den Augenblick herbey, da ich wiederkommen konnte. Kurz, wo ich gieng und stand, schwebte mir Eloysens Bild vor Augen. Ich war misvergnügt und tiefsinnig, wenn ich sie nicht sahe, und auf einmal war ich heiter und zufrieden, wenn ich so glücklich war, sie wieder zu erblicken. Ich bedurfte nicht lange einen Ausleger dieser sonderbaren Empfindungen, alles sagte mir, daß es Liebe war.

Nunmehr gieng ich bey mir zu Rathe, wie ich Eloysen meine Leidenschaft entdecken sollte. Bald war ich Willens mich der Mutter, bald dem Bruder zu entdecken: aber kaum hatte ich einen Entschluß gefaßt, so fand ich wieder Gründe, die mir riethen, von demselben abzustehen. Ueberhaupt ließ mir meine ganze Lage, da ich ein junger unbekannter Officier war, der aber im Begrif war, zur Armee zu gehen, fast gar keine Hofnung übrig. Unser unglückliches Schicksal zeigte mir aber gar bald eine Gelegenheit, wie ich sie am wenigsten vermuthet hatte. Ich gieng an einem Sonntage Nachmittag in das Haus der Frau de la Villette, und diesmal blos in der Ab-

sicht, um ihren Sohn zu einem Spaziergange aufzufodern. Der Chevalier war ausgegangen, Eloyse allein war zu Hause, ihre Mutter war in der Kirche zur Vesper. So bald ich sie sahe, merkte ich einige Verlegenheit an ihr, die unstreitig davon herrührte, daß sie sich allein befand, und das mit denjenigen, von dem ihr Herz es ihr sagte, daß er ein zu gefährlicher Feind für sie wäre, als daß sie sich allein mit ihm befinden könnte. Mit Verlegenheit und voll Ungewisheit, ob sie sollte oder nicht, nöthigte sie mich so lange zu bleiben, bis ihr Bruder zurückkommen würde. So verwirrt ich selbst war, so gerne ließ ich mir dieses Anerbieten gefallen. Wir sassen eine Zeitlang, ohne ein Wort zu reden. Endlich brach ich das lästige Stillschweigen, und wagte es, Eloysen meine ganze Leidenschaft zu erklären. Sie ward abwechselnd blas und roth, es währte lange, ehe ich ein Wort aus ihr herausbringen konnte. Endlich aber brach sie in eine Fluth von Thränen aus, und erklärte mir, daß sie nimmermehr die meinige werden könnte, da sie von ihrer Mutter zum Kloster bestimmt wäre, und noch diesen Som-

mer nach St. Denys abreisen sollte, um in den Orden von der Annunciation zu tretten. Keine Nachricht hätte mich mehr zu Boden schlagen können als diese, die mir auf einmal alle Hofnungen raubte, die ich mir gemacht hatte. Ich war wie ein Unsinniger. Bald verfluchte ich die Mutter wegen ihres grausamen Vorhabens, bald mich selbst und mein Geschick. Dann kehrte ich zu den bittersten Thränen zurück und bat **Eloysen** um ihre Liebe. Ich hatte leider schon zu viel über ihr Herz gewonnen, als daß sie mir länger aus dem, was in demselben vorgieng, hätte ein Geheimnis machen können. Sie gestand mir ihre Liebe, und dies Geständnis raubte uns unsre Ruhe. Wir überliessen uns unglücklicher Weise unsrer Leidenschaft, die schon an sich äusserst lebhaft war, und durch das Hindernis, das sich uns entgegenstellte, noch mehr belebet wurde, und im Taumel derselben gieng Unschuld und Ruhe verlohren. Diese unglückliche Scene endigte sich damit, daß wir uns beyde aufs heiligste verbanden, daß uns nichts als der Tod von einander trennen sollte. Da meine Ehre es nothwendig machte,

so=

sobald der Armee zu folgen als es möglich war, wollte ich nur einen Feldzug mitmachen, und alsdenn zurückekehren: **Eloyse** sollte unterdessen von ihrer Seite alles anwenden, um ihren Eintritt ins Kloster zu verhindern.

Ich so wohl als **Eloyse** hätten dieses Unglück mit allen traurigen Folgen desselben vermeiden können, wenn wir gleich im ersten Anfange über uns gewacht, nicht unsere Leidenschaft verzärtelt, sondern gleich aus einander geflohen wären. Aber dies dünkte uns zu schwer, oder vielmehr waren wir viel zu nachsichtig gegen uns selbst, und bereiteten uns dadurch ein Schicksal, das weit schwerer zu ertragen war, als uns nie die Ueberwindung unsrer Leidenschaft hätte seyn können.

Es war mir nicht möglich, noch länger als acht Tage zu **Chalons** zu bleiben. Diese Zeit über war ich täglich bey **Eloyse**, und in den kleinen verstohlnen Augenblicken, die wir allein seyn konnten, machten wir Plane über unsre künftige Lage: Ich gab ihr meine ganze Reise-Route, damit ich auf jeder Station Briefe von ihr erhalten könnte, und sie gab mir die Addresse einer ihrer Freundinnen, der

Frau von **Beaubois**, an welche ich meine Briefe schicken sollte. Diese gute Frau, die erst kürzlich verheirathet, und die vertrauteste Freundin meiner **Eloyse** war, erlaubte es uns, daß wir uns noch den Abend vor meiner Abreise einander in ihrem Hause sprechen konnten, und dadurch vermieden wir, daß weder die Mutter, noch der Bruder etwas von unserm Geheimnisse entdeckten, welches ihnen gewis nicht würde entgangen seyn, wenn wir uns in ihrer Gegenwart hätten das lezte Lebewohl sagen sollen. Dies unglückliche Geheimnis sollte ihnen aber auf eine weit traurigere Weise entdeckt werden.

Unser Abschied von einander war so beschaffen, wie es von ein paar jungen Leuten, die sich mit der lebhaftesten Leidenschaft lieben, zu erwarten ist. Es war als ob die ganze Welt auf uns läge. Ich gieng aus dem Hause der Frau von **Beaubois** weg, ohne daß ich wuste, wie ich heraus kam. Die Nacht brachte ich theils mit Einpacken, theils damit zu, daß ich Briefe an **Eloysen** schrieb, um sie auf der ersten Station auf die Post zu geben. Den Morgen in aller Frühe gieng ich

von

von Chalons ab, und Eloysens Bruder hatte die Freundschaft, mich noch einige Stunden zu begleiten. So lieb mir sonst in aller Absicht seine Gesellschaft würde gewesen seyn; so lästig war sie mir nun: denn es lag etwas auf meinem Herzen, wovon ich immer reden wollte, und welches ich doch niemanden mehr als ihm verbergen mußte. Das ist die gewöhnliche Folge, wenn man Herz und Gewissen mit solchen Dingen belastet hat, deren Entdeckung mit Schande und Uebel begleitet ist.

Den ganzen Weg über schlug ich mich mit allerley Gedanken herum, und machte tausend Plane, wie ich es einrichten könnte, daß Eloyse die meinige würde, und deren Ausführung ich bald leicht, bald unmöglich fand, je nachdem meine Seele gestimmt war. Ich war so glücklich, von ihr unterwegens verschiedene Briefe zu erhalten, wodurch mein Schmerz über unsre Trennung nicht wenig gelindert wurde. Endlich kam ich zu Frankfurth an, wo ich das Vergnügen hatte, meine alten Bekannten gröstentheils wieder vorzufinden. Aber in der kurzen Zeit, die wir von einander getrennt gewesen, war eine ungemeine Ver-

änderung bey uns vorgegangen. Meine Freunde waren nie Heilige und Muster der Tugend gewesen; aber sie waren es nun weit weniger. Es war keine Art von Ausschweifung zu denken, der sie nicht ergeben gewesen wären. Ich dagegen war zu nichts aufgelegt. Alle Vergnügungen waren mir ein Eckel; alle Bemühungen meiner Freunde mich aufzuheitern waren vergebens. Mein Herz war immer mit seinem Hauptgegenstande beschäftigt, und ich war nie zufriedener, als wenn ich den Vorstellungen darüber für mich allein nachhängen konnte. Einige meiner Freunde hielten diese Veränderung, die sie an mir wahrnahmen, für eine Folge meiner Krankheit; andre, die nicht so christlich dachten, schrieben sie einer gewissen Feigherzigkeit zu, und glaubten, daß ich mich vor den Gefahren des Krieges fürchtete.

In diesem Zustand erhielt ich einen Brief von **Eloysen**, der mein Unglück vollkommen machte. Sie meldete mir ihre Schwangerschaft. Ihr Zustand war der schröcklichste, der gedacht werden konnte, da sie nicht wuste, ob sie ihrer Mutter diese unglückliche Lage, wor=

worin sie sich befand, verheelen oder entdecken sollte, vornemlich, da die Zeit zu ihrer Abreise nach St. Denys immer näher rückte. Es war ein ganz sonderbares Gemische von Empfindungen, das beym Lesen ihres Brieses in meiner Seele rege wurde. Freude und Stolz hoben mein Herz empor, daß ich einer menschlichen Creatur das Daseyn gegeben hatte, und das war ein Band, das mich aufs festeste an **Eloysen** band. Ich hätte nun eine ganze Welt für sie hingegeben. Es war mein Blut, das von ihrem Blut Wachsthum und Nahrung empfieng, meine Kraft, mein und **Eloysens** andres selbst. Ich sahe mit Entzücken dem Augenblick entgegen, da ich dies Kind unserer Liebe in meine Arme schliessen würde. Auf der andern Seite war ich **Eloysens** wegen in der äussersten Bekümmernis, und verwünschte mein unglückliches Schicksal, das mich hinderte, sogleich nach **Chalons** zu reisen, mich zu den Füssen der Madame **de la Villette** zu werfen, ihr unser Vergehen zu gestehen, und sie um ihre Tochter zu bitten.

Als ich mich noch mit diesen Gedanken herumschlug, tratt mein Vetter in mein Zimmer, um mich zu einer Partie de Plaisir einzuladen, die er, Virieux und einige andere Officiere auf den Tag sich in einem Garten vorgenommen hatten. Die Verwirrung, in der ich mich befand, konnte meinem Vetter unmöglich lange verborgen bleiben, und auf sein heftiges Dringen, ihm die Ursachen meines Kummers zu entdecken, der, wie er mir sagte, bey unsern Freunden, sehr ungleiche, und zum Theil meiner Ehre nachtheilige Urtheile hervorbrächte, sahe ich mich genöthigt, ihm die ganze Geschichte zu entdecken. Ich laß ihm den Brief vor, den ich eben erhalten hatte, und der noch auf dem Tisch lag, und bat ihn, mich mit seinem Rath zu unterstüzzen. Er hörte mich bis zu Ende an: aber wie gros war meine Bestürzung, als er beym Schluß meiner Erzählung in ein lautes Gelächter ausbrach! Ists nicht mehr denn das, armer Tropf? sagte er zu mir. Wenn ich alle die hätte zu Weibern nehmen wollen, die mir durch die Hände gegangen sind, so hätte ich ein grösseres Serail als der Gros-Sultan. Du wirst

hier

hier nicht verkommen. Die deutschen Mädchen geben den unsrigen nichts nach. Sie haben weniger Verstand, aber desto derberes Fleisch. Versuchs nur erst. Deine Dame der Annunciation wird wohl einen finden, der Deine Stelle vertritt. Ba! Da ist ja der Abbe' Durongoit, der wird sie wohl dirigiren.

Da sahe ich, daß mein Vetter äusserst verderbt war: und wenn ich in einem Augenblick meinen Werth gefühlt habe, so war es dieser, da ich einen Menschen von einer so elenden Denkungsart vor mir sahe. So viele Vorwürfe ich mir auch zu machen hatte, so gros war dennoch der Abstand zwischen ihm und mir. Ich gerieth in einen heftigen Wortwechsel mit meinem Vetter, in welchem ich ihm die bittersten Vorwürfe machte, der sich damit endigte, daß er mein Zimmer trozig verließ, wobey er sagte, daß er mich meinem Schicksal überliesse, mich vor der gescheuten Welt lächerlich zu machen.

Ich war froh, wie ich mich wieder allein befand, und bedaurte nichts mehr, als daß ich so unklug gehandelt hatte, einem Menschen meine Empfindungen zu entdecken, der dafür

kein Gefühl hatte. Mein fester Entschluß war, mich allem Umgange mit meinem Vetter und seinen Bekannten zu entziehen: aber weil ich befürchtete, daß er von meinem Geheimnis einen üblen Gebrauch machen mögte, suchte ich ihn noch denselben Abend auf, und versöhnte mich mit ihm, und erhielte von ihm die Versicherung, daß er mein Geheimnis niemand entdecken wollte. Ich muste ihm darin willfahren, in der Gesellschaft den Abend zuzubringen, und wandte alles an, um durch eine angenommene Frölichkeit den geheimen Kummer zu verbergen, der an meinem Herzen nagte.

Da ich bey meinen Freunden und auch in mir selbst kein Mittel fand, Eloysens Schicksal eine andre Wendung zu geben, nahm ich meine Zuflucht zu der Frau von **Beaubois**, die ich von unsern Umständen unterrichtete und um Hülfe bat. Sie entsprach auch in der Maasse meinen Erwartungen, daß der erste Sturm glücklich abgewendet wurde. Eloysens Umstände hatten schon auf ihre Gesundheit eine nachtheilige Würkung. Der Gram über meine Abwesenheit und die Furcht, worin

sie

sie täglich schwebte, daß ihre Mutter und ihr Bruder ihren Zustand entdecken mögten, verbunden mit den traurigen Aussichten des Klosters, alles dieses machte ihre Gesundheit noch wankender. Die Frau von **Beaubois** wuste dieses alles mit so vieler Geschicklichkeit zu nuzzen, daß **Eloysens** Mutter ihre Reise nach **St. Denys** verschob, und ihr erlaubte, einige Zeit mit der Frau von **Beaubois** auf einem Landgute zuzubringen, das unweit **Bar-le-Düc** lag, bis ihre Gesundheit völlig würde wiederhergestellet seyn. Hier war es, wo sie von einem Sohne entbunden wurde, welchem **Eloyse** den Nahmen seines Vaters, **Gaston** beylegte. Es vergieng selten eine Woche, da ich nicht an **Eloysen** und ihre Beschüzzerin geschrieben oder Briefe von ihnen erhalten hätte. Die Nachricht über die Geburt meines Sohnes breitete eine Freude in meiner Seele aus, die nicht mit Worten auszudrücken ist, die aber zugleich mit dem lebhaftesten Schmerz begleitet wurde, daß wir dieses Pfand unsrer Liebe nicht das unsre nennen durften, und es, das größte Kleinod was wir hatten, gänzlich fremden Händen über-

lassen mußten. Dies diente aber dazu, mein Verlangen desto grösser zu machen, so bald es meine Ehre nur gestatten könnte, mich wieder von der Armee zu entfernen, nach Chalons zu gehen, und alles zu unternehmen, um **Eloysen** zu erhalten.

Unterdessen, daß dieses alles vorgieng, waren meine Freunde aus allen Kräften darum bemüht, die ehemahlige Freude in meine Seele wieder zurückzurufen. Ich nahm an ihren Vergnügungen Theil, und wenn ich auch nicht so glücklich war, den Kummer und die Besorgnisse, die in meinem Busen wohnten, gänzlich zu unterdrücken, so gelang es mir doch, sie zu verbergen, und durch die Geschäfte des Krieges, Märsche und Veränderungen des Orts, ward ich wirklich zuweilen von dem Gegenstande, auf welchen sonst mein Gemüth allein geheftet war, abgezogen. Ich wohnte dem ganzen Feldzuge bey, der im Jahr 1760 unter dem Herzog von Broglio wider die Allirten geführet wurde. Im Junius vereinigte sich unsere Armee mit einem Theil der sächsischen bey Schweinsberg, die von dem Prinzen **Xaver** kommandirt wurde. Ich war bey

der bald darauf erfolgten Einnahme von Marpurg, bey verschiedenen kleinen Scharmüzeln, die bald darauf erfolgten, und bey den beiden Actionen, die den 10 Julii bey Corbach und den 31 Julii bey Warburg vorfielen, in welchen die Truppen des Königs über die Allirten, die von dem Herzog Ferdinand von Braunschweig angeführt wurden, den Sieg erhielten, von welchen die Einnahme von Cassel eine Folge war, woselbst auch der Herzog von Broglio und der Prinz von Condé nachher den übrigen Theil des Sommers das Hauptquartier hatten. Die Geschichte dieses Krieges ist bekannt genug, als daß ich hier davon ausführlich handeln sollte. Ich hatte auch in diesem ganzen Feldzuge keine besondere Schicksale, die mich eben von andern ausgezeichnet hätten. Ich hatte das Glück, unter dem Mareschal de Camp de Roquepine zu dienen und mir durch mein Verhalten seine vorzügliche Gewogenheit zu erwerben. Vielleicht würde ich im Soldatenstande mein Glück gemacht haben, wenn mich mein Schicksal nicht aus dieser Laufbahn herausgerissen hätte.

Ich glaube sicher, daß ich bey dem grossen Verderben der Sitten, das unter unsern jungen Leuten bey der Armee herrschte, äusserst lasterhaft geworden wäre: aber nun war es tief in meine Seele eingeschrieben, daß ich mir selbst nicht mehr angehörte. So mußte mir selbst meine Ausschweifung zum Verwahrungsmittel gegen andere Ausschweifungen dienen. Hatte ich ehemals unter der Anführung einer gewissen eiteln Selbstliebe (denn Tugend war es gewis nicht mehr) gelernet, Meister über mich selbst zu werden, wo meine Freunde allen ihren Leidenschaften den Zügel schiessen liessen, so war es nun die Liebe gegen Eloysen, die mich zurückhielte. Ich suchte nebenher allerley hervor, was mich beschäftigen und zerstreuen konnte: ich lernte deutsch und englisch, und mein Talent für Sprachen ließ es mich in nicht langer Zeit zu einer ziemlichen Fertigkeit bringen. Ich verstand alles was ich laß und drückte mich gut genug aus. Ich sage gut genug; denn nie wird ein Franzose es in der deutschen Sprache zu einer solchen Vollkommenheit bringen, daß man nicht den Fremden an ihm bemerken soll-

te. Wir hatten bey der Armee eine Loge ambulante, die von dem Prinzen von Condé patentisirt war. Diese besuchte ich fleißig und der Vicomte de Grave, der die Stelle eines Großmeisters bekleidete, hatte die Güte, mir in derselben das Amt eines zweiten Aufsehers anzuvertrauen. Die Beschäftigungen, die mir die Maurerey gewährte, trugen nicht wenig dazu bey, mich zu zerstreuen. Mein alter Eifer, in den Geheimnissen derselben weiter zu kommen, wachte von neuem in mir auf, und wenn ich gleich nicht so glücklich war, viel Licht vor mir zu sehen, so gerieth ich doch bey meinen Untersuchungen auf manche Begriffe, von denen ich nach der Zeit eingesehen, daß sie doch nicht so ganz weit von der Warheit entfernt waren. Ich gieng wenigstens von allen meinen Freunden im Orden darin ab, daß ich denselben nicht blos für eine Sache des Vergnügens hielte, sondern Geheimnisse von Wichtigkeit im Orden vermuthete. Was mich am meisten hierin bestärkte, war die Bekanntschaft, die ich nach der Schlacht bey Warburg mit einem Schottländer Nahmens Fraser zu machen Gelegenheit hatte.

Ich besah den Tag, nach dem dieses Treffen vorgefallen war, mit einigen meiner Freunde das Schlachtfeld. So sehr ich auch schon in der kurzen Zeit, die ich im Kriege zugebracht, an die schrecklichsten Gegenstände gewöhnt war, so brachte mich doch dieser Anblick aus aller Fassung. Blut und Leichen deckten das Feld. Der größte Theil derselben war theils durch unsre Soldaten, theils durch die Bauren der benachbarten Dörfer, nackend ausgezogen, die sich insgemein dadurch für den Verlust, den sie durch Lieferungen und die Verheerung ihrer Aecker leiden mußten, schadlos zu halten suchten, und wartete auf den Befehl zu ihrer Einscharrung. Ein Theil von Bauren war hiemit schon beschäftigt. Ich entfernte mich in etwas von meinen Freunden, um mich desto ungestörter meinen Gedanken und Empfindungen überlassen zu können. Einige Bauren, die mit Aufräumen der Leichen beschäftigt waren, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Unter den andern halb und ganz entkleideten Toden zogen sie einen Körper hervor, den ich an seiner Kleidung, so sehr sie auch durch Blut und Staub unkenntlich geworden

war,

war, so gleich für einen Officier und einen Mann von Stande erkannte. Meine Ankunft hatte die Bauren gehindert ihn zu entkleiden, denn wie ich hinzu kam, fand ich den einen beschäftigt, ihm einen kleinen Beutel, der an einer Schnur an seinem Halse hieng, abzureissen, unstreitig in der Erwartung hier einen Schaz zu finden. Ich befahl ihnen so gleich mit diesem unmenschlichen Verfahren einzuhalten, und stand und betrachtete den vor mir liegenden Toden. Es währte nicht lange, als ich einiges Zucken an den Muskeln des Gesichts, und an der linken Seite der Brust einige Bewegungen wahrnahm, als ob das Herz noch schlüge. Meine Vermuthung, daß noch Leben in ihm seyn mögte, war nicht ungegründet. Denn als ich ihm mit wohlriechendem Wasser aus meinem Flacon die Schläfe und die Pulsadern gerieben hatte, ward ich an dem heftigen Schlagen des Pulses und des Herzens überzeugt, daß der Mensch noch lebte. Ich rief so gleich meine Freunde herbey, und ehe diese noch herbey kamen, schlug er mit einem schweren Seufzer die Augen auf und blickte mich starr an. Wir waren so

glücklich, nachdem wir alles, was wir an stärkenden und wohlriechenden Wassern bey uns hatten, an ihm verwandt, ihn vollkommen zu sich zu bringen, und liessen ihn hierauf in unser Quartier tragen, wo wir ihm aufs schleunigste alle nur mögliche Hülfe verschaffen. Er war am Haupt und an der rechten Brust schwer verwundet, aber die Geschicklichkeit unsrer Wundärzte stellte ihn in einer Zeit von sechs Wochen vollkommen wieder her.

Das war das glückliche Ohngefehr, das mich mit Herrn Frasern bekannt machte, der der englischen Armee als Volontair gefolget war, und gewis unter andern Toden sein Grab gefunden haben würde, wenn nicht die Vorsehung sich meiner als eines Werkzeuges bedienet hätte, um diesen vortrefflichen Mann zu erhalten. Meine Freude über diesen Zufall war ungemein gros, aber sie ward noch grösser, als ich bald darauf von ihm erfuhr, daß ich in seiner Person einem Bruder das Leben gerettet hätte.

Ich darf es nicht sagen, daß ich und Herr Fraser nach dieser Zeit die innigsten Freunde wurden. Ich hatte an seinem Umgange, seiner

ner ganzen Art zu denken und zu handeln, die sich durch einen edlen Stolz, Offenherzigkeit ohne Leichtsinn, heitere, aber stille Freude, und einen gewissen ruhigen Gang seiner Seele vorzüglich auszeichnete, ein solches Gefallen, daß ich in keiner Gesellschaft lieber war als in der seinigen. Er war damals ungefehr sechs und zwanzig Jahre alt; aber ich habe nie einen vollkommenern Mann gekannt als ihn. Ich war so glücklich, mit einer gleichen Zärtlichkeit von ihm geliebt zu werden, und oftmals wünschte er, daß ein anderer das Verdienst gehabt hätte, ihm das Leben gerettet zu haben, um es desto besser zu beweisen, daß nicht blos Erkenntlichkeit, sondern Neigung des Herzens es sey, die ihn mir so ganz zu eigen machte. Seiner Freundschaft danke ich die ersten Winke von der Wahrheit des Ordens, und vielleicht würde ich schon damals bessere Fortschritte in den Geheimnissen derselben gemacht haben, wenn seine und meine damalige Lage es nicht noch unmöglich gemacht hätte, es diente indessen dazu, mich aufmerksam zu machen, und den Orden aus einem bessern Gesichtspuncte zu betrachten, als der-

jenige war, aus welchem er von dem grössesten Theil aller meiner Bekannten angesehen wurde. Dies sollte erst in Zukunft geschehen, nachdem ich manche andere Wege durchgegangen, durch manche Irrwege geführt, durch manche Versuchungen, und Prüfungen geläutert, und bewährt worden. Ich habe es aber bey mehr als einer Gelegenheit in der bunten Geschichte meines Lebens bemerkt, daß die Vorsehung von weitem ihre Plane macht, die Wege, die sie zur Ausführung derselben geht, in ein gewisses heiliges Dunkel hüllt, und sie eben da auf eine glänzende Weise zur Ausführung bringt, wo wir am meisten glaubten, daß sie ihre ersten Entwürfe ganz aus der Acht gelassen hätte.

Ich genoß noch nicht sechs Monathe des Umganges des Herrn Frasers, und fühlte das Glück, das die innige Freundschaft des besten Menschen zu geben fähig war, als auf einmal meine ganze Glückseeligkeit durch einen heftigen Sturm niedergerissen wurde. Ich erhielte Briefe von **Eloyse** und der Frau von **Beaubois**, welche mir nichts geringers ankündigten, als daß **Eloysens** Mutter, nunmeh-

mehro, da sie vollkommen wiederhergestellet worden, ernstlich darauf dränge, sie nach Sainct Denys zu bringen, und daß alle Versuche und Ausflüchte, die man bisher angewandt hatte, vergebens wären. Keine Nachricht auf der Welt hätte mich mehr erschüttern können als diese. In der Verlegenheit worin ich war, zog ich Herrn Frasern zu Rathe, ohne ihm jedoch den Fehltritt zu gestehen, dessen ich und Eloyse uns schuldig gemacht hatten. Ich habe mir oft den Mangel an Vertrauen vorgeworfen, den ich bey dieser Gelegenheit in Ansehung eines Mannes beobachtete, der meines ganzen Vertrauens unstreitig weit würdiger war, als mein Vetter, den ich doch von der ganzen Sache ganz zu unterrichten kein Bedenken getragen hatte. Aber so geht es uns oftmals. Wir entdecken uns an unwürdige, und wenn wir uns von ihnen getäuscht finden, so werden wir zurückhaltend gegen andre, die unser Mistrauen nicht verdienen, und schaden uns oftmals dadurch selbst. Indessen kann es seyn, daß sich in meine Zurückhaltung eine gewisse Schaam mit eingemischt, und diese rührte ausser dem innern Bewußtseyn mei-

meines Herzens von einer einzigen Miene in dem Gesichte meines Freundes her, die mir eine unangenehme Befremdung zu verrathen schiene, daß ich mich in einer solchen Verbindung befand. Ich zweifle aber nicht, daß wenn ich Herrn **Frasern** die ganze Lage unserer Umstände entdeckt hätte, er mir einen ganz andern Rath würde ertheilt haben, als derjenige war, den ich nun von ihm erhielte. Er rieth mir, unverzüglich an **Eloysens** Mutter zu schreiben, sie von unserer Liebe zu unterrichten, und sie zu bitten zu unserer Heirath ihre Einwilligung zu ertheilen.

Ich folgte diesem Rath und schrieb auch zugleich an den Chevalier **de la Villette** und an die Frau von **Beaubois** und bat sie aufs inständigste, meine Bitten zu unterstüzzen. Aber wie gros war meine Betrübnis, als ich von der Frau **de la Villette** eine abschlägige Antwort erhielte, zugleich von dem Chevalier erfuhr, daß seine Mutter nimmermehr in die Verheirathung ihrer Tochter willigen würde, indem sie dieselbe schon längst zum Kloster bestimmt hätte, und daß bey der Denkungsart seiner Mutter, die vornehmlich seit

dem

dem Tode ihres Mannes sich gänzlich der Devotion ergeben hätte, es eine ganz vergebliche Sache seyn würde, wenn man es versuchen wollte, sie auf andre Gedanken zu bringen. In der kurzen Zeit, die ich sie zu kennen Gelegenheit gehabt, hatte ich auch selbst so viel Strenge und Steifigkeit des Characters an ihr bemerkt, daß ich nur allzusehr von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt war. Aber der Frau von **Beaubois** Brief schlug mich vollends darnieder, denn sie meldete mir, daß eben durch meine Bewerbung um **Eloysen**, und vornehmlich da die Frau **de la Villette** gesehen, daß ihre Tochter weit geneigter sey, mich zu heirathen, als das Klosterleben zu wählen, **Eloysens** Abreise noch mehr beschleunigt worden, und daß sie im künftigen Monath aufs späteste nach **St. Denys** abreisen würden. Von **Eloysen** selbst erhielt ich nur ein kleines Zeddelchen, das in einem verstohlnen Augenblick geschrieben war, und die Sprache der Liebe und der Verzweifelung im höchsten Grade redete.

Nunmehr sah ich ein, daß ich weit klüger gehandelt haben würde, wenn ich sogleich, an-

statt

statt dem Rath meines Freundes gemäs zu schreiben, mich auf den Weg gemacht, und es mogte nun geschehen seyn, auf welche Art es wollte, Eloysen ihrem Schicksal entrissen, und mich in den Besiz derselben gesezt hätte. Ich gieng wie ein Unsinniger herum, machte tausend Entwürfe, die eben so schnell wieder verworfen wurden, als sie gemacht waren. Endlich gerieth ich auf denjenigen, von welchem es in dem Buch meiner Schicksale geschrieben war, daß von ihm die ganze Kette meiner nachfolgenden Begebenheiten, oder vielmehr meiner Unfälle abhängen sollte. Ich kam auf den unglücklichen Entschlus, noch den folgenden Tag abzureisen, und es mögte kosten was es wollte, **Eloysen** dem Kloster zu entreissen. Da damals eben unsre Truppen die Winterquartiere bezogen, war ich so glücklich, durch die Unterstüzzung verschiedener Freunde, die ich um ihren Beystand aufs dringendste bat, von dem Herzog von **Broglio** die Erlaubnis zu erhalten, auf einen Monath nach Frankreich zurückgehen zu dürfen.

Zwey Tage nach Empfang der unglücklichen Briefe war ich schon reisefertig. Ich hatte

te mich mit den erforderlichen Påssen und so viel Geld, als ich von meinen Freunden zusammenbringen konnte, und als ich selbst nur besaß, versorgt, und so ritte ich mit Courierpferden in Begleitung meines Bedienten, meinem Glück oder vielmehr meinem Unglück entgegen. Meine Reise gieng so ununterbrochen fort, daß ich auf dem ganzen Wege nicht mehr als drey Nåchte ausruhte, und diese waren nichts weniger als Stunden der Ruhe für meinen müden Körper, indem ich von allerley fürchterlichen Tråumen beunruhigt wurde, da meine Seele des Nachts die Bilder vollkommen ausmahlte, wozu sie bey Tage, wo sich meine Einbildungskraft mit allerley Vorstellungen unterhielte, den Riß gemacht hatte.

Ich kam endlich zu **Chalons** an. Da es schon nach Mitternacht war, als ich ankam, war ich nicht im Stande, in meiner Sache etwas vorzunehmen: ich war überdies so abgemattet, daß mein Körper unmöglich sich långer aufrecht halten konnte. So bald ich aufstand, schickte ich meinen Bedienten zu der Frau von Beaubois, um mir die Erlaubnis auszubitten, ihr aufwarten zu dürfen. Aber

ich

ich war so unglücklich, sie nicht anzutreffen. Sie war schon seit gestern mit ihrem Mann nach ihrem Landgute bey **Bar=le=düc** gereiset. Diese unangenehme Nachricht war aber nur der Vorbote von einer weit unangenehmern, die ich bald darauf erhielte. Nunmehr da ich mir ganz allein überlassen war, faßte ich den Entschlus, meine Sache selbst zu betreiben, und schickte daher gerade in das Haus der Frau **de la Villette**, in der Absicht den Chevalier zu mir zu bitten, und mit demselben über meine Angelegenheit zu sprechen, ehe ich mich seiner Mutter und Schwester vorstellte. Aber wie gros war meine Verwirrung, als auch da alle verreißt waren. Mein Herz ließ mich bald argwohnen was vorgegangen war, und mein Wirth, der endlich zum Vorschein kam, gab mir auf meine Erkundigung die traurige Nachricht, daß die Frau **de la Villette** gestern frühe nach St. Denys mit ihrer Tochter abgereiset sey, um sie daselbst ins Kloster der Damen von der **Annunciation** zu bringen. Ich ward auf diese Nachricht wie versteinert. Endlich faßte ich den Entschlus ihnen nachzureiten und schmei-

chel=

chelte mich mit der angenehmen Hofnung, sie noch einzuholen, weil sie ohnmöglich so schnell als ich würden reisen können. Sie hatten überdem nur einen einzigen Tag vor mir zum Voraus, und hielten unstreitig Nachtlager. Wenn ich also Tag und Nacht durch meinen Weg fortsezte, hätte ich Hofnung sie zu erreichen. Ich sezte sogleich meinen Entschluß ins Werk. Auf dem ganzen Wege war kein Wirthshaus, keine Poststation, wo ich nicht Erkundigungen eingezogen hätte. Am dritten Tage gegen Mittag, nachdem die beyden vorigen Tage und Nächte mein Nachfragen vergeblich gewesen war, vernahm ich zu St. Jean, daß die vergangene Nacht eine Dame, so wie ich sie beschrieb, mit einem jungen Frauenzimmer in Begleitung eines Kapuciners und eines jungen Herrn, der zu Pferde gewesen, da ihr Nachtquartier gehabt, und den Morgen in aller Frühe weiter ihre Reise fortgesezt hätten. Nunmehr schien es, als wenn ich und mein Pferd Flügel erhielten, und um fünf Uhr war ich so glücklich, den vor mir hinrollenden Wagen ansichtig zu werden und ihn einzuholen. Ich ritte gleich an den Schlag,

indem ich dem Kutscher zurief zu halten, und entdeckte Eloyse, ihre Mutter, und einen ehrwürdigen Kapuciner, und ein Mädchen im Wagen. Der Chevalier aber war nicht bey dem Wagen, sondern voraus geritten. Ich war eben im Begrif, der Frau de la Villette und Eloysen mein Compliment zu machen, und sie um Entschuldigung zu bitten, als Eloyse einen heftigen Schrey that, und auch sogleich in Ohnmacht fiel. Dieser Umstand unterbrach mit einem male alle Complimente, und wir alle eilten, um ihr beyzustehen. So bald sie sich etwas wieder erholt hatte, brach sie in eine Fluth von Thränen aus. Die Frau de la Villette bezeigte mir mit vieler Höflichkeit ihre Verwunderung, mich hier zu finden, da sie mich bey der Armee zu seyn geglaubt hätte. Als ich ihr aber erklärte, daß die Liebe zu Eloysen mich bewogen hätte, so schnell als ich nur immer gekonnt, herzueilen, und daß ich sie bäte, von ihrem Vorsaz, Eloysen ins Kloster zu bringen, abzustehen, und sich unserer Verbindung nicht zu wiedersezzen, erhielt ich sehr kaltsinnig die Antwort, daß sie es sehr bedaurte, daß ich

mir diese Mühe gegeben, indem nichts im Stande wäre, sie von diesem Vorsaz abzuhalten. Der gute Pater mischte sich zu gleicher Zeit in das Gespräch. Ich würdigte ihn aber keiner Antwort, sondern wandte alle meine Beredtsamkeit an, um **Eloysens** Mutter zu bewegen. Ich bat, ich flehte, ich küßte ihre Hände; aber alles war vergebens. Ich beklagte mich über Härte und verwies es der Mutter, und dem Kapuciner in den bittersten Ausdrücken, daß sie ein junges Mädchen wider ihren Willen in ein Kloster sperren wollten. Die Frau **de la Villette** sagte endlich, daß die öffentliche Landstrasse gar der Ort nicht sey, wo wir von dergleichen Sachen handeln könnten. Wir wollten weiter von der Sache reden, wenn wir zu *Meaux* würden angekommen seyn. Sie versicherte mich aber, daß meine Mühe vergebens wäre. Sie wäre Herr von ihrem Kinde, und hätte den festen Entschluß gefaßt, sie keinem Menschen sondern Gott zu geben. Vielleicht hätte ich mich ungeachtet dieser lezten Erklärung bewegen lassen, den Wagen fahren zu lassen, und ihn bis nach **Meaux** zu begleiten, und da meine Versu-

che von neuem anzufangen: und vielleicht wäre es mir da geglückt, vornehmlich wenn ich so glücklich gewesen wäre, Eloysens Bruder in mein Interesse zu ziehen; wenn nicht unglücklicher Weise der Kapuciner dem Kutscher zugerufen hätte, fortzufahren. Dies brachte mich in Wuth. Ich drohte dem Kutscher, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, so bald die Pferde anziehen würden. Es kam zwischen mir und dem Kapuciner zu einem heftigen Wortwechsel. Ich erklärte ihm und der Frau de la Villette, daß sie beyde mir meine Frau nicht nehmen sollten, wir hätten uns vor Gott verlobt und Eloyse sey bereits Mutter von einem Kinde, das das meine wäre. Eloysens Mutter ward hierüber als vom Bliz getroffen, und Eloyse, die nur bisher blos durch ihre Thränen geredet hatte, fiel ihrer Mutter um den Hals, bekräftigte meine Reden, und bat ihre Mutter in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung, die sie aber mit beiden Händen von sich stieß, und auf deren Gesichte alle Empfindung des Schreckens, des Zorns, der Betrübnis, und des Erstaunens nach einander abwechselten. Der Kapuciner

hin=

hingegen erklärte mein Vorgeben vor eine Lüge, die ich nur eben erdacht hätte, um Eloysens Mutter von ihrem Vorhaben abzubringen, und rief immer dagegen dem Kutscher zu, daß er zufahren sollte. Bey seinem beständigen Schreyen, und meinem eben so hartnäckigen Wiedersezzen entfuhr ihm endlich die unglückliche Drohung, daß er mich, wenn ich nicht abstünde, bey der nächsten Obrigkeit angeben würde, daß ich sie auf der Landstrasse angefallen hätte. Nun verlohr ich alle Fassung: ich riß die Thüre auf, bemächtigte mich des Kapuciners, den ich aus dem Wagen riß, und vom Wege hinab aus allen Kräften in den dabey befindlichen und mit Wasser angefüllten Graben warf, zugleich zog ich Eloyse aus dem Wagen heraus, die sich all des Schreyens und Reissens ihrer Mutter und des Mädchens ungeachtet in meine Arme warf: und nun rief ich dem Kutscher zu, daß er fahren sollte. Der Kutscher, der mich und meinen Bedienten wohl in der That vor das halten mogte, wofür wir von dem guten Pater in der Hizze seines Gezänkes mit mir ausgegeben wurden, nemlich für Strassenräu-

der, ließ sich nicht lange bitten, sondern benuzte die ihm ertheilte Freyheit mit solcher Geschwindigkeit, daß uns der Wagen, dem der Pater in vollem Schreyen nachlief, bald aus dem Gesichte kam.

Nunmehr stand ich mit **Eloysen**, und meinem Bedienten auf der Landstrasse allein. Ich sahe wohl ein, daß wir hier uns nicht lange aufhalten konnten, ohne uns der grössesten Gefahr blos zu stellen. Uns in Sicherheit zu bringen, war das vornehmste, und dieser Sorge mußten in diesem Augenblick alle andere Empfindungen weichen, mit welchen mein Herz erfüllet war. Ich beredete daher **Eloyse**, sich schleunigst auszukleiden. Ich zog ihr meine Uniform an, die mein Bedienter in seinem Mantelsack bey sich führte, und packte dagegen ihre Kleider in denselben ein. Da wir fast von gleicher Grösse waren, glückte dieses vortreflich. **Eloyse** mußte sich hinter mich auf mein Pferd sezzen, und so ritten wir zurück so schnell als es möglich war und kamen in einer Stunde wieder zu *La Forte* an, wo wir sogleich eine Postschaise nahmen, um mit mehrerer Bequemlichkeit unsere Reise fortzu=

zusezzen. Ich war anfangs ungewis, wohin wir uns wenden wollten. Wenn ich aber bedachte, daß es äusserst gefährlich für uns seyn würde, wenn wir nach Chalons zurückkehren, oder zu der Frau von **Beaubois** unsre Zuflucht nehmen wollten, und daß ich nur auf einen Monath die Erlaubnis hatte, von der Armee zu seyn, und keine Zeit zu versäumen hatte, um zu derselben zurückzukehren, so faßte ich den Entschluß, auf **Compiegne** zu gehen, und so durch die österreichischen Niederlande unsern Weg nach Deutschland zu nehmen.

Es kann wohl nicht leicht ein Mensch glücklicher gewesen seyn, als ich mich nun fühlte, da ich **Eloyse** und mich dem schrecklichen Schicksale entrissen hatte, das uns von einander trennen wollte, mich nun auf einmal in ihren Besiz gesezzet sah, und dem Augenblick entgegengieng, da wir uns durch solche Bande vereinigen wollten, die nicht der Eigensinn einer strengen Mutter, noch die Gewalt des Klosters weiter trennen sollten. Ich war nie ein Freund von den Ebentheuren der herumirrenden Ritter gewesen, aber von nun

an ward ich mit der ganzen Chevalerie vollkommen ausgesöhnt. Meinem Ritt von Cassel nach **Chalons** fehlte nichts zu einer Ritter-Expedition, als einige Ebentheuer, die uns unterwegs hätten aufstossen müssen. Mein **Claude** gab einen herrlichen Sancho Pansa ab. Die Kutsche der Frau **de la Villette** war das verwünschte Schloß, das ich stürmen mußte, um die darin gefangene Prinzeßin zu erlösen: der ehrwürdige Pater Capuciner konnte sehr gut den Drachen oder den Lindwurm vorstellen, den ich zuvor überwältigen mußte, ehe ich die Prinzeßin erlösen konnte. Ich führe dies um deswillen an, weil ich gewis glaube, daß diese Geschichte einen kleinen Anlas gegeben, mich nachmals desto leichter in die maurerischen Thorheiten zu stürzen, von welchen ich in der Folge reden werde. **Eloyse** fühlte eben so sehr als ich das Glück unserer Wiedervereinigung, und ich glaube in einem noch grössern Maasse. Sie war überhaupt von sehr lebhaften Empfindungen. Mein ganzes Verhalten gegen sie, meine Bemühungen sie zu erhalten, waren hinreichende Beweise von der Lebhaftigkeit meiner Leidenschaft: dies

al=

alles aber war nichts in Vergleichung mit ihrer Liebe. Sie hieng den ganzen Tag an meinem Hals, und ich hatte genug zu thun sie zu bewegen, ihre Empfindungen zu mäßigen, wenn wir irgend in einem Wirthshause oder auf einer Poststation ausstiegen, damit nicht die Leute aufmerksam gemacht, und zum Verdacht geleitet werden mögten, daß wir nicht Brüder, wofür wir uns ausgaben, sondern Liebende wären. Unser Glück aber war zu gros, als daß wir lange desselben hätten geniessen sollen. **Eloyse** drang immer darauf, daß wir uns an dem ersten Ort, den wir erreichen würden, sollten trauen lassen. Dies war eben so sehr mein Wunsch, als der ihrige: es war mir aber mehr darum zu thun, uns in Sicherheit zu wissen. Ich fürchtete nicht ohne Grund, daß man uns nachsezzen mögte. Der geringste Aufenthalt an einem Orte, um unsere Vereinigung durch das Sacrament unauflöslich zu machen, hätte uns in die Hände unsrer Feinde liefern und uns auf immer von einander trennen können. Das Sacrament konnte überdem unserer Liebe und unserm Glück keinen grössern Zuwachs geben.

Ich wollte daher diese Ceremonie bis zu unserer Ankunft in Deutschland verschieben, und eilte, so viel es nur immer Eloysens Umstände zuliessen, die an ein so ununterbrochenes und beschwerliches Reisen nicht gewöhnt war, die Grenzen zu erreichen.

Wir kamen an einem Abend zu Bouchain an. Da wir nun die Grenze bald erreicht hatten, wünschte ich, daß wir uns da nicht aufhalten, sondern sogleich weiter reisen mögten. Aber Eloyse war so müde, daß ich ihrem Wunsch die Nacht dort zuzubringen, unmöglich wiederstehen konnte. Wir hatten kaum einige Stunden geschlafen, als wir durch das Geklapper von Pferden auf dem Hofe erweckt wurden. Neugierde und noch mehr die Besorgnis, daß man uns nachsezte, bewog mich aufzustehen. Ich weckte meinen Bedienten und befahl ihm, sich zu erkundigen, was für Fremde angekommen wären, und erfuhr bald, zu meinem größten Schrecken, daß es zwey junge Edelleute mit einem Bedienten wären, die sich sogleich erkundigt hätten, was für Fremde dort angekommen wären? Mein Wirth hatte ihnen zur Antwort

ge=

gegeben, daß gestern ein Herr mit einer jungen Dame bey ihnen gewesen, die sich aber gar nicht aufgehalten, sondern sogleich weiter gereiset wären. Gestern Abend spät wären aber noch zwey junge Officiers angekommen, die zur Armee giengen. Mein Bedienter sezte hinzu, daß wenn er sich nicht sehr irre, der eine von den beiden Fremden der Chevalier, **Eloysens** Bruder wäre. Ich war lange unschlüssig, was ich thun sollte. Da **Eloysens** Bruder uns nachsezte, so sahe ich, daß man nicht die Hände der Gerechtigkeit wieder uns in Bewegung gesezt, und die Freundschaft, die er mir vormals erzeigt hatte, ließ mich hoffen, daß ich eher an ihm einen Freund als einen Wiedersacher finden würde. Ich war schon im Begrif, ihm unsern Aufenthalt bekannt zu machen, mich bey ihm anmelden zu lassen, als mein Bedienter mit der Nachricht heraufkam, daß die Fremden eben wieder zu Pferde stiegen, und daß der eine, den er für Eloysens Bruder hielte, beym Aufsteigen gesagt hätte: ich will sie dem Schurken abnehmen, und wenn ich sie mitten aus Deutschland holen sollte.

Auf diese Nachricht hielte ich es für zuträglicher, von meinem ersten Entschlus abzustehen, und die Herren reisen zu lassen, die durch die Nachricht, die ihnen der Wirth von den gestern durchgereiseten Fremden gegeben, irre geführet waren. Wie **Eloyse** erwacht war, gab ich ihr von allem Nachricht, und wir hielten es nun beyde für gut, nicht sogleich, wie wir anfangs wollten, abzureisen, sondern noch bis den Mittag zu warten, da sie denn schon einen zu weiten Weg vor uns zum Voraus haben würden, als daß wir besorgen dürften, ihnen zu begegnen. Ich hätte gerne, wenn es möglich gewesen wäre, einen andern Weg genommen, aber wir mußten erst **Valenciennes** erreicht haben, ehe wir uns auf eine andere Route schlagen konnten. Wir reiseten also gleich nach dem Mittagsessen ab. Ich bin nie geneigt gewesen, viel auf Ahndungen zu halten. Sie sind wohl mehr als allzuoft ungegründet, und hängen zu sehr von der Disposition des Körpers ab, und von tausend andern kleinen Umständen, als daß man etwas darauf bauen könnte. Aber mein Herz ist nie so sehr im Gedränge gewesen, als es

auf dieser Reise war: mich ahndete ein Unglück und es stand fest in meiner Seele geschrieben, daß ich Eloysen verlieren würde. Es war vier Uhr Nachmittags und wir sahen schon Valenciennes vor uns liegen, als wir in der Entfernung drey Personen zu Pferde in vollem Jagen uns entgegen kommen sahen. Ich hatte kaum so viel Zeit, Eloysen meine Besorgnis mitzutheilen, und ihr Muth einzusprechen, als schon der eine von ihnen uns in die Pferde fiel, und dem Kutscher zu halten befahl, der andre aber, und das war Eloysens Bruder, an die Postschaise kam, und uns mit einem Hagel von Schimpfwörtern auszusteigen befahl. Ich behielt alle meine Fassung, so viel es mir möglich war, bey, und versuchte anfangs, ihn mit Vorstellungen zu gewinnen; aber diese richteten nichts anders aus, als daß sie von dem Chevalier für einen Mangel an Herzhaftigkeit angesehen wurden. Wie er also wirklich zugrif, um Eloyse, die bey diesem Auftritt mehr tod als lebendig war, aus der Chaise zu reissen, verlohr ich auf einmal alle Fassung und grif zum Gewehr. Aber ehe ich dasselbe noch erreichen konnte, ward ich

von dem Chevalier durch den linken Arm gestossen. Dies brachte mich dergestalt in Wuth, daß ich aus dem Wagen sprang, ihn mit der äussersten Heftigkeit vom Pferde riß, und ihn nöthigte sich mit mir zu schlagen. Er ließ sich nicht lange bitten und drang wie ein Rasender auf mich ein. Ich hatte noch so viel Fassung, daß ich in meinem Feinde noch immer Eloysens Bruder erkannte, und wenn mich auch die Hizze der Leidenschaft dieses hätte vergessen machen, so würde mich doch das klägliche Schreyen Eloysens daran gar bald erinnert haben. Ich gieng also immer nur vertheidigungsweise, und suchte ihn zu entwafnen. Aber die Wuth machte ihn blind; er rannte unsinnig auf mich zu, und war so unglücklich, daß er auf meinen Degen lief, der ihn durch und durch borte. So bald er fiel, kam sein Freund herbey, den ich bat, für ihn Sorge zu tragen. Ich gieng sogleich zum Wagen zurück, wo ich meinen Bedienten damit beschäftigt fand, Eloysen zu helfen, welche in einer tiefen Ohnmacht lag, die bey einem solchen Schauspiel, als sie von ihrem Bruder und ihrem Geliebten vor ihren Augen

auf=

aufführen sah, unvermeidlich war. Ich ließ ungeachtet ihres Zustandes den Kutscher zufahren, und war unterdessen immer bemüht, sie mit stärkenden Wassern wieder zu sich zu bringen, worin es mir auch glückte. Allein alle Freude, alle Empfindung von Glückseeligkeit war nun auf einmal aus Eloysens Seele verbannt. Als wir zu Valenciennes ankamen, nahm ich, ohne uns nur einen Augenblick länger aufzuhalten, als es die höchste Noth erforderte, weiter die Post, um nach Brüssel zu gehen, wo wir auch glücklich ankamen, ohne daß man uns im geringsten weiter nachgesezt hätte. Ich war nun zwar gegen alle Gefahren, die mir bisher gedrohet hatten, ziemlich gesichert: aber mein Gemüth war darum nichts weniger als ruhig. Ich war vollkommen bey mir überzeugt, daß ich nach der Lage, worin ich mich befunden, nicht anders hatte handeln können, als ich gehandelt hatte, daß ich zuerst angegriffen, und zu dem unglücklichen Zweykampf gewissermassen gezwungen worden. Ich hatte mich überdem in demselben blos vertheidigend verhalten, und wenn Eloysens Bruder, wie ich nur allzugewis glaub-

glaubte, gestorben war, so hätte er seinen Tod allein sich selbst zuzuschreiben. Aber ungeachtet aller dieser Ueberzeugungen war ich nichts weniger als ruhig. Ich besaß nun Eloyse; aber ich hatte sie mir mit dem Blute ihres Bruders erkauft. So viel ich auch zu meiner Entschuldigung anzuführen wußte, so viel stellte mir dennoch mein Herz entgegen, und führte mich auf so unzählig viele Dinge, woran ich sonst nie gedacht, oder die ich doch sonst aus einem ganz andern Gesichtspunct angesehen hatte. Eine so zarte Sache ist es mit dem Gewissen. Es scheint zuweilen lange zu schlafen: aber wenn es erwacht, zeigt es sich mit verdoppelter Stärke, und holet das alles vervielfältigt wieder ein, was es während seines Schlummers versäumet hatte. Was mich am mehrsten betrübte, war der tiefe Kummer, den ich an Eloysen bemerkte, und den alle meine Bemühungen und die angenehmsten Vorstellungen, die ich ihr von unserer künftigen Glückseeligkeit machte, nicht zu zerstreuen fähig waren. Ich wußte wohl davon die Ursache; aber ich hatte nicht das Herz, ihr ein Wort darüber zu sagen, und sie beobachtete

kete auch in Ansehung des Zweykampfs ein so hartnäckiges Stillschweigen, daß sie weder nach dem Zustande meiner Wunde, noch darnach frug, was aus ihrem Bruder geworden wäre.

Meine Wunde, die ich bey der Eilfertigkeit, mit der wir unsre Reise fortsezten, nicht gehörig hatte warten können, war so übel geworden, daß ich zu Brüssel einige Tage zu bleiben genöthigt ward. **Eloyse** nahm an dem Schmerz, den ich ausstehen mußte, den lebhaftesten Antheil. Ich war schon ziemlich in der Besserung, als sie mich an einem Tage, nachdem sie mir mit vielen Thränen gesagt hatte, wie schmerzhaft es ihr wäre, daß ich um ihrentwillen so vieles leiden müßte, frug was doch aus ihrem Bruder geworden wäre? Ich merkte gar bald, wie viel ihr diese Frage kostete, und wie sehr sie die Antwort fürchtete, die ich ihr geben würde, und ich war daher bemüht, es ihr, so viel ich nur konnte, glaublich zu machen, daß ihr Bruder noch lebe. Aber ich sahe wohl, daß ich wenig Glauben bey ihr fand. Ach Gott! sagte sie, hätte ich ihn nicht fallen sehen, so würde

de ichs glauben, und wie glücklich wäre ich denn. Bald umfaßte sie mich und küßte mich unter Vergiessung vieler Thränen; bald fuhr sie wieder zurück und sahe mich mit tiefem Nachdenken an. Bald machte sie mir Vorwürfe wegen meiner Hizze, und bald darauf bat sie mich in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung und schalt auf ihren Bruder. Es war, wie man deutlich sah, ein Kampf in ihrer Seele, der unaussprechlich heftig war. Liebe gegen mich und Zärtlichkeit gegen ihren Bruder kämpften mit einander, und es war zweifelhaft, auf welche Seite sich der Sieg lenken würde. Weil ich besorgte, daß sie in der Ruhe gestört werden mögte, weil meine Wunde auch des Nachts verbunden werden mußte, so hatte ich sie gebeten, in einem andern Zimmer zu schlafen, das dicht an das meinige stieß, und mein Bedienter war bey mir. An einem Morgen schlief sie ungewöhnlich lange. Ich schickte meinen Bedienten hinunter, um das Frühstück zu holen, und war im Begrif sie zu wecken, als mein Bedienter zu mir heraufkam, und mir mit Bestürzung meldete, daß ihm die Wirthin gesagt, daß der Cheva-

lier (denn sie trug noch die Uniform, die ich ihr bey ihrer Entführung angezogen hatte) schon vor zwey Stunden ausgegangen wäre. Ich wußte lange nicht, was ich davon denken sollte: mein Herz weissagte mir nichts Gutes. Es währte aber nicht lange, so ward ich aus meiner Ungewisheit gerissen. Ein Mensch brachte mir ein Paquet und einen Brief, der, wie ich gleich an der Ueberschrift erkannte, von Eloysens Hand war, und auch sogleich wieder zurückeilte, ohne eine Antwort von mir zu erwarten, oder mir nur zu sagen, wer ihn geschickt hätte. Aber wie gros war meine Bestürzung, als ich den Brief aufmachte, und durch seinen Inhalt von der ganzen Grösse meines Unglücks unterrichtet wurde. **Eloyse** meldete mir, daß sie den Entschluß endlich zur Wirklichkeit gebracht hätte, den sie gleich den Augenblick gefaßt, als sie sich von der Ohnmacht wieder erholet, die sie überfallen, als sie ihren Bruder, von meinem Degen durchboret, hätte niedersinken gesehen. Sie schilderte mir in den lebhaftesten Ausdrücken den Kampf, den ihr dieser Entschluß gekostet: aber es sey auch unmöglich, daß sie in dem

Arm ihre Ruhe und ihr Glück würde finden können, von welchem ihr Bruder den Tod empfangen hätte. Sie könnte keinen andern lieben als mich, aber weil sie den Vorwurf nicht zu ertragen im Stande wäre, daß sie meinen Besiz mit dem Blute ihres Bruders erkauft hätte, so hätte sie den Ausweg erwählt, der ihr der beste zu seyn gedünkt hätte, und wäre in das Kloster der **Ursulinen** gegangen. Da hofte sie durch Reue und Abbüssungen ihre Vergehungen wieder gut zu machen. Sie dankte mir in den rührendsten Ausdrücken für meine Liebe und versicherte mich der ihrigen. Zulezt fügte sich noch drey Bitten hinzu, um deren Erfüllung sie mich beschwüre, nemlich es nicht zu versuchen, sie von ihrem Entschluß zurückzubringen, mich unsers **Gastons** anzunehmen, und ihrer Mutter und der Frau von **Beaubois** von ihrem Aufenthalte Nachricht zu geben. In dem Packet fand ich meine Uniform, eine Uhr die ich ihr geschenkt, und in der Tasche steckte ein Tuch, das noch ganz naß war, wahrscheinlich von ihren Thränen, die sie bey diesem betrübten Schritt vergossen hatte.

Meine

Meine Verfassung, wie ich diesen Brief gelesen hatte, ist gar nicht zu beschreiben. Ich hatte alles verlohren, woran mein Herz gehangen, und welches ich mit so vieler Mühe und Gefahr mir erworben hatte. Ich war so ausser mir selbst gebracht, daß wenig daran fehlte, so hätte ich den Verstand verlohren. Bald vergoß ich die bittersten Thränen; bald wollte ich mich gleich anziehen und Eloyse mit Gewalt aus dem Kloster holen; denn wollte ich selbst in ein Kloster gehen; denn wieder mich umbringen, und riß die Bandage von meinem Arme ab. Mein Claude that mir in diesem Zustande die treflichsten Dienste. Er entfernte nicht nur alles, wodurch ich mir hätte schaden können, sondern suchte mich auch durch Hofnung aufzurichten. Ein einziger kleiner Umstand gab mir indessen einigen Muth wieder. Da ich alle Taschen genau durchsuchte, fand ich in der einen auch einen Ring, den ich ihr gegeben hatte. Sie hatte aber noch einen andern von mir erhalten, in welchen meine Haare geflochten waren, und diesen fand ich nicht. Da sie sich von diesem Stück nicht losgemacht hatte, so zog ich dar-

aus den Schluß, daß mich Eloyse in der That noch lieben müßte, und ich schmeichelte mir mit der Hofnung, daß ich mich vielleicht nicht vergeblich bemühen würde, sie zurückzubringen. So wenig es auch mein Zustand erlaubte, so zog ich mich dennoch an, und wanderte in Begleitung meines Bedienten dem Ursulinen-Kloster zu. Es währte lange, ehe ich ins Sprachzimmer gelassen wurde, und noch länger, bis ich das Glück hatte, die Aebtissin des Klosters zu sprechen. Sie erschien endlich und ich stellte ihr mein Anliegen so nachdrücklich und rührend vor, als es mir nur möglich war. Sie war schon bey Jahren, aber es waren noch viele Ueberreste von Schönheit auf ihrem Gesichte übrig. Alle meine Bemühungen sie zu bewegen, daß ich Eloysen sehen und sprechen dürfte, waren anfänglich vergebens. Ich nahm mir endlich die Freyheit, mir selbst in ihrem eigenen Herzen einen Fürsprecher aufzusuchen. Ich sagte ihr, daß eine so schöne Frau, wie sie, unmöglich in ihrer Jugend ohne Liebe und ohne Anbeter könnte gewesen seyn, und bat sie in den beweglichsten Ausdrücken, nicht hart und unerbitt-

bittlich gegen mich zu seyn. Dies that die gewünschte Würkung, sie bezeigte mir auf eine sehr einnehmende Weise den Antheil, den sie an meinem Schicksal nähme, und versprach mir, alles was sie könnte zu versuchen, um Eloyse dahin zu vermögen, daß sie mir die Erlaubnis gäbe, sie zu sprechen.

Es vergieng wohl über eine halbe Stunde, ehe ich Nachricht erhielte, endlich kam die Aebtissin zurück und **Eloyse** folgte ihr. In den ersten Minuten konnten wir beide nicht ein Wort hervorbringen. **Eloyse** brach endlich dies Stillschweigen, und verwieß es mir in den zärtlichsten Ausdrücken, daß ich eine ihrer lezten Bitten ihr nicht gewähren wollen, sondern es versuchte, sie von ihrem Entschluß zurückzubringen, da ich selbst die Unmöglichkeit fühlen müßte, daß sie je die meinige werden könnte. Unsre Unterredung daurte beynahe eine Stunde, ehe ich so glücklich war, etwas über ihr Herz zu vermögen. Ich fühlte es, daß meine Kräfte erschöpft waren. Der Gedanke, mich von **Eloyse** zu trennen, war mir unausstehlich. Meine Leidenschaft siegte über meine Natur, ich hörte nicht mehr

was sie sagte, und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Beym Erwachen aus derselben fand ich mich unter den Händen des Wundarztes des Klosters, einer unbekannten Weibsperson, die vermuthlich eine Layenschwester war, und eines Bedienten. Ich war noch in demselben Zimmer, aber die Aebtissin und Eloyse waren weggegangen: ich frug nach ihnen und bat die Layenschwester, mir nur noch einmal das Glück zu verschaffen, Eloyse in Gegenwart der Aebtissin sprechen zu dürfen. Der Wundarzt ward gerufen, und vermuthlich hatte ich es, ausser Eloysens Liebe und dem Mitleiden der guten Aebtissin, seiner Vorstellung zu danken, daß mir meine Bitte gewährt wurde. Diesmal glückte es mir, mehr Eindruck auf Eloysens Herz zu machen. Der Schluß unserer Unterredung gieng endlich dahinaus, daß Eloyse es mir versprach, nicht in den Orden zu tretten, und wenn ihr Bruder noch am Leben wäre, und ich die Einwilligung ihrer Mutter erhalten haben würde, die meinige zu werden. Bis dahin aber wollte sie im Kloster als Kostgängerin bleiben, und ich verband mich, dem Kloster sechshundert Livres

für

für ihre Unterhaltung jährlich auszuzahlen. Ehe ich aber hievon zuverläßige Nachrichten geben konnte, sollte ich davon abstehen sie zu sprechen, übrigens war es mir erlaubt, an sie zu schreiben, und sie versprach mir gleichfalls, mich eben so oft, als es möglich wäre, von ihrem Befinden zu benachrichtigen.

So wenig ich auch wirklich erlangt hatte, so sehr hatte ich doch nach meiner ganzen damaligen Verfassung Ursache, mit diesem Entschluß zufrieden zu seyn. Alles kam nun nur darauf an, daß ich glückliche Nachrichten von dem Chevalier **de la Villette** einzog, und Mittel ausfündig machte, **Eloysens** Mutter dahin zu bestimmen, daß sie ihre Einwilligung zu unsrer Verheirathung gäbe. Wenn nur der Chevalier noch am Leben wäre, so hatte ich nach der ganzen Lage der Sachen Ursache zu hoffen, daß diese Einwilligung uns nicht versagt werden würde. Mein Urlaub, den ich von dem Herzog von **Broglio** erhalten hatte, war beynahe zu Ende: ich schrieb also, da ich mich unter diesen Umständen unmöglich von **Brüssel** entfernen konnte, an den Marechal de Camp den Herrn von Ro-

quepine, und bat um die Verlängerung desselben, und war auch so glücklich, meine Bitte erfüllet zu sehen. Ich wäre selbst gerne nach **Chalons** zurückgekehrt und hätte meine Sache betrieben: aber weil ich nicht wußte, ob ich es mit Sicherheit würde thun können, so schrieb ich an die Frau von **Beaubois**, die mir und meiner unglücklichen **Eloyse** schon so viele Beweise ihrer ächten Freundschaft gegeben hatte: ich erzählte ihr alles was vorgegangen war aufs genaueste, und bat sie sich unserer anzunehmen, und um desto sicherer zu gehen, schickte ich meinen Bedienten mit diesem Briefe ab.

Es vergiengen vierzehen Tage, ehe ich die geringste Antwort erhielte. Endlich kam mein **Claude**. Sein ganzes Ansehen prophezeite mir schon nichts Gutes. Sein erstes Wort aber war: Mein Herr, wir werden wohl nicht viel Zeit zu verlieren haben; lesen Sie nur Ihren Brief, ich will unterdessen einpacken! und so gieng er auch schon fort seine Anstalten zu machen, ohne auf mein Rufen und Fragen zu achten. Ich nahm den Brief der Frau von **Beaubois** und fand darin die traurige

Nach=

Nachricht, daß alle ihre Bemühungen, Eloysens Mutter zu besänftigen, und zu meinem Vortheile einzunehmen, ganz vergebens wären. Sie wollte von dem Mörder ihres Sohnes, und dem Räuber und Verführer ihrer Tochter nichts hören. Man hätte vor einigen Tagen den Chevalier nach Chalons gebracht, von dem die Aerzte sagten, daß er noch nicht ausser Gefahr sey. Dieser habe zwar selbst seine Mutter versichert, daß ich nicht, sondern er selbst die Ursache seines Unglücks sey, und gesucht seine Mutter zu bereden, mir Eloyse zu lassen. Aber sie sey unerbittlich, und würde dergestalt von dem Pater Lactanz, den ich so schimpflich behandelt, in diesen harten Gesinnungen gestärkt, daß sie mir riethe, aufs schleunigste Brüssel zu verlassen, weil es zu besorgen wäre, daß man suchen würde, sich meiner Person zu bemächtigen. Denn die Frau de la Villette und ihr Beichtvater betrachteten mich nicht anders, als wie einen Strassen- und Kirchenräuber. Sie gab mir übrigens die Versicherung, daß sie sich mein Bestes in der Folge würde angelegen seyn lassen, und so lange wollte sie unsern Gaston

in

in ihren Händen behalten, bis sie ihn seinen beiden Eltern würde übergeben können. In ihrem Briefe lag zugleich ein Brief an Eloyse. Ich gieng sogleich in das Ursulinerkloster, und bat um die Erlaubnis, mit der Aebtissin zu sprechen, die ich auch erhielte. Ich gab ihr den Brief an Eloyse und bat sie, mir die einzige Wohlthat zu erzeigen, daß ich Eloyse noch einmal sprechen könnte. Sie gab mir dazu wenig Hofnung, weil es wieder die Abrede wäre, die wir zulezt genommen. Indessen kam sie nach einer halben Stunde zurück und Eloyse mit ihr, der ich es ansahe, daß sie geweint hatte. Sie bat mich aufs rührendste, auf meine Sicherheit zu denken, und Brüssel schleunigst zu verlassen. Ich wandte noch einmal alles an, um sie zur Rückkehr zu bewegen; aber es war vergebens. Ich sahe wohl, wie viel es ihr kostete: aber ihre Leidenschaft gegen mich mußte diesmal den festen Vorsäzzen weichen, die sie gefaßt hatte. Sie eilte weg, und rief mir zu, indem sie weggieng: Leben Sie wohl Gaston, denken Sie an unsre Liebe und seyn Sie glücklich!

Es war als wenn es mir mein Herz sagte, daß ich Eloysen nie wieder sehen würde. Ich wandte noch alles an, die Aebtissin zu überreden, daß ich Eloysen noch einmal sprechen dürfte: allein meine Bitten waren fruchtlos. Sie bat mich, wenn ich Eloysen liebte, nicht weiter daran zu denken: Sie wüßte, wie viel sie diese beiden Unterredungen gekostet hätten. Sie versprach mir aber, für sie alle nur erdenkliche Sorgfalt zu tragen, und gab mir zugleich die feste Versicherung, daß ich fleissig Briefe erhalten sollte. Ich verließ also den unglücklichen Ort, wo ich das größte Kleinod, das ich auf der Welt hatte, zurücklassen mußte, und eilte dem Gasthofe zu, wo mein Bedienter schon alle Vorkehrungen zu unserer Abreise getroffen hatte. Bald nach meiner Ankunft erhielte ich ein Billet von Eloyse, in welchem sie auf die zärtlichste und rührendste Weise von mir Abschied nahm, mir ihr Versprechen erneuerte, mir unsern Gaston empfahl, und mich bey unserer Liebe beschwor, ungesäumt Brüssel zu verlassen, und sie nicht durch die Gefahren, denen ich mich bey einigem Verzug aussezte, noch unglücklicher

zu machen. Ich faßte also nun den Entschluß wirklich abzureisen. Aber wohin? Ich hatte, wie ich wenigstens, und nicht ganz ohne Ursache vermuthete, eben so viel bey der Armee zu fürchten, als wenn ich nach Frankreich zurückgegangen wäre. Unter diesen Umständen hielte ich es am zuträglichsten für mich, gänzlich die Kriegsdienste zu verlassen. Ich schrieb dieserwegen an den Herrn von **Roquepine**, auf dessen Freundschaft ich sicher rechnen konnte, und war so glücklich, meine Entlassung zu erhalten. Aber nun war ich aus meiner ganzen Carriere herausgeworfen, und wußte nicht, was ich für mich wählen sollte. Alles worauf ich rechnen konnte, war die Pension, die ich von der Güte meines Oheims erhielte, und von derselben hatte ich den größten Theil für **Eloysens** Unterhaltung bestimmt. Ich nahm in dieser critischen Lage zu meinem Oheim meine Zuflucht, erzählte ihm mit aller Offenherzigkeit alles, was seit meinem ersten Abzuge aus Frankreich mit mir vorgegangen war, und bat mir seine Befehle aus, wie er wollte, daß ich meine Lebensart anstellen sollte. Sein Brief bekräftigte meine

Hof-

Hofnung, daß ich noch immer denselben Antheil an seinem Herzen hatte, dessen er mich ehemals gewürdigt. Er verwieß mir meine Unbesonnenheit aufs nachdrücklichste; aber weit entfernt es zu misbilligen, daß ich die Kriegsdienste verlassen, war es vielmehr vollkommen nach seinem Sinn. Er vermehrte mir meine Pension mit noch einmal so viel, als ich bisher von ihm gehabt, und rieth mir, so lange zu reisen, die Niederlande und Deutschland zu besehen, bis meine Sachen einen solchen Ausgang würden genommen haben, daß ich nach Frankreich zurückkehren könnte.

Ich brachte zwey Jahre in den Niederlanden und dem untern Theil von Deutschland zu, besahe die vornehmsten Städte, in welchen ich mich, je nachdem mir ein Ort mehr oder weniger gefiel, oder der Aufenthalt daselbst für mich unterrichtend seyn konnte, mich lange oder weniger lange aufhielte, und suchte überhaupt von meinem Reisen so vielen Nuzzen zu ziehen, als es mir nur immer möglich war. Bey meinem Aufenthalt in den Niederlanden ward ich zu **Leiden** mit dem Professor **Nonne** bekannt, der Secretair bey

der

der Loge war, die den Nahmen *L'age d'or* führte. Er hatte die Güte, mich in die dortige Loge einzuführen, die glänzend genug war; aber nichts hatte, was für mich befriedigend war. Die Maurerey hat sich in den vereinigten Niederlanden ganz nach dem Geist der Nation gebildet, und hat schon von dieser Seite sehr vieles von ihrem Originellen dort verlohren. Was mir am meisten auffallend war, war dieses, daß man nicht nur Juden einen freyen Zutritt verstattete, sondern daß auch selbst Juden, wie der Fall in Amsterdam ist, ihre eigenen Logen haben. Ist es andem, was **Ramsey**, der, wie ich nachmals erfahren, der maurerische Freund meines Oheims, und gewis competenter Richter im Orden war, gesagt, daß die Maurerey, wo sie am genauesten der alten Einrichtung treu geblieben, mit den Gebräuchen der Kirche sehr vieles gemein hat, so ist der Contrast, wenn Juden maurerische Handlungen vornehmen, um so viel auffallender. So wenig ich indessen mit der Maurerey in den Niederlanden zufrieden war, so ward doch bey dieser Gelegenheit meine ehemalige Liebhaberey zu derselben wieder rege,

und ich erfuhr bey vielen Gelegenheiten, daß es für Reisende eine sehr vortheilhafte Sache ist, wenn man zum Orden gehört.

Im Jahr 1762 kam ich nach **Berlin**. Ein Franzos befindet sich daselbst wie in Paris, und ich habe in ganz Deutschland keinen Ort gefunden, der mehr Reize für mich gehabt hätte als Berlin. Die Maurerey erwarb mir auch hier sehr viele Bekannte. Die dortige Loge, der ein Baron Nahmens **Prinzen** vorstand, hatte seit kurzem die französische Maurerey angenommen, wozu ihr der Marquis de **Lernay**, den ich ehemals in Paris gekannt und bey der Schlacht von Rosbach gefangen worden, behülflich gewesen. Ich war daher, als ich die dortige Loge besuchte, wie zu Hause, und man betrachtete mich in derselben als einen sehr erleuchteten Bruder. Aber mein eigenes Herz sagte es mir nur zu gut, daß ich diesen Nahmen nicht verdiente, daß ich ungeachtet aller Erleuchtung sehr finster war, und mein Herz sehnte sich nach besserer Wahrheit, als diejenige war, die dort von allen so sehr bewundert wurde. Man wirft es unsern Landsleuten und nicht ohne

Grund vor, daß sie an der Maurerey sehr vieles nach ihrer Art gekünstelt. In Berlin überzeugte ich mich davon, daß die Deutschen eben so gut Meister im Umformen sind als wir. So rein auch der Marquis de **Lernay** der Loge zu Berlin die mir bekannten Stufen gegeben hatte, so fand ich doch einige wichtige Veränderungen, und ein gewisser Bruder **Starkgrave** vertraute mir, daß die von mir bemerkten Veränderungen sich eigentlich von London herschrieben, und von da dem Bruder von **Prinzen** wären mitgetheilt worden. Dieses ganze maurerische System, so wie es in den Händen der Deutschen umgeschaffen worden, war in der That sehr sonderbar, und gehört mit zu den Irrwegen, die man nicht sorgfältig genug vermeiden kann, und aus welchen man sich fast nie, ohne einigen Schaden zu leiden, herauszuwickeln fähig ist. So gieng es mir wenigstens: ich habe Jahre lang zugebracht, ehe ich mich von den Vorurtheilen habe losmachen können, die mir aus dieser Quelle zugeflossen waren, und dies ist mir nicht eher vollkommen geglückt, als bis ich

end=

endlich von der ganzen Wahrheit des Ordens unterrichtet worden.

Da von dieser Zeit an meine Geschichte mit dem Orden in der genausten Verbindung steht, und die vornehmsten meiner Begebenheiten von daher ihren Ursprung genommen, muß ich hierüber etwas umständlicher mich erklären. Die Maurerey ist eigentlich ein symbolischer Orden. Wie es bey den Geheimnissen der alten Welt beschaffen war, daß die kleinern Geheimnisse Vor-Einweihungen zu den grossen waren, so ist es auch mit dem Maurer-Orden beschaffen. Die eigentliche Maurerey ist eine Vorbereitung zu einer andern Sache, und gewissermaassen ein Gemälde, von dessen wahren Beschaffenheit und Bedeutung man erst denn genau und ganz vollständig unterrichtet wird, wenn man die ganze maurerische Laufbahn durchgegangen ist, und das glückliche Ziel erreicht hat, von welchem man alles übersehen kann. Dies waren die Begriffe, die ich mir schon in den ersten Zeiten nach meinem Eintritt in den Orden von demselben machte. Auf diesen Gedanken muß ein jeder gleich kommen, der nur etwas den Orden übersieht, und sei-

seinen Stiftern die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die man ihnen als verständigen Männern nicht streitig machen kann, daß sie einen gewissen Zweck vor Augen gehabt, und bey dem, was sie angeordnet, nach gewissen vernünftigen Gründen gehandelt haben. Dies bewog mich, so viel maurerische Stufen zu ersteigen, als nur möglich war. Es ist bekannt, daß unsre französischen Maurer zu dem Hauptgemälde noch verschiedene andere hinzugefüget, die sie nach ihrer Phantasie mit jenem in eine gewisse Verbindung gesezt. Aber mein Bemühen und mein Eifer ward nichts weniger als belohnt. Denn anstatt es zu erreichen, den wahren Sinn der ersten und allgemeinen maurerischen Gemälde zu verstehen, wurden mir nur andere vorgestellt, die ich eben so wenig verstand, als jene. Es war also kein Wunder, daß ich es aufgab, jemals zu meinem Endzweck zu gelangen, mich blos an das moralische des Ordens hielte, den ich übrigens für eine Societät hielte, die eigentlich zum Vergnügen erfunden worden, und vornehmlich dazu diente, um in der Fremde mit leichter

Mühe sich allerley nuzbare Bekanntschaften zu erwerben.

Aus diesem Vorurtheile wurde ich zuerst durch meinen Freund Fraser herausgezogen: aber es war nur, um in ein desto tieferes Labyrinth geführt zu werden. Denn ich verlohr zu früh seine Bekanntschaft, als daß ich auf einen sichern Weg hätte geleitet werden können. Das Hauptthema, nach welchem man in Berlin die französische Maurerey umgebildet hatte, war dieses, daß der Gegenstand der maurerischen Geheimnisse eigentlich eine gewisse Art von höherer und verborgener Philosophie sey, die sich mit gewissen erhabenen Naturkenntnissen, und vornehmlich mit dem Stein der Weisen beschäftige. Ich kann nicht leugnen, daß mich dieses anfangs stuzzig machte. Ich hatte diese Sache immer als eine Chimäre angesehen; aber es währte nicht lange, so ward ich gänzlich dafür eingenommen. Man hatte diesem Gedanken so viel Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben gewußt, daß dadurch wohl ein anderer als ich hätte verführt werden können, der ich mich in meinem ganzen Leben mit nichts befaßt hat-

te, was hierauf auch nur den mindesten Bezug hätte haben können. Genug, ich ward gänzlich dafür eingenommen, daß der Maurer-Orden eigentlich nur eine Fortsezzung der erhabenen Meister von Weisen sey, die in den ältesten Zeiten das grosse Geheimniß von der Universal-Medicin für alle drey Naturreiche besessen. Allenthalben wohin ich mich in der Maurerey wandte, sahe ich die Bestättigung meiner Meynung, fand nichts als lauter chymische Charactere, und Anspielungen auf die erhabene Kunst, und um mich recht zu einem vollkommnen Maurer zu bilden, las ich alles durch, was ich nur von chymischen Schriften auftreiben konnte. Ich studierte die voluminösen Werke des **Paracelsus**, den **Lullius**, **Basilius Valentinus**, **Flamell**, **Irenäus Philaletha**, **Jugel**, und viele andre Schriften durch, wovon die Deutschen einen weit grössern Ueberfluß als alle andre Völker haben, und schmeichelte mir mit der Hofnung, daß ich nun bald im Stande seyn würde, Hand ans Werk zu legen. Mein Kopf war mit den herrlichsten Planen und Projecten aller Art angefüllt, und anstatt daß ich ehemals die

Mau-

Maurerey blos für eine Sache des Vergnügens angesehen hatte, so ward sie mir nun zur Hauptsache. Ich muß gestehen, daß mein Oheim, obgleich ganz unschuldiger Weise, sehr vieles dazu beytrug, um mich in meinen Thorheiten zu bestärken. Ich hatte es, da ich von ihm selbst dazu aufgefordert worden, keinen Schritt im Orden zu thun, ohne ihn davon zu unterrichten, von ihm herausgebracht, daß er zu demselben gehörte, und aus allen seinen Aeusserungen sahe ich, daß er ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen im Orden war. Ich theilte ihm meine bessern und geseztern Vorstellungen mit, die ich mir vom Orden machte. Hätte ich ihm die Thorheiten, auf welche ich gerathen war, bekannt machen können, so zweifle ich nicht, daß er mir von denselben sehr nachdrücklich würde abgerathen haben. Nun aber, da ich es nicht wagte, mich deutlich in Briefen zu erklären, sondern ihm nur in sehr dunklen und allegorischen Ausdrücken schrieb, denen er einen Sinn nach seinen Begriffen beylegte, so hatte ich das Unglück, daß er mich in meinen Vorurtheilen bestärkte. Er freute sich, daß ich auf

eine ihm so unerwartete Weise auf den rechten Weg gerathen wäre, und gab mir die Versicherung, daß er alles anwenden würde, was in seinen Kräften stünde, um mich zum Ziel meiner Wünsche zu bringen. Man hatte mir in Berlin sehr vieles von den grossen maurerischen Kenntnissen der Engländer gesagt. Der Baron **Prinzen** wollte die vornehmsten und wichtigsten Geheimnisse, mit welchen er die französische Maurerey bereichert hatte, aus **London** erhalten haben. Die Franzosen sind sonst immer für die Producte ihres eigenen Landes eingenommen. In der Maurerey allein haben sie hievon eine Ausnahme gemacht, und darin immer den Engländern den Vorzug vor sich zugeschrieben. Dies war mir schon lange bekannt: und dies alles machte den Wunsch in mir rege, daß ich, ehe ich nach Frankreich zurückkehrte, noch England besuchen könnte. Ich gab meinen Wunsch meinem Oheim zu erkennen, und erhielte dazu seine Einwilligung.

Meine Sache mit **Eloyse** stand noch immer auf demselben Fuß. Mein Kummer über unsre Trennung hatte sich gelegt, aber meine Lei-

Leidenschaft war noch dieselbige. Wir hatten unsern Briefwechsel fortgesezt, und ich war so glücklich zu vernehmen, daß der Chevalier vollkommen wieder hergestellt worden. Von dieser Seite stand also nichts mehr meiner Rückkehr nach Frankreich und meiner Vereinigung mit **Eloysen** entgegen. Aber da sie einmal den Entschluß gefaßt, ohne die Einwilligung ihrer Mutter nie die meinige zu werden, und diese noch immer in ihren feindseeligen Gesinnungen gegen mich fortfuhr, so war ich nicht besser daran als ehemals. Ich schmeichelte mir indessen noch immer, daß ich meine Absichten erreichen würde, wenn ich nur erst nach Frankreich zurückkehren könnte, und das war mein Vorsaz, so bald ich mich nur in England würde etwas umgesehen haben. Und nun sezte ich meine Reise nach England ins Werk.

Da die Maurerey einer der vornehmsten Bewegungsgründe zu dieser Reise war, so wandte ich, so bald ich mich nur etwas in **London** umgesehen hatte, alles an, um mir maurerische Bekanntschaften zu erwerben. Ich besuchte verschiedene Logen, aber ich fand

nichts weniger als die Befriedigung meiner Wünsche, ja ich fand so gar, daß die englische Maurerey bey weitem das nicht ist, wofür sie von den Ausländern, den Franzosen und Deutschen gehalten wird. Einige Logen, die ich besuchte, und mir noch die besten zu seyn schienen, erkannten alle meine erhabenen Stufen nicht, die ich bisher für so wichtig gehalten hatte. Andre nahmen zwar dergleichen an; aber ich war dadurch nichts gebessert. Ueberhaupt herrschte in den englischen Logen eine Unregelmässigkeit, die mir äusserst misfiel. Man findet wenige, wo man nicht nach Gefallen aus- und einläuft, und im Nebenzimmer ein Ponch-Gelage antrift. Ich erinnere mich, einen Kupferstich vom **Hogarth** gesehen zu haben, wo eine Gesellschaft Freymäurer beym Anbruch des Morgens zu Hause geht, und der Grosmeister, der noch das Zeichen seiner Würde trägt, und alle Brüder, die ihn begleiten, betrunken sind. Diese Vorstellung habe ich oft als wahr befunden. Bey meiner Abreise aus Deutschland hatte ich mich mit verschiedenen Empfehlungsschreiben versehen, von welchen eines, von welchem

ich

ich mir das mehrste versprach, an den Secretair der grossen Londoner Loge Hasselstein gerichtet war. Wo konnte ich mehr erwarten, als in der Loge, die sich als die Mutter-Loge der ganzen Welt betrachtete, und von welcher die vornehmsten und ältesten Logen in Deutschland und Frankreich selbst, wie ich damals mir noch einbildete, ihre Patente erhalten hatten? Ich suchte daher die genauere Freundschaft des Herrn Hasselsteins. Aber meine Rechnung betrog mich. Dieser angeblich grosse Maurer war höchst unwissend. Die Loge kannte nichts weiter, als die ersten Anfänge der Maurerey, und sezte eben darin, daß sie nichts mehr erkennete und annahm, einen Beweis ihrer Authenticität. Die Herren trieben eine Art von Trafic mit den Patenten zu Logen, die ihnen von den Ausländern, und vornehmlich von den Deutschen sehr theuer bezahlt wurden.

Ich hatte schon über ein halbes Jahr in **London** zugebracht und mich vergeblich bemüht, meine maurerischen Kenntnisse zu erweitern, als ich unvermuthet in eine Bekanntschaft gerieth, die mir freylich sehr nachtheilig

ward,

ward, aber mich doch von meinen Thorheiten ziemlich heilte. Meine Unzufriedenheit mit der englischen Maurerey, von der ich mir so viel versprochen hatte, war so groß, daß ich mich unmöglich überwinden konnte, sie zu unterdrücken, und ich nahm daher einmal Gelegenheit, mit Herrn Hasselstein darüber zu reden. Seine Erklärung, oder vielmehr seine Entschuldigung war sehr sonderbar. Er gestand mir zu, daß er und die vornehmsten Beamten der grossen Loge nichts wüßten. Aber die Ursache ihrer Unwissenheit wäre in den vielen Geschäften aufzusuchen, die ihnen die Aufsicht über die vielen Logen machte, die in England und andern Ländern von der grossen Loge abhiengen. Dadurch würden sie gehindert, sich recht mit dem wahren Sinn der Geheimnisse bekannt zu machen. Es fehle indessen nicht an Brüdern unter ihnen, die sich sehr tiefe Einsichten erworben hätten: es hielte aber schwer, das Vertrauen solcher Brüder zu erhalten. Er nannte mir verschiedene, die er gekannt, und fügte hinzu, daß noch jezt in ihrer Loge ein Bruder sey, der grosse Kenntnisse besizze, und ein Enkel des berühmten

ten **William Lilly** sey, der einer der Stifter der grossen Londoner Loge zur **Sonne** gewesen. Ich hatte diesen Mann oft gesehen, und ich muß gestehen, daß das sonderbare und geheimnißvolle Wesen dieses Mannes vollkommen die Vermuthung rechtfertigte, daß man bey ihm etwas mehr als einen Freymäurer von gewöhnlichem Schlage antreffen würde. Er hieß **Thomas Schirley**, und mogte ungefehr ein Mann von sechszig Jahren seyn. Er hatte sich in jüngern Jahren mit der Advocatur abgegeben, welche ihm so viel eingebracht, daß er, da er nie geheirathet hatte, gemächlich davon leben konnte. Es währte lange, ehe ich in die genauere Bekanntschaft des grossen Enkels des ehrwürdigen **Sir William Lilly** kommen konnte. Endlich glückte es mir. Er hielte nemlich an einem Abend eine Rede, in welcher er unter andern von den Säulen des Seth als den wahren Grundpfeilern der maurerischen Vollkommenheit redete, und ich nuzte diese Gelegenheit, des andern Tags zu ihm zu gehen, und ihm besonders davor meine Danksagung abzustatten. Hiemit hatte ich mir schon einen Weg zu seinem

nem Herzen gebahnt; als ich ihm aber entdeckte, daß ich ein Kenner sey, und schon lange gewünscht hätte, in die genauere Bekanntschaft des Enkels des grossen Sir William Lilly zu kommen, da hatte ich ihn völlig gewonnen. Gott sey gedankt, sagte er, daß ich doch noch vor meinem Ende das Glück habe, jemand unter unsern Brüdern zu finden, der die königliche Kunst schätzt, und die Maurerey von der rechten Seite ansieht. Wie es doch wunderbar geht, und das muß ein Fremder seyn. Ich habe nun schon an die vierzig Jahre die Loge besucht. Aber ich habe noch immer tauben Ohren gepredigt. Aber unsre Leute sind ganz ausgeartet. Meynen Sie, daß ich auch nur einen einzigen, in der ganzen Zeit einen einzigen gefunden hätte, der Lust gehabt, mit mir Hand an das grosse Werk zu legen? Die Maurerey ist gar nicht mehr was sie war, unsere Logen sind ganz in Trinkgelage und Clubbs ausgeartet.

Mein armer Kopf war schon zu sehr verstimmt, als daß ich dem Fallstrick, der mir gelegt war, hätte entgehen sollen. Ich glaubte nunmehr, an die rechte Quelle gekommen zu

seyn. Was Sir Thomas mir von den Geheimnissen des Ordens sagte, stimmte vollkommen mit den Begriffen, die ich von demselben hatte, überein, und da ich so glücklich war, in seiner Person einen Enkel des grossen Sir **William Lilly** anzutreffen, der die grosse Loge zu London hatte mit stiften helfen, so konnte ich mein Schicksal nicht genug preisen, das mich endlich an den rechten Mann gebracht, und ich bewunderte die Blindheit der englischen Brüder, von welchen ein solcher Mann so lange verkennet worden. Da ich schon einen ziemlichen Schaz alchymistischer Kenntnisse aus den Schriften des **Paracelsus, Basilius Valentinus** und andrer Schriftsteller dieser Art gesammlet hatte, so war ich meinem neuen Lehrmeister sehr willkommen. Wir geriethen zwar zuweilen in einen etwas lebhaften Streit mit einander, weil wir mit unsern Grundsäzzen nicht übereinstimmten. Darin kamen wir freylich beide mit einander überein, daß die prima Materia zu dem gebenedeyten Stein nirgends anders als im Menschen, dem wahren Microcosmo und Gegenbilde des Macrocosmi zu suchen sey.

Aber

Aber ich glaubte, daß das eigentliche Subject der Urin wäre, darin steckte das Sal Sapientum, und der eigentliche *Mercurius*. **Sir Thomas** hingegen glaubte, daß die gröbern Excrementa es wären, weil eigentlich der Sulphur tingire, und das meiste sulphurische in denselben anzutreffen sey. Ich sezte ihm alles entgegen, was Graf **Bernhard** von **Trevis** von der Fontina gesagt hatte, und er hingegen opponirte mir aus dem Capitel von der Terra adamica. Indessen so hizzig unser Streit oftmals wurde, daß ein Zuschauer wohl hätte besorgen können, daß wir nicht mehr mit Gründen, sondern mit den Retorten, und der darin befindlichen Prima Materia auf einander losgehen würden, so verglichen wir uns doch gar bald, weil uns beiden an unserm guten Vernehmen zu viel gelegen war. Weil wir uns über die Materie zur Universalmedicin gar nicht vergleichen konnten, so beschlossen wir endlich, daß ein jeder für sich die seinige bearbeiten sollte, gemeinschaftlich aber wollten wir an einem guten Particular arbeiten. Dies war die Veranlassung zu meinem gänzlichen Verderben. Wir hatten noch nicht

vier Monathe zusammen gearbeitet, so war mein Geld verthan, meine Uhren, Dosen und was ich sonst an Kostbarkeiten hatte, war versezt, und ich befand mich in den dürftigsten Umständen. Ich war überdem eine beträchtliche Summe dem Wirth, bey welchem ich speisete, für mich und meinen Bedienten schuldig. Die Zeit, da ich Gelder aus Frankreich erwarten konnte, war noch nicht da. Man foderte Bezahlung und ich wußte nicht, wo ich schaffen sollte. In meinen Gedanken war ich bald der glückliche Besizzer von unermeßlichen Reichthümern, aber wenn ich mein wirkliches Vermögen ansahe, so war ich ärmer als Hiob. In der dringenden Verlegenheit worin ich mich befand, faßte ich den Entschluß, mich meinem Freunde, dem Sir Thomas zu entdecken, und ihn zu bitten, mir nur eine kleine Summe vorzustrecken. Aber wie groß war meine Verwunderung und zugleich meine Betrübniß, als ich anstatt einiger Hülfe hören mußte, daß er gegenwärtig nicht Herr über sechs Pence sey, und zur Geduld ermahnet wurde, indem es nicht länger als einen Monath dauren könnte, so hofte er mit dem grossen Werke

fertig zu seyn, und denn würden wir uns in dem Besiz von Millionen befinden. Ich gieng mit vielem innerlichen Verdruß von ihm, den ich aber aus allen Kräften zu unterdrücken mich bemühte, weil ich mir noch immer schmeichelte, durch den Enkel des grossen Sir **William Lilly** mein Glück zu machen. Ich glaubte wirklich seinem Vorgeben und warf mir schon meinen übereilten Verdruß vor, als ich auf eine sonderbare Weise aus meinem Irrthum gezogen wurde. Ich schickte meinen **Claude** zu einem bekannten Wucherer, bey welchem ich schon viele andre Stücke in Versaz gegeben hatte, um noch eine Garnitüre von Schnallen, und ein Besteck bey ihm in Verwahrung zu bringen. Die Frau des Wucherers beschied anfangs meinen Bedienten auf Morgen, weil ihr Mann nicht zu Hause war, auf sein dringendes Anhalten schickte sie ihn endlich in Begleitung ihres Sohnes zu eben dem Mann, der schon die Barmherzigkeit gehabt hatte, gegen christliche Zinsen von fünf und zwanzig pro Cent auf mehrere Stücke von mir sein Geld hinzugeben, welches auch nun geschahe, und dieser mitleidige Mann

war kein andrer als Sir Thomas Schirley, der Enkel des grossen Sir William Lilly. Ich ward hievon sogleich durch meinen Bedienten unterrichtet, und mein Verdruß gieng bis zur Wuth. Ich hatte bisher ganz andere Begriffe von der brüderlichen Liebe im Orden gehabt, und hätte mir wohl nichts weniger als dieses können träumen lassen, daß ein Mann, der für einen vollkommenen Freymaurer wollte gehalten seyn, mich so mishandeln würde. Aber ich erfuhr bald noch mehreres. Voll Verdruß zog ich mich an, um so gleich zu meinem würdigen Lehrmeister hinzugehen, der mich zum glücklichen Besizzer von vielen Millionen machen wollte, und unterdessen daß er mir eine kleine Hülfe abschlug, alles was ich besaß, in seiner Verwahrung hatte, und einen mehr als jüdischen Wucher von mir nahm. Ich war noch ungefehr funfzig Schritte von dem Hause, wo Herr Schirley wohnte, entfernt, als ich von einem Gerichtsbedienten angehalten wurde, der mich nöthigte, mit ihm nach seinem Hause zu wandern. Mein Weigern half nichts, ich sahe mich bald von einigen seiner Gehülfen umgeben, die mich mit

aller Höflichkeit in einen Wagen packten, und mich in die Verwahrung des Herrn Gripe brachten, wo mir ein elendes Zimmer angewiesen wurde, um über die Ursache meiner Gefangennehmung nachzudenken. Ich war nicht lange in der Unwissenheit, und erfuhr bald, daß ich meine ganze unglückliche Lage einem Materialisten zu verdanken hatte, dem ich ungefehr funfzig Pfund schuldig war für Marcasit, Antimonium, Quecksilber, Schwefel, Butyrum Antimonii, Arsenic und andre dergleichen Dinge, die ich und mein chymischer Lehrmeister gemeinschaftlich gebraucht hatten, um vermittelst dieser Sudeleyen uns zum Besiz eines einträglichen Particulars zu verhelfen. Da Herr Schirley seine Bedenklichkeiten gehabt hatte, diese Dinge bey dem Materialisten holen zu lassen, hatte ich es gethan, und weil ich nicht gleich im Stande war, die Rechnung zu bezahlen, so hatte ich meinem Gläubiger einen Wechsel gegeben, und auf solche Weise gerieth ich ins Unglück. Meine Lage ward denselben Abend noch weit trauriger. Herr Gripe, der wohl sahe, daß bey mir nicht viel zu gewinnen war, auch

wohl

wohl schon aus meinem Quartier einige ihm nicht gefällige und mir nicht vortheilhafte Nachrichten eingezogen hatte, ließ mich noch den Abend nach Newgate bringen, wo ich unter einem Haufen von allerley Unglücklichen mich befand, die theils durch ihre eigenen Vergehungen, theils durch die grausame Härte ihrer Nebenmenschen an diesen Ort des Elendes geführet waren.

Unsere Gefängnisse sind äusserst elend; aber die englischen sind es noch weit mehr, und der rohe Character der Nation trägt nicht wenig dazu bey. Ich schrieb in der traurigen Verfassung, worin ich mich befand, an Herrn Schirley. Eine Hülfe durfte ich von einem Menschen nicht erwarten, von dem ich schon so übel war behandelt worden. Ich suchte nur meine Schuldenlast zu verringern, und begehrte daher, daß er einen Theil der Forderungen des Materialisten über sich nehmen sollte, da er doch wenigstens die Hälfte von demjenigen verbraucht hatte, was meine Rechnung betrug; aber ich erhielte von ihm nicht eine Sylbe zur Antwort. Ich zog mir vielmehr noch eine neue Klage auf den Hals:

denn der Wucherer, bey dem ich meine Kostbarkeiten versezt hatte, begehrte, daß ich entweder zur Bezahlung seiner Forderungen Rath schaffen, oder daß es ihm erlaubt seyn mögte, die Pfänder zu verkaufen, die er von mir in Händen hatte. Ich ward genöthigt, dies leztere geschehen zu lassen, und es ward mir eine solche Rechnung gemacht, daß auch nicht ein Schilling für mich übrig blieb, um einen so geringen Preis auch meine Sachen verpfändet waren. Ich blieb über zwey Monathe zu **Newgate** und würde gewis im Elende vergangen seyn, wenn mein Bedienter sich nicht meiner angenommen, und von seinem geringen Vermögen mir zuweilen eine Erleichterung verschaft hätte. Mein Zustand war um so viel trauriger, da ich ein Fremder war, und mir gar nicht Hofnung machen durfte, daß irgend jemand mich losbürgen würde, und um mein Unglück zu vergrössern, erhielte ich auf drey Briefe, die ich an meine Familie geschrieben hatte, gleichfalls keine Antwort. Ich glaube, daß ich endlich in Verzweiflung gerathen wäre, wenn ich noch länger an diesem unglücklichen Ort hätte bleiben müssen. Aber meine

Erlösung war näher, als ich glaubte, und ich fand die Wahrheit auch an mir bestättigt, daß man denn am sichersten auf die Hülfe der Vorsehung rechnen kann, wenn das Leiden seinen höchsten Grad erreicht hat.

An einem Morgen, da ich an nichts weniger als an eine Befreyung dachte, kam der Kerkermeister zu mir, und kündigte mir an, daß ich auf gänzlich freyen Fuß gestellt wäre, und nun zu Hause gehen könnte. Ich frug ihn voller Freude und Bestürzung, wie es möglich sey, indem ich nicht wüßte, daß mein Proceß geendigt, und meine Gläubiger befriedigt wären. Aber ich blieb nicht lange in der Unwissenheit, wem ich meine Befreyung zu verdanken hatte; denn bald darauf kam Herr Hasselstein von meinem Bedienten begleitet, und kündigte mir mit Vorzeigung meines Wechsels meine Befreyung an. Dies war noch nicht genug; sondern er überreichte mir zugleich meine Uhren, und was ich sonst bey dem Wucherer in Versaz gegeben hatte, und lieferte mir zugleich eine Quittung ein, daß er gänzlich befriedigt worden. Ich war, wie man sich leicht vorstellen kann, ganz ausser mir vor

Freude, fiel meinem Erretter um den Hals, und dankte ihm mit vielen Thränen für diesen ausserordentlichen Beweis seiner Freundschaft. Er begleitete mich nach meinem Hause, wo ich ihm die ganze Geschichte meines Unglücks erzählte, die ihm aber schon vollkommen bekannt war. Mein Bedienter hatte in der dringenden Noth, worin wir uns befanden, es gewagt zum Herrn Hasselstein zu gehen, weil er wußte, daß ich öfters zu ihm gegangen, und mit ihm in Gesellschaft gewesen. Er hatte ihm so viel als er gewußt von meinem Unglück erzählt, welches die Wirkung gehabt, daß Herr Hasselstein einem engern Ausschuß der Loge meine traurige Lage geschildert. Man hatte sich näher nach allen Umständen erkundigt und den Entschluß gefaßt, mich aus dem Gefängnisse zu ziehen, und nicht nur die funfzig Pfund, die ich dem Materialisten schuldig war, zu bezahlen, sondern auch meine versezten Sachen einzulösen. Bey dieser Gelegenheit hatte man den unwürdigen Handel erfahren, den Herr Schirley mit mir vorgenommen, und denselben als einen Elenden, der sich nicht gescheut, des Brudernahmens zu missbrau=

brauchen, um einen Fremden ins Verderben zu stürzen, aus der Loge verwiesen. Herr Hasselstein verwies es mir mit vieler Freundschaft, daß ich mich nicht gleich an ihn gewandt, um dieserwegen der Loge den Vortrag zu machen, und versicherte mich, daß die erste und höchste Pflicht des Ordens es sey, sich der Nothleidenden anzunehmen, daß aber niemand darauf ein näheres Anrecht hätte, als Brüder. Das söhnte mich wieder vollkommen mit dem Orden aus, und ich hatte sehr gegründete Ursachen, für diesmal weit besser mit den unwissendsten Maurern, als mit dem Enkel des grossen Sir **William Lilly**, und allen seinen angeblichen Geheimnissen und erhabenen Kenntnissen, zufrieden zu seyn.

In den Umständen, worin ich mich befand, da ich von allem Gelde gänzlich entblößt war, würde ich in der Verlegenheit gewesen seyn, meinen Freunden noch mit mehrerm zur Last zu fallen, um nach Frankreich reisen zu können, wenn ich nicht so glücklich gewesen wäre, den folgenden Tag eine Anweisung von meinem Oheim auf eine Summe zu erhalten, die mich in den Stand sezte, nicht nur meine Rück-

reise zu unternehmen, sondern auch dem Herrn **Hasselstein** alles zu ersezzen, was er zur Bezahlung meiner Schulden und meiner Befreyung mir vorgeschossen hatte. Und nun eilte ich, England zu verlassen, das mir so nachtheilig gewesen war, und nach Frankreich zurückzukehren. Ich war anfangs gesonnen, durch die Niederlande meinen Weg zu nehmen, um **Eloysen** zu sehen, von der ich lange keine Briefe erhalten hatte. Aber eine Nachricht, die ich kurz vor meiner Abreise von meinem Bruder erhielte, daß mein Oheim ohne alle Hofnung danieder liege, nöthigte mich meinen Vorsaz zu ändern. Ich gieng also gerade von **Dower** auf Calais, und von da nach **Abbevilie**, wo ich meine Mutter, und viele von meiner Familie antraf. Aber meine Freude, mich wieder in dem Schooß meiner Verwandten zu sehen, ward sehr verbittert. Denn mein guter Oheim war zwey Tage vor meiner Ankunft gestorben, und ich fand alle in der tiefsten Trauer. Bey Eröfnung des Testaments fanden wir, daß er ausser einigen ansehnlichen Legaten für meine Mutter und meinen Bruder, mich zu seinem eigentlichen

Haupt-

Haupterben bestimmt hatte. Ausserdem aber hatte er die Verfügung gemacht, daß der alte Abbe' M=ge', der sich damals zu Paris aufhielte, sogleich seine Bücher und Schriften in Verwahrung nehmen, und mir dieselbigen, wenn ich zurück gekommen seyn würde, einhändigen sollte. Dies war nun nicht nöthig, da ich schon zugegen war. Ich achtete auch weiter darauf nicht, und diesen kleinen Umstand, diese kleine dem Anscheine nach nichts bedeutende Nachlässigkeit, habe ich in der Folge theuer bezahlen müssen.

Ich empfand den Verlust, den ich durch den Tod meines Oheims erlitten hatte, so sehr als es nur immer möglich und zu erwarten war. Indessen tröstete ich mich bald wieder, da ich durch die ansehnliche Summe, die er mir vermacht hatte, und die unsere Erwartungen weit überstieg, mich in den Stand gesezt sahe, ohne von jemand abzuhängen, zu leben. Ich besaß jezt ein Vermögen von funfzig tausend Livres, das war genug, um mich und **Eloyse** glücklich zu machen. Hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich nun gleich zu ihr geeilt: aber ich fand in mei-

ner Familie und meinen eigenen Angelegenheiten so viel zu berichtigen, daß es mir unmöglich war, an eine Reise zu denken; ich sahe mich vielmehr genöthigt, mich den ganzen Winter über in **Paris** aufzuhalten, um unsre Geschäfte in Ordnung zu bringen. Meine Verwandte drangen zugleich in mich, mich um eine Civilstelle zu bewerben. Ich hatte ansehnliche Empfehlungen an den Grafen von Sainct Florentin, und an den Herrn von Sainct Foix. Die Veränderungen, die in unserm Militair gemacht waren, misfielen mir auch so sehr, daß ich nicht die mindeste Neigung bey mir verspürte, von neuem in Kriegsdienste zu gehen, und ich versuchte es wirklich, mein Glück im Civilstande zu machen, wozu mir manche vortheilhafte Aussichten gezeigt wurden. Ich war noch sehr jung. Für meine Jahre und meinen Stand war ich gar nicht ungeschickt, und ich hatte auf meinen Reisen keine Gelegenheit vorbeygehen lassen, meine Kenntnisse zu erweitern. Mein Aeusseres hatte auch das Glück zu gefallen, und ich besaß dabey ein ansehnliches Vermögen: ich konnte mir also damit schmeicheln, daß ich in der Welt

mein

mein Glück machen würde. Aber die Vorsehung Gottes ordnet die Bestimmungen der Menschen an, und diese hatte ganz andre Absichten mit mir.

Da ich unmöglich selbst nach Brüssel reisen konnte, um Eloyse von meiner ganzen gegenwärtigen Lage zu unterrichten, schrieb ich an sie. Aber ich war so unglücklich, keine Antwort zu erhalten. Ich schrieb an die Frau von **Beaubois**; aber die Antwort, die ich von ihr erhielt, war in Ansehung meiner **Eloyse** nichts weniger als bestimmt, und hatte mir ganz das Ansehen, als sollte sie mich zu einer traurigen Nachricht vorbereiten. Ich konnte nichts anders erwarten, als daß **Eloyse** tod, oder wider ihr Versprechen wirklich in den Ursuliner-Orden getretten seyn müßte. Zu einem von beiden schien mir der Brief der Frau von **Beaubois** eine Vorbereitung zu seyn. Ich ward bald von meinem Unglück unterrichtet.

Es war noch nicht lange, daß ich mich zu **Paris** befand, als mein Vetter dahin kam. So wenig ich auch mit seiner Lebensart zufrieden war, so sehr freute ich mich doch, ihn wie-

wieder zu sehen. Ich traf mehrere von meinen ehemaligen Bekannten wieder an, und ob gleich mein Plan zu leben von dem ihrigen sehr verschieden war, so konnte ich mich doch ihrem Umgange unmöglich ganz entziehen. Man wußte, daß ich ein ansehnliches Vermögen besaß; ich hatte Hang zum Vergnügen: es war also kein Wunder, daß man meinen Umgang suchte, und daß ich mich nicht lange bitten ließ, an allen Vergnügungen, die man mir darbot, Theil zu nehmen. Zu nichts aber konnte ich mich weniger entschliessen, so sehr mich auch meine Freunde dazu zu bewegen suchten, als wieder die Loge zu besuchen. Der Enkel des grossen **Sir William Lilly** hatte meinen Begriffen vom Orden eine solche Richtung gegeben, daß ich nun nicht die geringste Lust weiter bey mir verspürte, mich mit den Geheimnissen zu befassen. Ich gab doch endlich den Vorstellungen meiner Freunde nach, und besuchte die Loge, die in der Strasse **Richelieu** gehalten wurde, und von welcher der Marquis von **Chatillon** der Großmeister war, und nach und nach gewann ich wieder so vielen Geschmack am Orden, daß ich kei-

keine Loge versäumte. Ich war von den Vorurtheilen, die ich ehemals vom Orden gehabt hatte, durch die kräftige Medicin, die mir der Enkel des grossen Sir **William Lilly** gegeben hatte, vollkommen geheilt. Aber wenn ich mir gleich nichts weniger vom Orden versprach, als daß ich in seinem Schooß das Recept zum philosophischen Stein finden würde, so war ich doch darum ein eifriger Freymaurer, und ich gieng gerne in die Loge, weil ich sicher war, immer eine gute Gesellschaft da anzutreffen.

Unter verschiedenen andern Bekanntschaften, die ich in der Loge machte, wurde ich auch mit dem Abbe' de **Lûze** bekannt. Da er die Rednerstelle bekleidete, und ich gewöhnlich den Auftrag erhielte, die Aufzunehmenden vorzubereiten, kamen wir bald in eine etwas nähere Verbindung, und er besuchte mich zum öftern. Er hielte sich für beständig zu **Clugny** auf, und kam nur zuweilen nach **Paris**, wo er ein paar Zimmer in einem Hotel garni gemiethet hatte. Da ich ihn bey den beiden lezten Logen, die wir hielten, nicht gesehen hatte, und hörte, daß er unpäßlich sey, so

fuhr

fuhr ich in Begleitung meines Vetters nach Clugny, um unsern Abbe' zu besuchen. Wir fanden ihn nichts weniger als krank. Wir wurden gut aufgenommen: kehrten aber denselben Abend noch wieder zurück, weil es unter allen Höflichkeitsbezeugungen durchschimmerte, daß es dem Abbe' nicht gelegen war, daß wir ihn da besuchten.

Zwey Tage darauf kam der Bediente des Abbe' zu mir, der zugleich Servant der Loge war, und begehrte mich allein zu sprechen. Ich hatte einige gute Freunde bey mir, da sie aber sämtlich vom Orden waren, ließ ich ihm sagen, er sollte herein kommen: aber er bestand darauf, mich allein zu sprechen. Ich gieng hinaus. Aber wie groß war meine Verwunderung, als er mir einen Brief von Eloyssen brachte. Ich erkannte sogleich die Hand, frug ihn voller Verwirrung, wie er zu dem Briefe gekommen, wo sie wäre, und was mir sonst Neugierde und Liebe eingab. Er sagte mir, ich würde unstreitig alles in dem Briefe finden. Wenn ich antworten wollte, würde er noch den Abend wieder kommen. Ich laß den Brief nicht: ich verschlang ihn.

Sie

Sie meldete mir kürzlich, daß ihre Mutter sie von **Brüssel** hatte holen lassen, und daß sie darin hätte willigen müssen; weil sie in mehr als acht Monathen gar keine Nachrichten von mir gehabt, und nicht anders hätte denken können, als daß ich sie ganz vergessen hätte. Der Abbe' **de Lüze** hätte ihrer Mutter die Versicherung gegeben, daß er, mit Hülfe seiner Freunde, die ihr vorhin schon bestimmt gewesene Stelle in dem Kloster zu **St. Denys** ihr wieder verschaffen würde, wenn sie noch gesonnen wäre, **Eloysen** dahin zu geben. In der festen Ueberzeugung, daß ich gar nicht mehr an sie dächte, wäre für sie als einem unglücklichen Frauenzimmer nichts weiter übrig gewesen, als diesen Vorschlag anzunehmen. Da ihre Mutter aber krank gewesen, hätte der Abbe' mit einer vorgeblichen alten Layen-Schwester des Klosters, die aber seine Köchin wäre, sie abgeholt, aber anstatt sie nach **St. Denys** zu bringen, hätte er sie nach **Clugny** gebracht. Wenn ich nicht wollte, daß sie ein Opfer seiner viehischen Begierden werden sollte, so mögte ich eilen, um sie zu befreyen.

Jezt sahe ich ein, daß ich die Ursache meines ganzen Unglücks in nichts anders, als in meiner unglücklichen Verbindung mit Herrn **Thomas Schirley** zu suchen hatte, wodurch ich mich ausser Stand gesezt hatte, die Pension für **Eloyse** zu bezahlen, und mich so oft als es nöthig gewesen um sie zu bekümmern. Ich verwünschte mehr als einmal mein unglückliches Schicksal. Aber das half nichts, ich mußte darauf denken, wie ich **Eloysen** aus den Händen des Bösewichts reissen könnte. Als der Bediente zurückkam, erfuhr ich von ihm, daß Eloyse sich schon vierzehen Tage bey dem Abbe' befände, und ich merkte aus allen Umständen, daß er schon sehr für sie gewonnen war: ich suchte ihn durch ein Paar Louisd'or noch mehr in unser Interesse zu ziehen, welches mir auch gelang. Ich gab ihm einen Brief an **Eloyse** mit, worin ich sie in den lebhaftesten Ausdrücken von meiner treuen Liebe zu überzeugen suchte, und ihr die Versicherung gab, daß ich gewis alles anwenden würde, um sie noch morgen aus den Händen des Abbe' zu reissen.

Ich gieng lange bey mir selbst zu Rathe, wie ich es anfangen wollte. Unter meinen Bekannten war ein gewisser Chevalier de Longueville derjenige, der mir am geschicktesten zu seyn schiene, eine solche Expedition mit mir zu unternehmen. Ich ließ ihn zu mir bitten und unterrichtete ihn so weit es nöthig war von der ganzen Lage der Sachen. Der Chevalier war der Meynung, daß es am besten seyn würde, wenn wir den Morgen frühe hinausführen, und den Abbe' ohne alle Umstände nöthigten, uns Eloyse herauszugeben. Dies kam mir dagegen, der ich schon eine ähnliche Unternehmung gemacht hatte, zu bedenklich vor, weil alsdann der Abbe' sich leichter Beystand würde verschaffen können. Da wir hierüber mit einander zu Rathe giengen, kam mein Bruder, der den Tag vorher nach Paris gekommen war. Ich erzählte ihm was vorgieng, und er war der Meynung, daß das eine sowohl, als das andere für uns gefährlich werden könnte, und daß es das sicherste sey, wenn ich die Sache bey der Polizey anzeigte: der Abbe' hätte sich eines zu schwarzen Verbrechens schuldig gemacht, als

daß ich mir nicht allen Beystand der Obrigkeit sollte versprechen können. Aber dies wollte mir durchaus nicht in den Sinn: denn ich fürchtete, daß alsdenn gelegentlich meine ganze ehemalige Geschichte mit **Eloyse**, wie ich sie auf dem Wege von Chalons nach **St. Denys** ihrer Mutter entrissen, und mich nachher mit ihrem Bruder duellirt, bekannt, und ich in eben so verdrießliche Händel verwickelt werden mögte, als ich vermeiden wollte. Wir hielten es also vors sicherste, unser Vorhaben in der nächsten Nacht auszuführen, und der Chevalier schickte so gleich seinen Bedienten nach **Clugny**, um dem Bedienten des Abbe', den ich ganz in unser Interesse gezogen hatte, die erforderlichen Nachrichten zu ertheilen.

Es war ungefehr zwey Uhr nach Mitternacht, als wir zu **Clugny** anlangten. Ich ließ meinen Bedienten in einer kleinen Entfernung von dem Orte mit unserm Cabriolet halten, und ich und der Chevalier verfügten uns zu dem Hause des Abbe', wo wir auf ein Zeichen von dem Bedienten eingelassen wurden. Wir blieben unten an der Treppe im

Vor-

Vorhause stehen, und der Bediente schlich hinauf, um **Eloyse** von unserer Ankunft Nachricht zu geben. Es währte lange, ehe sie kam: ich schlich also die Treppe hinauf; aber ich hatte sie kaum erreicht, so hörte ich in einem Zimmer ein erschreckliches Geschrey: Mörder, Diebe! Ich gieng dem Geschrey nach und gelangte zu dem Zimmer, wo es war, und fand, so viel ich beym Mondscheine, der durch die Vorhänge der Fenster fiel, erkennen konnte, den Bedienten, **Eloyse**, und eine andre Person, die vermuthlich die Köchin, oder Eloysens Gefangenwärterin war, in einem heftigen Handgemenge. Durch meine Dazwischenkunft ward unsre Parthey verstärkt: ich entriß **Eloyse** den Händen ihrer Aufseherin, und eilte mit ihr die Treppe hinab, aber in demselben Augenblick gieng eine andre Thür auf, es geschahe ein Schuß, und **Eloyse** schrie: **ach mein Gott ich bin verwundet!** Mein Gefehrte sprang herzu und wollte die Stiege hinauf. Da aber **Eloyse** unter meinen Händen niedersank, und das Geschrey immer grösser ward, bat ich ihn, nur auf unsre Sicherheit zu denken, und zu

helfen, daß wir Eloyse fortbrächten. Wir eilten also was wir konnten, diesen unglücklichen Ort zu verlassen, und kamen zu unserm Cabriolet, in welches ich Eloysen sezte, die aber kein Zeichen des Lebens von sich gab. Sie schlug durch die vielen stärkenden Wasser, die wir ihr vorhielten, zuweilen die Augen auf, aber sank auch gleich darauf wieder von neuem in Ohnmacht. Denn sie blutete heftig: der Schuß, der sie getroffen hatte, war am Nacken hinein und durch die Brust gegangen. Unter diesen Umständen nach Paris zu reisen war gefährlich, und es war zu weit für uns, die wir einer schleunigen Hülfe bedurften, wir eilten daher, um ein Landhaus zu erreichen, das die Schwester des Chevalier ohngefehr zwo Meilen davon hatte, und wo jezt der Pächter sich nur allein befand. Es war sechs Uhr, als wir da ankamen: wir schickten sogleich nach einem Wundarzt: aber ehe derselbe noch kam, gab Eloyse schon ihren Geist auf.

Die Lage, worin ich mich damals befand, ist nicht mit Worten auszudrücken. Ich glaube gewis, daß ich meinen Verstand ganz verlohren gehabt, oder mich selbst ums Leben

gebracht haben würde, wenn nicht der Chevalier de **Longueville** sich meiner angenommen hätte, der nicht nur dafür Sorge trug, daß Eloyse in der Stille beerdigt, sondern daß auch die ganze Sache nicht bekannt wurde: denn von dem Abbe' glaubten wir eben nichts zu besorgen zu haben. Ich hätte sogleich diesen traurigen Ort verlassen, wo ich dasjenige eingebüßt hatte, was mir auf der Welt das Liebste war. Aber meine Gesundheit war durch diesen Vorfall so erschüttert worden, daß ich in ein heftiges Fieber fiel, welches mein Leben in die äusserste Gefahr sezte, und mich nöthigte, fünf Wochen auf dem Landhause der Schwester des Chevalier zu bleiben.

Mein Bruder hatte sich unterdessen alle erdenkliche Mühe gegeben, um zu erfahren, ob etwas von der ganzen Sache ruchtbar geworden; aber er hatte nichts anders erfahren können, als daß in der Nacht eine Räuberbande in das Haus des Abbe' de **Lüze** eingebrochen; aber weil er und seine Leute noch aufgewesen, verstöhret worden. Ich hätte also ohne Gefahr nach Paris zurückkehren

können; aber theils traute ich dem Handel nicht recht, theils war mir Frankreich zu traurig geworden, als daß ich mit einem Herzen, das so tief verwundet worden, mich da länger hätte aufhalten können. Mein Gemüth bedurfte einer Zerstreuung: ich übertrug also meinem Bruder meine Angelegenheiten. Auf meinen Reisen hatte es mir in Berlin am besten gefallen. Der Krieg hatte mich vormals abgehalten, die vornehmsten Städte von Deutschland zu besehen: ich entschloß mich also, nach Deutschland zu reisen, den Sommer über in Berlin zuzubringen, hierauf das obere Deutschland und Italien zu durchreisen, und es denn von der Lage meines Gemüths abhängen zu lassen, wozu ich mich bestimmen würde.

Ich sezte meinen Entschluß, sobald es möglich war, ins Werk. Bey meiner Ankunft in **Berlin** fand ich verschiedene von meinen ehemaligen Freunden wieder, und wir waren von beiden Theilen sehr froh, uns nach einer Entfernung von vier bis fünf Jahren wieder zu sehen. Da meine Freunde, und die Bekanntschaft, die ich mit ihnen gehabt hatte,

vornehmlich vom Orden ihren Ursprung gehabt, so war es natürlich, daß ich mich nach dem Zustande der Loge erkundigte. Aber ich fand in der kurzen Abwesenheit alles ungemein verändert. Der ehemalige Meister der Loge war nicht mehr. Ein Herr von Zinnendorf hatte nachher die Loge regiert: aber auch dieser hatte nachmals die Loge verlassen, und eine besondere Loge errichtet. Diese Veränderungen befremdeten mich nicht so sehr, als daß ich hörte, daß die beiden Logen sich einander so anfeindeten, als ob es verschiedene Religionspartheyen gewesen wären, und daß ich aller meiner Bemühungen ungeachtet es nicht erlangen konnte, in die Loge gelassen zu werden, in der man mich ehemals als einen sehr erleuchteten Bruder angesehen hatte. Bisher hatte ich immer geglaubt, daß alle Freymäurer auf der ganzen Erde sich wenigstens so einander gleich wären, daß der Eintritt in die Loge einem jeden offen stünde. So hatte ich es ehedem in Frankreich, England, und selbst in Deutschland gefunden. Mein Stolz ward dadurch ungemein beleidigt, und das um so viel mehr, daß man alle meine erhabnen Stufen

als ein lächerliches Spielwerk ansahe. Ich wußte freylich selbst nicht recht, was ich daraus machen sollte. Meine Londoner Geschichte hatte mich so ziemlich von meinen ehemaligen Schwärmereyen geheilt, und ich hatte nach der Zeit mehr den Orden der guten Gesellschaft wegen cultivirt, als in der Hofnung, was grosses und wichtiges in demselben zu finden. Aber es verdroß mich, daß ich mich jezt wider alle meine Erwartung in den Stand eines Profanen zurückgesezt sahe, und ich beschloß, alles mögliche zu versuchen, um mich von den Veränderungen zu unterrichten, die im Orden vorgegangen, und mir von meinen Freunden als Sachen von der äussersten Wichtigkeit, und wodurch man ein sehr glänzendes Glück machen könnte, geschildert wurden. Mein Glück zu machen lag mir eben nicht sehr am Herzen. Die einzige Person, die mich hätte dazu bewegen können, war nicht mehr. Ich hatte sie auf die unglücklichste Weise von der Welt verlohren, und mein Gemüth war dadurch so verstimmt worden, daß ich oft der Welt sehr überdrüssig war. Mein guter Genius gab mir indessen bald Gelegenheit, meine Neugierde

de zu befriedigen. Ich reisete mit einigen guten Freunden nach Leipzig, um die dortige Messe zu besuchen, die die berühmteste von ganz Deutschland ist. Man sagte mir, daß wenn es mir ein Ernst wäre, mich rectificiren zu lassen, so würde ich hier die beste Gelegenheit dazu finden, indem sich gegenwärtig ein Mann daselbst befände, der mit vollkommener Gewalt begabt sey, mich so weit zu bringen, als ich es nur wünschte. Dieser Mann hieß **Schubart**, und war im Kriege beym Proviantwesen der alliirten Armee eine Art von Commis gewesen. Ich ließ mich bey ihm einführen. Es ist wahr, der erste Anfang gefiel mir nicht. Herr **Schubart** war so unerträglich stolz, hatte so viel romanhaftes in seinem ganzen Wesen, und sprach aus einem so hohen Ton vom Orden, daß ich bey nahe wäre abgeschreckt worden. Ich hatte indessen schon den ersten Schritt gemacht und mogte also nicht wieder umkehren. Meine Freunde gaben mir die Versicherung, daß alles was **Schubart** sagte die Wahrheit sey, und daß ich mich gewis sehr glücklich schäzzen würde, wenn ich den hohen Orden einmal in seinem Glanze zu sehn das

Glück

Glück haben würde. Ich sezte mich also über das zurückstossende Aeussere des Herrn **Schubart** weg, und ließ mich rectificiren. Dies war gewissermassen eine Art von Abschwörung. Man laß mir eine **Acte der Unterwerfung** vor, worinnen ich der Art von Maurerey, der ich bisher zugethan gewesen, und die man die late Observanz nannte, feyerlichst entsagen, und mich hingegen zu der eigentlich rectificirten Maurerey bekennen mußte, die man die stricte Observanz hieß. Zugleich mußte ich einen so blinden und strengen Gehorsam gegen den Provinzial-Meister, den man nur blos den **Ritter vom Degen** nannte, und andere mir eben so unbekannte Obern angeloben, daß ich aufs heiligste versprechen mußte, allen ihren Befehlen und Verfügungen mich blindlings zu unterwerfen, und keinem, der dem zuwieder was vorbringen würde, Gehör zu geben. Diese Acte sollte ich unterschreiben, und so sehr sie auch wieder die ersten Grundsäzze der Maurerey stritte, so war ich doch thörigt genug zu unterschreiben. Nun war ich also ein Maurer von der stricten Observanz. Ich kann nicht sagen, daß diese neue Art von Mau-

rerey meinen Beyfall hatte. Die Loge war kahl, fast von allen Ceremonien entblößt, und es herrschte in derselben ein ganz militärischer Despotismus, und was für mich das auffallendste war, so hatte man verschiedene Stücke als falsch weggeworfen, die ich bisher immer für Dinge von vorzüglicher Wichtigkeit im Orden gehalten hatte. Da ich gewissermassen ein alter Maurer war, so hatte ich mir geschmeichelt, gleich nach meinem Uebertritt von allem unterrichtet zu werden; aber man hatte mir gar nichts gesagt, und ich hatte also für den blossen Nahmen eines rectificirten Maurers mein Geld hingegeben. Ich frug meine Freunde um Rath. Einer unter denselben sagte mir endlich frey heraus, daß alles auf den **Provisor Domorum** ankäme, das war **Schubart:** wenn ich diesem ein Geschenk machte, und die zu erlegende Summe auf einmal bezahlte, so würde ich keine Schwierigkeiten finden, und bald zum Ziel meiner Wünsche gelangen.

Hätte ich damals so geurtheilt, wie nach der Zeit; so hätte ich mich gewis bedacht. Denn daß man einem feilen Manne die Ausspen=

spendung der Geheimnisse, und so hohe Aemter im Orden anvertraute, redete eben nicht für die Klugheit der hohen Obern, und daß man den ganzen Schaz, das höchste Ziel aller maurerischen Wünsche gegen baare Erlegung einer gewissen Summe erlangen konnte, redete nicht zum Vortheil der Geheimnisse. Aber es gieng mir hier, wie bey dem Enkel des grossen Sir William Lilly. Mein Kopf war schon einmal verdreht. Ich hatte mich zu weit eingelassen, als daß ich mich durchs Geld hätte sollen abhalten lassen, auch die beiden lezten Schritte zu thun, die, wie man mir sagte, nur noch für mich übrig wären. Ich überließ also meinem Freunde die Berichtigung des ganzen Handels, wofür ich meine Louis und ein schönes Geschenk vor den Herrn Provisor hingab, und nun ward ich durchgebracht. Als ein guter Edelmann ward ich Ritter, und wenig Tage darauf, weil man bey mir vorzüglich gute Eigenschaften fand, erhielte ich die Würde eines Comthurs. Es ward mir eine Commenderie, deren Nahmen ich vergessen habe, angewiesen, die, wenn ich mich recht erinnere, in den Staaten des Chur-

für-

fürsten von Sachsen lag, von welcher ich aber nie habe Besiz nehmen können, so gegründet auch immer meine Ansprüche darauf mögen gewesen seyn. Bey dieser Gelegenheit ward mein Beutel noch einmal angegriffen. Denn ich mußte eine derbe Rechnung für meinen Mantel, Cotte d'armes, Ritter-Kreuz und Ring, für den Comthur-Mantel, Comthur-Kreuz, Comthur-Ring, für Patent, Schein und andere dergleichen Dinge bezahlen, und noch überdies dem Provinzial-Meister ein Geschenk machen, das den Nahmen eines **Opfers** hatte. Das alles war sehr viel, und was ich dagegen erhielte, war sehr wenig, oder vielmehr gar nichts. Denn das grosse Geheimniß, das ich erfuhr, war dieses, daß die Maurer eigentlich Tempelritter wä[illegible] Diese Entdeckung war gewis nicht zwey Sols werth: den ganzen Masquen-Anzug würde mir ein jeder Jude weit wohlfeiler geliefert haben, und wozu man mich gemacht hatte, war in der That nur ein Werk der Einbildung.

Dies System war noch nicht lange in Deutschland entstanden. Es hatte einen gewissen deutschen Baron **Hund** in der Lausiz

zum

zum Urheber, der sich für den Provinzialmeister aller deutschen Brüder ausgab, und auf einer im Jahr 1763. in Sachsen gehaltenen Versammlung von Maurern auch so glücklich gewesen war, dafür erkannt zu werden, ohne daß er sich durch etwas nur gerechtfertigt hätte, und durch den vorhingenannten **Schubart** war dieses System in einer kurzen Zeit dergestalt ausgebreitet worden, daß es das herrschende von Deutschland war. Die Einführung und allgemeine Annahme desselben ist ein Beweis, wie leicht die Deutschen, zu allem was man nur will, zu bringen sind. Bey einiger genauer Ueberlegung mußte ein jeder gar bald einsehen, daß diese Art von Maurerey den ersten Grundsäzzen des Ordens gerade zu wiedersprach. Es ist Hauptsaz im Orden, daß er nichts enthält, was der Religion entgegen ist. Wie konnten Protestanten, und deren waren unter den Brüdern die mehrsten, in einen katholischen Ritterorden tretten? und wie konnte ein Katholik mit gutem Gewissen zu einem Orden gehören, den die Kirche mit dem Bann geschlagen und aufgehoben hatte? Für Brüder in solchen Ländern,

wo der Tempelorden ehemals Besizzungen gehabt hatte, die dem Landesherrn zugefallen waren, war diese Art von Maurerey auch Gesezwidrig, da es Grundgesez im Orden seyn muß, daß er nichts enthalte, was wieder den Staat und den Regenten ist. Wer der Sache recht nachgedacht, fand in dieser Verbindung noch mehrere Staatssünden, von welchen es keine der geringsten war, daß man jährlich aus allen Gegenden eine ansehnliche Summe Geldes in die sogenannte Provinz, oder zu dem Baron **Hund** schickte. Das Wesentliche des Ordens ist sein Geheimniß, das ist sein Ziel, wohin alles geht: der Mittelpunct, um den sich alles dreht. Dies fehlte gewissermaassen ganz. Man redete freylich den jungen Maurern viel von dem Geheimniß des Ordens vor. Man sagte ihnen, daß sie einmal den Tag drey mal seelig preisen würden, da sie zum Genuß des Lichts gelanget wären. Aber das ganze Geheimniß war die Entdeckung, daß die Maurerey der Orden der Tempelherrn sey. Eine Entdeckung, die wenn die erste Betäubung vorüber gegangen, nothwendig

Kaltsinn, wo nicht gar Verachtung gegen den Orden erzeugen mußte.

So auffallend dies alles war, und so leicht ich das lächerliche, gesezwidrige und thörichte dieser Art von Maurerey hätte einsehen können, so gieng es mir doch nicht besser als so vielen andern, die zu dieser Parthey getretten waren. Ich ward berückt, und das nicht allein, sondern ich ward ein eifriger Anhänger dieses Systems. Es war mir sehr angenehm und unerwartet, unter dem Orden der Freymäurer einen andern anzutreffen, den ich nie darunter gesucht hätte, und der gewissermaassen mein Landsmann war. Ich habe mich oft mit Vergnügen, ich weiß nicht warum, in die Zeiten der Chevalerie hinein gedacht, und hier fand ich sie zu meinem Erstaunen von neuem aufleben. So unbegreiflich es mir oft war, daß Protestanten, wie ich sahe, an einem katholischen Orden Geschmack finden konnten, da sie sonst mit allen unsern Ordensfamilien nur ihr Gespötte haben, so lieb war es mir, da dieser Orden in meine religieuse Denkart paßte. Etwas Adelstolz mogte auch noch bey mir, wie bey vielen

an=

andern hinzukommen. Uebrigens hatte man diesem auf einem so sandigten Grund erbauten Gebäude einige Strebe-Pfeiler angesezt, die ihre Wirkung thaten. Anstatt der ehemaligen brüderlichen Gleichheit die im Orden herrschte, hatte man allerley Classen, Titel, Würden und Rang im Orden eingeführt; da waren Comthure, Haus-Comthure, Capitular-Comthure, Präfecten, Sub-Prioren, und dergleichen: man hatte Waffenknechte, Socios und Ritter, und, je nachdem der Stand eines jeden beschaffen war, je nachdem ward ein jeder zu dieser oder jener Classe bestimmt. Für einen so brüderlichen Orden als der Maurerorden ist, paßte freylich dieses nicht: Stolz, Hochmuth und Rangsucht, die dadurch in demselben eingeführt wurden, mußten nachtheilige Wirkungen für den Orden haben. Indessen ward dadurch der Eitelkeit der Menschen geschmeichelt. Ausserdem hatte man einen gewissen Plan zu Präbenden entworfen, nach welchem man eine Summe von ungefehr fünf hundert deutschen Thalern einsezte, und wovon man denn im Jahr 1772. eine Leibrente ziehen sollte. Hierdurch ward freylich der

schädliche Geist des Interesses in den Orden gebracht, und der Orden erhielte statt eifriger Brüder, die ihm von Seiten des Herzens ergeben waren, solche, die nur auf ihre Vortheile sahen; aber es wurden doch dadurch dem Orden viele gewonnen, die vielleicht sonst bald würden zurückgetretten seyn. Und endlich schmeichelten sich alle mit der glänzenden Hofnung, den Orden einmal in seinem alten Glanze wiederhergestellt zu sehen, und sehr viele sahen schon dem Zeitpunct entgegen, da sie sich öffentlich als Tempelritter bekennen, und mit dem schönen rothen Kreuz und der ganzen Rüstung der alten Chevalerie öffentlich auftretten würden. Man hatte wirklich die Absicht, die Maurerey einmal aufhören zu lassen, und wenn man die erforderlichen Geldsummen zusammengebracht haben würde, mit der Chevalerie des Tempelordens öffentlich hervorzutretten, und um dieses Project noch früher, und nicht erst durch den langwierigen Plan der Tontine ins Werk zu sezzen, waren einige schon gesonnen, eine Colonie nach Saratow zu führen, wohin damals aus Deutschland viele Colonisten giengen, und sich von

der russischen Kaiserin Schuz und öffentliche Anerkennung auszubitten. Dies war nicht ein leerer Anschlag. Er ward nicht nur von dem Provinzial-Meister dem Baron von **Hund** genehmigt, sondern der russische Resident in Hamburg der Graf **Mussin Puschkin**, den man in den Orden aufgenommen hatte, war selbst in diese Idee eingegangen, und hatte, wie man sagte, dem Orden die Versicherung gegeben, ihm alle nur mögliche Vortheile zu verschaffen. Unstreitig würde die Ausführung dieses Projects kein Verlust für Deutschland gewesen seyn, das alsdann auf eine geschickte Weise von einer guten Anzahl **Donquichottes** wäre gesäubert worden. Aber dies Project verunglückte, wie so manche andre, durch welche man in der Folge das Glück des Ordens zu bauen suchte.

Dieses sonderbare System, von welchem ein jeder hätte denken sollen, daß es sich nicht acht Tage würde erhalten können, grif dergestalt um sich, daß nicht nur ganz Deutschland von einem Ende zum andern damit überschwemmt ward, sondern es verbreitete sich auch bis in Rußland und Dännemark, und

man

man hat demselben die ausserordentliche Menge von Menschen zuzuschreiben, die unter den Deutschen zum Orden gehören. Als ich nach Deutschland reisete, war meine einzige Absicht, es zu versuchen, ob ich durch Zerstreuung und durch andre Gegenstände den tiefen Kummer in etwas mildern könnte, der seit dem Verlust meiner Eloyse sich meines Herzens bemeistert hatte. Ich war nicht Willens, länger in Deutschland zu bleiben, als erfordert wurde, die merkwürdigsten und ansehnlichsten Städte kennen zu lernen. Aber der Geschmack, den ich an diesem neuen System einmal gefunden hatte, verleitete mich meinen ersten Plan zu ändern, und ich blieb ganzer drey Jahre in Deutschland, und würde gewiß länger geblieben seyn, wenn mir nicht mein Schicksal einen andern Weg gezeigt, und mich aus diesem Labyrinth herausgerissen hätte, um mich in ein anderes zu führen.

Während meines Aufenthalts in Deutschland litte das neue System schon verschiedene merkwürdige Stösse, die den baldigen Untergang desselbigen vorherverkündigten. Der Plan einer Tontine, so gut er auch ausgerech-

rechnet war, gerieth unglücklicher Weise ins Stecken, theils weil die zum Fond erforderlichen Summen nicht herbeygebracht werden konnten, theils auch weil man nicht im Stande war, genugsame Sicherheit zu stellen: und nun da ein grosser Theil von Brüdern blos durch das Band des Interesses an den Orden gebunden worden, und die Aussichten den Orden herzustellen immer entfernter wurden, so erkaltete der erste Enthusiasmus bey den mehrsten. Einige kamen sogar auf den Gedanken, daß das ganze System ein Werk des Betrugs sey, und daß der Baron **Hund** sich dieser Reforme in dem Freymäurer-Orden bedient, um seine verfallene Finanzen auf Kosten der Brüder wieder in Ordnung zu bringen. So viel ist gewis, daß der Enkel des grossen Sir **William Lilly** weit barmherziger mit meinem Geldbeutel umgegangen war, als von den hohen Ordens-Obern gewöhnlich geschahe. Ich hatte sehr ansehnliche Summen auf dieses Spiel verwandt, und nichts anders dafür erhalten, als daß ich wie der theure Ritter **von Mancha** ein Tempelritter in der Einbildung war, und eine Commenderie be-

 saß,

faß, die ich nie mit Augen gesehen hatte, und worauf ich eben so gegründete Ansprüche machen konnte, als auf die Königreiche von Fez und Marocco.

Das grösseste Unglück für unsre Chevalerie aber war dieses, daß nachdem der erste Enthusiasmus verraucht war, sehr viele die Augen öfneten, sich einander frugen, warum sie eigentlich Freymäurer geworden, die ihnen gemachte Entdeckung von der Chevalerie des Tempels gar nicht mehr für so wichtig ansahen, als ehemals, und sich wieder nach den Geheimnissen umsahen, die sie bisher fast ganz aus dem Gesicht verlohren hatten. Einige fingen an, die ganze Chevalerie zu verwerfen; andere verbanden sie mit der Idee von Geheimnissen, und wollten so gar in den ehemaligen Besizzungen des Ordens Schäzze graben. Welcher Abwege ist doch nicht der menschliche Verstand fähig, wenn er einmal so unglücklich gewesen ist, ausser dem Geleise zu kommen! Ich muß gestehen, daß die alten Ideen, daß die Maurerey Geheimnisse von Wichtigkeit in ihrem Schoosse aufbewahre, zuweilen in mir wieder erwachten; aber, war es, daß ich ehemals

mals so schrecklich irre geführt worden, oder daß ich die Hofnung aufgab, jemals zu den Geheimnissen zu gelangen, genug ich hielte mich immer fest an die einmal angenommene Maurerey, und wollte von nichts anders hören, als von der Chevalerie des Tempels, und der dereinstigen Wiederherstellung dieses unrechtmässiger Weise verfolgten und unterdrückten Ordens.

Aber ehe ich mirs versahe, gieng mit mir selbst eine ganz unerwartete Veränderung vor. Ich befand mich zu Berlin und gieng eines Tages mit einigen guten Freunden unter den Linden auf und ab, als ich von ohngefehr oben in einem Wirthshause einen Mann im Fenster liegen sahe, der mir bekannt zu seyn schiene. Ich sahe zu verschiedenen Mahlen nach ihm, und je mehr ich ihn ansahe, um desto mehr war ich überzeugt, daß ich den Mann kennen müßte; aber es war mir nicht möglich, mich darauf zu besinnen, wer es wäre, und wo ich ihn gesehen hätte. Die Neugierde trieb mich an, mich bey der Wirthin zu erkundigen, wer der Fremde sey, und erfuhr, daß es ein Engländer sey, der aus

Petersburg komme und nach England zurückgienge: den Nahmen des Fremden wußte man nicht. Ich war noch mit der Wirthin im Gespräche begriffen, als ein Bedienter die Stiege herunter kam, der dem Fremden gehörte. Ich bedachte mich nicht lange ihn zu fragen, wie sein Herr hiesse, und ich erfuhr, daß es mein alter Freund **Sir Edward Fraser** sey. Ich bat ihn sogleich, indem ich ihm meinen Nahmen sagte, mich bey seinem Herrn anzumelden. **Sir Edward** eilte so gleich zu mir herab. Die Freude uns einander wieder zu sehen war über allen Ausdruck. Wir blieben den ganzen Abend zusammen, und erzählten einander unsre Schicksale, und mein Freund hatte die Gefälligkeit seine Abreise, die er sonst auf morgen angesezt hatte, noch um einen Tag zu verschieben. Da wir beide Maurer waren, war es natürlich, daß wir uns auch vom Orden unterhielten, und ich konnte nicht umhin, meinem Freunde zu erklären, daß ich endlich so glücklich gewesen wäre, das Irrige und Thörigte aller andern maurerischen Systeme einzusehen, und endlich zum wahren Orden zu gelangen. Mein Freund schien hierüber

über verwundert zu seyn, und frug mich mit einiger Verlegenheit, wenn dies geschehen wäre, und wo, und durch wen? Da der Nahme des Baron von **Hund** jezt nicht mehr ein Geheimniß war, so nannte ich ihm denselben ohne Bedenken, und sagte ihm, daß ich bereits seit drey Jahren durch den Provisor Domorum, **Schubart** in den innern Orden geführet worden, und daß dies zu Leipzig geschehen wäre. Als wir noch hievon redeten, tratt ein Mann ins Zimmer, der ungefehr sechszig Jahre haben mogte. Ich habe in meinem Leben keinen schönern Mann gesehen, und aus dessen ganzem Wesen mehr Würde hervorgeleuchtet hätte, als diesen. Herr **Fraser** machte uns einander bekannt. Die Gelegenheit, bey welcher ich zuerst Herrn **Frasers** Bekanntschaft erhalten hatte, war ihm bekannt, und ich sahe aus allem, daß es ihm ungemein angenehm war, mich kennen zu lernen. Da ich nicht wußte, ob der Freund des Herrn **Frasers** zum Orden gehörte, wollte ich die Unterredung abbrechen: aber Herr **Fraser** sezte sie fort, und sagte mir, daß sein Freund so vollkommen vom Orden unterrichtet wäre,

daß

daß wir eben nichts vor ihm verheelen dürften. Er frug ihn darauf, ob ihm der Baron von **Hund** bekannt wäre? Herr Mac-Kensie antwortete, nein! und nach der lezten Constitution sey es auch unmöglich. Ich war noch immer sehr fest von der Wahrheit meines Systems überzeugt. Da ich ein paar Schottländer vor mir hatte, die beide Freymäurer von Gewicht waren, so glaubte ich, daß ich eben nicht Ursache hätte, zurückhaltend zu seyn, ich schmeichelte mir vielmehr damit, daß ich vielleicht bey dieser Gelegenheit meinen Brüdern, die schon lange nach einer Connexion mit den höchsten Obern des Ordens geseufzet hatten, einen wichtigen Dienst erzeigen könnte. Ich trug also so viel vor als ich wußte, wie der Baron **Hund** von dem Prätendenten in den Orden aufgenommen worden, wie die Uniform, die noch gegenwärtig unsre Ritter trugen, eben dieselbe sey, die der Prätendent den Brüdern zu tragen befohlen, die ihn nach seiner Expedition nach Schottland begleitet, von den Besizzungen des Ordens auf der Insel St. Georg, wovon mir **Schubart** so gar die Charte gezeigt hatte, und was ich nur sonst in meinem

nem Gedächtnisse hatte, und schloß damit, daß die ganze Anlage in Deutschland so gemacht wäre, daß wir gewis bald das Glück haben würden, den hohen Orden in seinem alten Glanze wieder hergestellt zu sehen.

Man hörte mich ganz gelassen, obgleich mit vieler Verwunderung an: aber wie groß war meine Verwirrung, als mir Herr Fraser erklärte, daß alles dieses Erdichtungen wären, und daß er aus meiner ganzen Erzählung säße, daß man mich auf eine schändliche Weise hintergangen hätte. Wir hatten eine lange Unterredung mit einander, in welcher ich die Sache meines Systems aus allen Kräften zu vertheidigen suchte; aber ich ward nur zu gründlich davon überzeugt, daß eine Sache, die so sehr den ersten und vohrnehmsten Grundsäzzen des Ordens wiedersprächе, unmöglich wahre Maurerey, und eine so lächerliche Chimäre, wie diejenige von der Chevalerie des Tempels, unmöglich das Geheimniß des Ordens seyn könnte. Ich sahe wohl ein, daß der Orden ganz andre Geheimnisse haben müßte: ich gab aber auch zugleich meinen Freunden mein Mistrauen zu erkennen, indem ich schon ehemals

mals auf diesem Wege in einem so abscheulichen Labyrinth gewesen, wie ich im Orden das Geheimniß von dem Steine der Weisen suchen wollen. Herr **Mac-Kensie**, der sonst sehr wenig geredet hatte, nahm bey dieser Gelegenheit das Wort, und sagte: Giebt es denn sonst keine Dinge, als daß eben das Geheimniß der Stein der Weisen seyn muß? und führte die Worte aus **Schakespears** Hamlet an:

There are more things in heaven and earth,
Than are dreamt of in your philosophy.

Ohne aber zudringlich zu scheinen, wandte ich alles an, um zu erfahren, was sich mein Freund **Fraser** und Herr **Mac-Kensie** für Begriffe vom Orden machten, und was sie eigentlich für das Geheimniß desselben hielten; aber meine Mühe war diesmal vergebens, und ich gieng voll von allerley Gedanken weg. Da das gegenwärtige Uebel uns immer das grösseste zu seyn scheint, so kam ich mir jezt noch weit elender vor, als wie ich von dem Enkel des des grossen **Sir William Lilly** hinters Licht geführet wurde. Es verdroß mich aus-

ausnehmend, daß ich mich ganzer drey Jahre hatte herum führen lassen. So viel ich mir sonst mit meiner eingebildeten Ritterschaft gewußt hatte, so verächtlich kam ich mir nun vor, und ich hätte nur etwas Hang zur Hypochondrie haben dürfen, so würde ich mich dem Anblick aller Menschen entzogen haben, aus Besorgniß, daß man es mir ansehen mögte, daß ich auch zur unsichtbaren Ritterschaft gehörte. Ich legte noch denselben Abend, wie ich zu Hause kam, meinen Comthur-Ring ab, verbrannte meine Schnur und meine Cotte d'armes, und verwandelte meinen Comthur-Mantel in ein Puder-Hemde, um alles Andenken an eine Sache bey mir zu vertilgen, auf die ich so viel Geld verwandt hatte, und mich mir selbst lächerlich und unausstehlich machte.

Des folgenden Tages eilte ich so frühe als ich konnte zu meinem Freundr Fraser in der Absicht, noch einen Versuch zu wagen; aber meine Mühe war vergebens. Denn anstatt meinen Freund vorzufinden, vernahm ich, daß er beym Anbruch des Tages schon mit seinem Gefehrten abgereiset war. Man gab mir einen

nen Brief von ihm, in welchem er mir für alle ihm ehemals bewiesene Freundschaft dankte, den zärtlichsten Abschied von mir nahm, und die Eilfertigkeit seiner Abreise mit dringenden Geschäften entschuldigte, die seinen Freund den Herrn **Mac-Kensie** genöthigt hätten, schleunigst abzureisen.

Mein Misvergnügen, daß ich mich so getäuscht sahe, brach in den lebhaftesten Unwillen gegen Herrn **Frasern** aus. Ich dachte gar nicht daran, daß die Ursachen die er anführte gegründet seyn konnten, und daß er, wenn sie es auch nicht wären, sehr gegründete Ursachen haben konnte, meine Wünsche nicht zu erfüllen, daß er vielleicht in dieser Sache gar nicht von sich abhängen mögte, und daß er vermuthlich blos um deswillen früher abgereist wäre, als er sich vorgenommen hatte, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, einem Freunde, dem er Verbindlichkeiten hätte, eine Bitte abzuschlagen, die er nicht erfüllen konnte, oder durfte. Alles dieses galt bey mir nichts. Ich ließ blos meine Leidenschaft reden, und klagte Herrn Frasern des schwärzesten Undanks an. Mir hatte er sein Leben

zu danken, und er floh vor mir, um mir in einer einzigen Angelegenheit nicht einiges Licht zu geben. Ich theilte mein Misvergnügen einem meiner Freunde mit, der auch zu denen gehörte, die mit dem blos historischen Aufschluß des hundschen Systems unzufrieden waren, und ein mehreres hinter der Maurerey suchten, als blos die Tempelritter-Chimäre. Seine erste Vermuthung fiel darauf, daß vielleicht Herr **Fraser** und Herr **Mac-Kensie** zu den unbekannten Ordens-Obern gehören könnten, von welchen man so oft geredet hatte, und nach deren Entdeckung die Brüder grösstentheils so begierig aussehen. Wir waren schon halb geneigt ihnen nachzureisen: aber da wir bedachten, daß diese Vermuthung doch noch immer sehr ungewiß sey, und daß sie zu viel zum Voraus hätten, als daß wir uns schmeicheln könnten sie zu erreichen, so liessen wir es bey dem festen Vorsaz bewenden, den wahren Geheimnissen aus allen Kräften nachzuspüren, und uns einander unsere Entdeckungen mitzutheilen.

Die Ueberzeugung, die ich von der Unrichtigkeit des hundschen Systems hatte, und der

Verdruß, den ich bey mir darüber empfand, daß ich so schändlich um mein Geld geprellet, und geäffet war, bewog mich, die Loge weiter hin nicht mehr zu besuchen, und ich war offenherzig oder vielmehr unbesonnen genug, denen die mich um die Ursachen meiner Entfernung frugen, meine Meynung herauszusagen. Ich sahe nicht ein, was dies für Folgen für mich haben könnte. Aber ich ward es bald gewahr. Einige von den Brüdern sahen mich für einen Apostaten an, andre hielten mich gar für einen Meyneidigen. Keinem einzigen kam es in den Sinn, mich zu entschuldigen. Hätte ich mich öffentlich vor dem Angesichte der ganzen Welt für einen Gegner der falschen Art von Maurerey erklärt, und alle ihre angeblichen Geheimnisse der Welt entdeckt, so glaube ich, daß ich eben nichts strafwürdiges begangen hätte. Denn man hatte mich getäuscht, mir mein Geld abgenommen, mich in eine Verbindung gezogen, die den Grundsäzzen der Maurerey entgegen, wieder meine Religion und wieder den Staat war. Nun aber hatte ich nur einigen Brüdern die Ursachen meiner Unzufriedenheit, und meines Weg-

blei-

bleibens angegeben, und ich ward dafür gehaßt, als ob ich ein Verbrecher gegen den Orden gewesen wäre. Wäre der Wiederwille gegen mich nur blos unter den Maurern geblieben, so würde ich mich gar bald getröstet haben. Aber aus dem maurerischen Zirkel giengen die wiedrigen Vorurtheile gegen mich in die profane Welt über, und gerade als ob mein Werth nicht von mir und meinem Verhalten, sondern davon abgehangen hätte, ob ich zu der herrschenden Art von Freymäurern gehörte, merkte ich gar bald, daß man mich in den Gesellschaften, die ich besuchte, nicht mehr mit denselben Augen wie ehemals ansahe. Es waren einige, die in Ansehung meiner anders gesinnt waren, und das waren diejenigen, die von der Observanz-Maurerey eben so dachten als ich, sich aber mit mehrerer Klugheit und allgemach zurückgezogen, und ihre Gedanken für sich behalten hatten. Da ich keinen Beruf in mir fühlte, mich diesen Unannehmlichkeiten weiter auszusezzen, und überhaupt durch nichts mehr in Deutschland gehalten wurde, weil das einzige, was meinen Aufenthalt so in die Länge gezogen hatte, gar nichts mehr für

mich war, so nahm ich mir vor, Deutschland zu verlassen, noch ein Jahr in Italien zuzubringen, und alsdenn nach Frankreich zurückzukehren. Ich hatte mit meinen Freunden die Abrede genommen, daß wir unsre Entdekkungen, die wir gelegentlich vom Orden machen würden, einander treulich berichten wollten. Ich befand mich bereits zu **Wien**, als ich von einem meiner Freunde die Nachricht erhielte, daß zu **Leipzig** Dinge von ausserordentlicher Wichtigkeit vorgiengen, die wahrscheinlicher Weise der Maurerey in Deutschland eine ganz andere Wendung geben würden. Es sey ein Mann aufgestanden, der seine besondern Logen hielte, die Maurer von der stricten Observanz öffentlich angriffe, sie der Betrügerey, Geldschneiderey, und tausend anderer Dinge beschuldige. Dieser Mann rede von Dingen von der äussersten Wichtigkeit, er nenne sich einen Schottischen Meister von Macht und Gewalt, und er beweise sich wirklich als einen solchen, indem er in seinen Versammlungen Geister erscheinen lasse, wie man sie haben wollte, und behaupte, alle seine grossen Kenntnisse aus Italien, und vor-

nehmlich aus Rom und Florenz zu haben. Ich war anfangs sehr geneigt, dies alles für Taschenspielerey im Geschmack des berühmten Guyon zu halten. Aber weil mir mein Freund so ernstlich von der Sache schrieb, und daß die aufgeklärtesten, und gegen die kleinste Spur des Betrugs argwöhnische Männer diese Dinge für übernatürlich erklärten, so ward ich versucht umzukehren, und mich selbst zu unterrichten. Da dieser neue Magus eben daher seine Kenntnisse haben wollte, wohin ich zu reisen gedachte, nemlich aus Italien, so dachte ich, daß ich vielleicht auf diese Weise eine gewisse Spur entdecken könnte, die mich zum Ziel meiner Wünsche führte. Ich reisete wirklich wieder zurück und kam zu Leipzig an, wo es mir nicht eben viele Mühe kostete, mich von den Sachen zu unterrichten; denn nicht etwan nur die Freymäurer, sondern das ganze profane Publicum sprach davon. Ich fand nicht nur, daß alles sich so verhielte, wie mir mein Freund gemeldet, sondern daß er gewiß noch viel zu wenig gesagt hatte. Der angebliche Magus war ein Mensch von geringem Stande, unansehnlich, und so

uncultivirt, daß er nicht einmal seine eigene Sprache orthographisch schreiben konnte. Er hieß Schrepfer, und war ein Koffe=Schenke. Er war aber der entschlossenste und verwegenste Mensch, den ich jemals gesehen habe. Er hatte nicht nur auf öffentlicher Strasse den Freymäurern der stricten Observanz Hohn gesprochen, sondern war auch in ihre Loge mit einer gespannten Terzerole gegangen, und hatte sie insultirt. Die Freymäurer von der Gegenparthie hatten es dahin zu bringen gewußt, daß ihm ein Prinz durch einen Unterofficier funfzig Stockschläge hatte geben lassen, worüber er genöthigt worden eine förmliche Quittung auszustellen. Aber diese Ungnade hatte nicht lange gedaurt. Die Anhänger des Magus hatten den Prinzen zu seinem Vortheile einzunehmen gewußt, und wie ich in **Leipzig** ankam, war Schrepfer in **Dresden**, wo er eben so wie in Leipzig seine Künste ausübte. Ich habe mich nie genug darüber wundern können, daß man in einem christlichen Staat diesen Händeln, die so öffentlich getrieben wurden, so gelassen habe zusehen können. Da es sehr ungewiß war, wenn der Magus nach

nach Leipzig zurückkommen würde, reisete ich nach **Dresden**. Aber ich erfuhr hier, wie unvorsichtig ich gehandelt, daß ich einer Gesellschaft vor den Kopf gestossen, die so wie die Maurer von der stricten Observanz allenthalben sich ausgebreitet hatte, und zu nichts weniger geneigt war, als Beleidigungen zu verzeihen. Die dortigen Maurer, die insgesamt zu der von mir verlassenen Parthey gehörten, sahen mich mit Kaltsinn an, und es war mir nicht möglich, zu dem Magus einen Zutritt zu erhalten. Bald darauf reisete Schrepfer nach Leipzig zurück und ich folgte ihm. Da er ein öffentliches Haus hielte, war es mir hier leichter, in seine Bekanntschaft zu kommen, und ich war in der That so glücklich, oder vielmehr so unglücklich, einigen seiner Operationen beyzuwohnen. Einige derselben hatten wirklich allen äussern Anschein des Betrugs und der Taschenspielerey. Es waren in dem Zimmer an verschiedenen Wänden Spiegel angebracht. Es wurden Kreyse gezogen und Lichter angezündet, es ward mit einem unangenehmen Rauchwerk ein Dampf gemacht: es giengen allerley Präparationen

vorher, und denn ward mit vielem Enthusiasmus gebetet. Lauter Dinge, die schon den Kopf einnahmen und mit allerley Ideen anfüllten, und ausserdem hatte der Magus dafür gesorgt, daß alle Zuschauer sich durch eine gute Portion Punch gestärkt hätten. Unter diesen Operationen ließ der Vetter der berühmten Madame von Endor einmal in meiner und mehrerer Brüder Gegenwart ein paar Tempelherren erscheinen. Ich gab, so viel es mir, der ich dergleichen zum ersten mal in meinem Leben sahe, möglich war, auf alles genau acht. Wie es mir vorkam, so bildeten sich die Personen durch den Dampf, der das Zimmer einnahm. Die Gestalten waren auch mehr einer zu einer menschlichen Figur geformten Dunstmasse, als einem Menschen gleich; indessen war das Gesicht mit allen seinen Zügen, die schrecklich waren, sehr kenntbar. Die ganzen Gestalten fielen ins graubraune; aber doch war die Kleidung kenntlich und fast die nämliche, wie im **dü Puy** der Tempelherr in der Haustracht vorgestellt ist. Sie redeten; aber sehr unvernehmlich und hohl, fast wie Leute reden, denen der Boden im Munde fehlt.

fehlt. Es war keiner von uns, die wir bey dieser Operation gegenwärtig waren, der nicht vor Schrecken und Erstaunen mehr tod als lebendig gewesen wäre. Ich hatte durch das, was ich das erste mal gesehen und erfahren, an diesen Operationen so wenig Geschmack gefunden, daß ich mich sehr wenig geneigt fand, denselben weiter beyzuwohnen. Das Verlangen mich besser davon zu überzeugen, daß uns der Magus nicht mit Taschenspielerkünsten täuschte, oder vielmehr Neugierde behielten endlich doch bey mir die Oberhand, und ich wohnte noch einigen Operationen bey. Eine unter denselben war mir äusserst merkwürdig, und drückte meiner Ueberzeugung, daß hier kein Betrug gespielt wurde, das Siegel auf. Einer unter den Brüdern, der noch nie diesen Operationen beygewohnt hatte, kam auf den Einfall, den Magus zu bitten, den Geist eines seiner Freunde zu citiren, der noch lebte und sich zu Leipzig aufhielte. Er hatte ein gleiches, wie man sagte, schon zu **Dresden** an einer Schildwache versucht. Es währte lange, ehe er sich dazu entschliessen konnte, indem er immer vorwandte, daß dies für den Abwe-

senden, den es beträfe, immer unangenehm sey, und leicht durch einen Zufall für denselben höchst nachtheilig werden könnte. Aber wir liessen uns dadurch nicht zurücke halten, sondern drangen vielmehr noch heftiger auf die Gewährung unserer Bitte. Sie ward nach einigen Vorbereitungen, wobey wir immer gegenwärtig waren, und die dem Magus, der dabey heftig schwizte, und sich abarbeitete, viele Mühe kosteten, erfüllt. Es erschien wirklich die Gestalt desjenigen, den wir zu sehen begehret hatten, und stellte sich, ohne jedoch ein Wort zu reden, demjenigen gerade gegenüber, auf dessen Veranlassung diese Operation vorgenommen wurde. Die Figur war deutlicher, als bey allen vorhergehenden Erscheinungen, aber das Gesicht war sehr blaß. Sobald als die Operation zu Ende war, gieng der Bruder, der sie veranlaßt hatte, zu seinem Freunde, und ich begleitete ihn dahin. Wie wir ins Haus tratten, kam eben die Aufwärterin die Stiege herunter und berichtete uns, daß Herr ** der sich den ganzen Tag wohl befunden, vor ungefehr einer halben Stunde plözlich von einer heftigen

Ohn=

Ohnmacht befallen wäre, aus der er sich nur eben erst wieder erholet hätte. Wir giengen hinauf, und hörten eben dieses von ihm selbst, aber auch nicht mehr, und ob wir gleich sehr gut wußten, was ihm diesen Zufall konnte zugezogen haben, so hüteten wir uns doch sehr, ihm etwas davon zu sagen.

Nach allem dem, was ich gesehen und erfahren hatte, war es bey mir nicht dem mindesten Zweifel mehr unterworfen, daß Schrepfer mit übernatürlichen Dingen umgienge, und ich glaubte nunmehr aufs festeste, daß das Geheimniß des Ordens nichts geringers sey, als die Kunst und das Vermögen, Geister aller Art nach Belieben erscheinen zu lassen, und sich mit ihnen zu unterhalten. Wie leicht wäre es gewesen, mich vom Gegentheil zu überzeugen, wenn ich nur den Orden mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet hätte, der auch nicht das geringste enthielte, was mit dieser eitlen und argen Kunst auch nur im mindesten in Verbindung gestanden hätte. Aber ich war nun einmal unglücklicher Weise ganz für diese Meynung eingenommen, und es gieng mehrern so wie mir. Ich wandte alles an, was mir möglich

lich war, um nicht mehr ein blosser Zuschauer zu seyn, sondern selbst zum Besiz dieser Geheimnisse zu gelangen. Aber alle meine Bemühungen waren vergebens. Der Magus hatte sich zween Schooßjünger ausgesucht, von welchen der eine, Nahmens **Frölich**, auch nachmals seine Schriften geerbet, und ausserdem war er beständig von solchen Leuten besessen, die von Seiten der Observanz-Maurerey meine Wiedersacher waren. Da ich also sahe, daß meine Mühe vergeblich angewendet würde, verließ ich **Leipzig**, um meinen ersten Vorsaz nach Italien zu gehen ins Werk zu sezzen, und da es zu versuchen, ob ich nicht so glücklich seyn könnte, die Quellen zu entdecken, aus welchen Schrepfer seine magischen Geheimnisse geschöpft hatte. Ich glaube gewiß, daß ich von meinem Vorhaben gänzlich abgestanden wäre, und die unrechten Wege, auf welchen ich wandelte, vermieden haben würde, wenn ich so glücklich gewesen wäre, zeitig genug von dem unglücklichen Ende, das dieser Magus nahm, der sich noch denselben Sommer selbst erschoß, unterrichtet zu werden. Aber ich erhielte diese

Nach-

Nachricht erst, da ich bereits zu weit zu meinem Verderben fortgerückt war, als daß ich durch Gründe und Ueberzeugungen allein davon hätte können zurückgebracht werden.

Da Entdeckungen in der Maurerey einer der vornehmsten Gegenstände waren, auf welche ich bey meiner Reise nach Italien mein vornehmstes Augenmerk gerichtet hatte, so ließ ich keine Gelegenheit vorbeygehen, die mich zur Erreichung meiner Endzwecke hätte führen können. Ich suchte Brüder und Logen auf, wo ich nur konnte, und gab mir alle erdenkliche Mühe, in so viel maurerische Verbindungen zu kommen, als nur möglich war. Wie viele Mühe, Kosten, und Gefahren hätte ich mir ersparen können, wenn ich nicht ehemals so übereilt und unvorsichtig weggegangen wäre, was mich weit früher zu meinem Endzwecke hätte führen können! Aber so geht es uns oft in der Welt. Wir suchen in der Ferne, was wir ganz nahe hätten erlangen können.

Der erste Anschein versprach mir eben nicht viel. Wenn gleich die Maurerey in Italien nicht so ausgebreitet ist, als in Frankreich,

Eng-

England und Deutschland, so entdeckte ich doch ziemlich viele Freymäurer. Aber sie gaben mir eben nicht die vortheilhaftesten Aussichten. Die Italiäner gehen, wie in andern Dingen, also auch im Orden, ihren eigenen Gang. Sie kommen aber doch am meisten mit den Franzosen in der Maurerey überein, und es ist mir daher wahrscheinlich, daß die ersten Freymäurer aus Frankreich nach Italien gekommen sind. Zu **Rom** und zu **Neapel** giebt es auch Logen von englischen Constitutionen: aber sie haben auch hier, wie in andern Ländern, in sehr vielen Stücken von ihrer Ursprünglichkeit sich entfernt.

Bey meinem Aufenthalt in **Turin** ward ich unter andern in der Loge mit einem jungen Abbate Nahmens **Bandini** bekannt, der für sein Alter sehr viele Gelehrsamkeit besaß, und sehr unterhaltend und angenehm im Umgange war. Er bekleidete in der Loge das Amt eines Redners. Die Bekanntschaft, die wir in der Loge gemacht hatten, gieng bald in eine genaue Freundschaft über. Ich erfuhr von ihm zuerst die Nachricht, daß die deutschen Maurer auch durch einen gewissen Baron von **Weiler**

ser gesucht hätten, ihr System in Italien auszubreiten, worin es ihnen auch nach der Zeit gelungen ist. In den Unterredungen, die wir sehr oft mit einander vom Orden hatten, erfuhr ich, daß er sich ganz andere Begriffe vom Orden machte, als der gewöhnliche Haufe von italiänischen Maurern, die eben so wie die Franzosen den Orden nur blos für eine Sache des Vergnügens hielten. Aber mein Abbate war noch nicht recht mit sich eins, was er eigentlich im Orden suchen sollte. Da ich wohl sahe, daß ich in einem ganz fremden Lande, für mich allein ohne andre Beyhülfe schwerlich meine Absichten würde erreichen können, so glaubte ich, daß es für mich von keinem geringen Nuzzen seyn würde, wenn ich mich meinem Freunde entdeckte, und ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß seine Begriffe von den meinigen eben nicht sehr verschieden wären. Der Orden, sagte er, hat entweder Geheimnisse oder nicht. Ist das leztere, so ist alles ein leeres Gaukelspiel, Betrug und ein nicht zu verantwortender Misbrauch der heiligsten Dinge. Dies würde aber den Grundsäzzen des Ordens geradezu entgegen

seyn. Er würde sich auch selbst untergraben, wenn er von der einen Seite von uns forderte, unsern Gelübden und Versprechungen gewissenhaft getreu zu seyn, und von der andern Seite uns lehrte, mit den heiligsten Versicherungen ein Gespötte zu treiben. So finden wir auch keine zureichende Gründe, warum wir in die Versicherungen unserer Meister, die in allen andern Stücken ehrlich gegen uns handeln, ein Mistrauen sezzen sollten, daß der Orden Geheimnisse von Wichtigkeit in sich halte. Daß unsere Meister sie uns nicht geben können und uns sagen, daß ihnen von ihren Meistern eben die Versicherungen gegeben worden, daß sie aber nicht so glücklich gewesen sind, so weit zu kommen, ist wieder ein Beweis ihrer Ehrlichkeit, und spricht dem Orden keineswegs sein Geheimniß ab. Hat also der Orden Geheimnisse; so ist die Frage, was sind sie? Die Religion und den Staat können sie nicht angehen: denn die Maurerey sagt es ihren Gliedern beym ersten Eintritte schon, daß der Orden nichts enthält, was wieder den Staat, die Religion und die guten Sitten sey. Wenn die Geheimnisse mit einem von beiden sich beschäf-

schäftigten, so müßten sie auch gewiß in sich allerley Veränderungen unterworfen seyn. Verborgene Kenntnisse der Natur, oder Bekanntschaft mit Geistern, kann daher nur das einzige seyn, was die Geheimnisse des Ordens zum Gegenstande haben.

Dies ganze Räsonnement des Abbate schien mir sehr richtig und gründlich zu seyn. Ich erzählte ihm meine Geschichte, und die Erfahrungen, die ich bereits gemacht, und vornehmlich was ich selbst gesehen, wie ich den Operationen des deutschen Magus beyzuwohnen Gelegenheit gehabt. Er nennte mir einen Bruder in einem nahe bey Turin gelegenen Serviten-Kloster, Nahmens Ambrosius, der auch zum Orden gehöre, zwar nur sehr selten mehr die Loge besuche, aber eben diese Vorstellungen vom Orden habe. Da der Abbate diesen Bruder genau kannte, so bat ich ihn, mich bey ihm einzuführen. Dies geschahe, und ich war bald so glücklich, das Vertrauen des Bruder Ambrosius so weit zu gewinnen, daß er mir verschiedene Bücher zeigte, die von der so genannten Magie handelten, unter welchen, so viel ich mich erinnere, die *Clavicula Salomonis*

und der Güldene Ring die vornehmsten waren. Er selbst hatte nie eine Operation gemacht, wie er mir wenigstens sagte, er hatte aber einen Freund in Florenz, von welchem er Wunder-Dinge erzählte. Da ich nun sicher glaubte, auf der Spur zu seyn, die ich in Deutschland so lange gesucht hatte, so wandte ich alles an, um den Nahmen dieses Freundes von ihm zu erfahren, und Bruder Ambrosius war endlich so gefällig, mir den Nahmen seines Freundes nicht nur zu nennen, sondern mir auch ein Empfehlungsschreiben an ihn mitzugeben, wenn ich nach Florenz gehen wollte. Nach den Begriffen, die ich mir damals vom Orden machte, würde ich ein Thor gewesen seyn, wenn ich nicht diese vortheilhafte Gelegenheit ergriffen hätte, die mich zur Erfüllung meiner Wünsche, und zur höchsten Stufe maurerischer Vollkommenheit führen könnte. Ich machte mich, so bald ich konnte, reisefertig, und gieng nach Florenz ab, wohin mich der Abt Bandini begleitete, den über dem seine Angelegenheiten nach Rom zu gehen nöthigten. Wir hielten uns über vier Wochen zu Florenz auf, und erkundigten uns

nach

nach der uns gegebenen Addresse aufs genaueste nach dem Abbate **Gabrieli**; aber unser Suchen war vergebens. Die einzige Nachricht, die wir erhalten konnten, war diese, daß vor einigen Jahren ein Abbate dieses Nahmens sich dort aufgehalten, aber schon lange nach **Venedig** gereiset sey. Diese Nachricht war viel zu unbestimmt, als daß ich derselben hätte nachgehen sollen, ich beschloß also, nachdem ich alles, was in **Florenz** sehenswürdig ist, gesehen hatte, meinen Freund nach Rom zu begleiten, mich da noch einige Zeit aufzuhalten, alsdenn **Neapel** und **Venedig** zu besehen, und wenn mich alsdenn mein gütiges Geschick nicht in die Bekanntschaft des Herrn **Gabrieli** bringen könnte, nach Frankreich zurückzukehren. Denn der Bruder **Ambrosius**, welchem wir es geschrieben hatten, daß unsere Mühe seinen Freund aufzufinden vergeblich gewesen, wußte uns auch keine bessere Nachrichten zu geben, als wir bereits von ihm erhalten hatten. Zu **Rom** hielte ich mich ungefehr vier Monathe auf, ohne daß mir etwas ausserordentliches begegnet wäre. Ich machte einige maurerische Bekanntschaften,

und besuchte die Loge des Vicomte de Grasse, die von vielen Engländern und Franzosen besucht wurde, aber für mich und zu meinen Absichten nicht vortheilhaft war. Alles was ich erhielte, waren ein paar Empfehlungsschreiben, die ich nach Neapel erhielte, und mir den Zutritt zu der dortigen Loge erleichterten.

Ich war schon über fünf Wochen zu Neapel, wo ich die Loge öfters besuchte, und in verschiedene maurerische Bekanntschaften gerathen war, als sich, wie ich es am wenigsten vermuthete, der Auftritt vor mir veränderte, und ich in eine Verbindung gerieth, die mich zwar zum Ziel meiner thörigten Wünsche führte, aber mich auch zugleich in ein solches Elend stürzte, daß ich noch nie ohne Schrecken daran zurücke denken kann. Ich erhielte einen Brief von dem Abt Bandini, der in Rom geblieben war, worinnen er mir meldete, daß er hofte, so glücklich gewesen zu seyn, den Mann entdeckt zu haben, den wir so lange in Florenz auszukundschaften vergeblich uns bemüht. Der Abt Gabrieli sey vor ungefehr drey Jahren genöthigt gewesen, sich

schleunigst von Florenz weg zu machen, und nach Venedig gegangen. Vor ungefehr einem halben Jahre aber habe er sich wieder in Neapel sehen lassen, wo er sich den Nahmen Zamagna gegeben. Wenn sich der Freund, der ihm diese Nachricht gegeben, nicht geirrt, so würde ich vielleicht noch so glücklich seyn, ihn auszukundschaften. Diese Nachricht gewährte mir alles. Ich erfuhr bald, daß der Abbe' Zamagna sich zwar nicht in Neapel selbst, aber doch zwey Meilen davon aufhalte, wo er ein kleines Landhaus gemiethet hätte, und daß er zuweilen nach Neapel käme, um die dortige Loge zu besuchen. Diese Auskunft erhielte ich von dem jungen Grafen Malatesta, der auch ein Bruder der Loge war. Wie ich ihn zum ersten male frug, ob ihm nicht ein Bruder, der sich Zamagna nennte, bekannt wäre, bemerkte ich an ihm einige Verwirrung, und daß er unschlüssig war, ob er mir mit Ja, oder Nein antworten sollte. Diese Verwirrung aber hörte auf, als ich ihm sagte, daß mir die ganze Geschichte des Mannes bekannt sey, daß ich ihn schon vergeblich in Florenz gesucht, weil ich ihm einen Brief aus

Turin von einem seiner vertrautesten Freunde zu geben hätte, von welchem ich seiner nähern Bekanntschaft wäre empfohlen worden. Noch aber konnte ich keine Nachricht erhalten, wie der Ort hiesse, wo sich Herr Zamagna aufhielte, und der Graf sagte mir mit ziemlicher Gleichgültigkeit, daß er ihn nur dem Nahmen nach kenne, und ihn auch nur höchstens zwey bis drey mal in der Loge gesehen hätte. Einige Tage darauf besuchte mich der Graf, und lenkte die Unterredung ganz als von ungefehr auf den Herrn Zamagna, wobey er zugleich frug, wer der Freund sey, der mich ihm empfohlen hätte. Ich nannte den Bruder Ambrosius; und damit hatte dieses Gespräch ein Ende. Ich habe nachmals erfahren, daß die Furcht dieser Leute, auf irgend eine Art entdeckt zu werden, und der Inquisition in die Hände zu gerathen, diese Behutsamkeit veranlaßt hatte. Einige Tage darauf kam des Abends ein Unbekannter zu mir, der mich allein zu sprechen begehrte. Mein Bedienter, der ihn bey mir anmeldete, wußte mir nichts anders zu sagen, als daß er, wie der Fremde die Stiege hinaufgekommen, einen Bedienten

des

des Malatesta hatte hinabgehen gesehen, daher er vermuthe, daß ihn derselbe hergebracht hätte. Ich ließ ihn hereinkommen, und nach einigen Entschuldigungen entdeckte sich der Fremde, daß er ein Bedienter des Abbate Zamagna sey, der in der Absicht zu mir geschickt worden, um einen Brief aus Turin, der an seinen Herrn gerichtet wäre, von mir in Empfang zu nehmen. Ich erwiederte, daß ich allerdings einen Brief an seinen Herrn hätte, weil ich aber denselben durchaus ihm selbst abgeben müßte, so bäte ich ihn, mir seine Wohnung anzuzeigen, weil ich alsdann morgen frühe seinem Herrn aufwarten würde. Nachdem er noch einige Versuche gemacht hatte, mich zur Abgabe des Briefes zu bewegen, und ich immer fest darauf bestand, denselben dem Abt selbst zu übergeben; so entdeckte sich endlich der Unbekannte, indem er zu mir sagte: Sie können mir sicher den Brief meines Freundes Ambrosio anvertrauen, denn ich bin selbst sein Freund Gabrieli. Ich glaube, wenn mir Moses, oder einer von den Patriarchen erschienen wäre, so hätte meine Verwunderung und meine Freude nicht grösser

seyn können. Ich holte also den Brief hervor und übergab ihn dem Abt, der ihn mit vieler Aufmerksamkeit durchlaß. Wie er den Brief geendigt hatte, sagte er: Sie haben eine so grosse Empfehlung an mich, daß ich nichts dagegen einwenden kann, und überdem schreibt mir mein Freund, daß Sie bereits von dergleichen Sachen ziemlich unterrichtet wären. Aber dennoch weiß ich nicht, ob die Umstände es erlauben werden, daß ich ihren Wünschen willfahre. Wir leben hier in einem unglücklichen Lande, wo man auf alles aufmerksam ist. Ich bin schon in Florenz in Gefahr gewesen, und das hat mich bewogen, wie Sie vielleicht schon wissen werden, von da weg und nach **Venedig** zu gehen. Da ist aber der Staat weit argwöhnischer, als anderweitig die Religion. Ich bin also hieher gegangen, wo ich ein kleines Landhaus gemiethet habe. Ich komme selten in die Stadt, und habe nur ein Paar Freunde aus der Loge, die mich zuweilen besuchen, und die mir bey meinen Operationen behülflich gewesen. Gefällt es Ihnen, so will ich Sie bey den nächsten zugegen seyn lassen, wenn Sie vorher den

Eid

Eid der Verschwiegenheit abgelegt haben. Aber Ihnen einen Unterricht zu geben, das kann ich nicht versprechen. Ich mußte ihm darauf erzählen, wie die Operationen beschaffen gewesen, die ich in Deutschland gesehen hatte. Er schien darüber in Verwunderung zu gerathen, gab mir aber zugleich zu verstehen, daß dasjenige, was ich bey ihm sehen würde, noch weit mehr mein Erstaunen erregen werde.

Einige Tage nach diesem Vorgange kam der Graf Malatesta, der einer von den Vertrauten des Magus war, zu mir, um mich dem Versprechen gemäß in die Versammlung zu führen. Es waren ausser dem Magus noch der Marchese **Buona Corsi**, den ich schon in der Loge gesehen hatte, und ein Pauliner zugegen, der sich **Fra Jeronymo** nannte. Nachdem ich das Versprechen geleistet hatte, das man von mir foderte, giengen wir alle in ein kleines Cabinet, welches schwarz ausgehangen, und nur mit einem einzigen Lichte erleuchtet war. Es war hier gar nichts von allen den magischen Zurüstungen zu sehen, die ich beym Schrepfer wahrgenommen hatte,

 auch

auch nichts, was den mindesten Verdacht eines Betrugs erregen konnte. Bald darauf gieng der Pauliner-Mönch hinunter, und holte einen kleinen Knaben herauf, der ohngefehr sieben Jahre haben mogte. Man stellte dies Kind vor den Tisch, ließ es die rechte Hand auf die aufgeschlagene Bibel legen, und die linke offen halten, welche der Magus mit Oel inwendig einsalbete. Der Magus zog mich hierauf bey Seite und frug mich, was ich zu wissen begehrte? Da ich mich bald von der Wahrheit dessen, was geschehen sollte, überzeugen wollte, so sagte ich, daß ich wissen wollte, was jezt in meinem Hause vorgienge. Er nahm hierauf ein mit allerley Characteren beschriebenes Pergamen, und legte es dem Kinde auf das Haupt, das darauf heftig anfieng zu zittern, so daß man hinzutretten, und das Pergamen halten mußte. Hierauf zog der Magus ein Buch hervor, machte mit einem entblößten Degen verschiedene Kreise auf die Erde, und in der Luft um sich herum, und laß aus dem Buche eine ganze Menge barbarischer Wörter und Nahmen ab. Das Kind zitterte nun nicht mehr, sahe in seine linke

Hand

Hand ganz aufmerksam, und gleichsam in einer Art von Exstase, und rief bald darauf lachend aus: Ach sie sind wieder da! — Der Magus frug: Wer? — O! die beiden Kleinen, die ich lezthin sahe. Sie sind auch gar zu schön! — Der Magus frug weiter: Siehstu sonst nichts? — O ja! antwortete das Kind. Aber ach Gott wie laufen sie! — Wer? — Die Leute aus dem ganzen Hause. Hierauf veränderte das Kind mit einem male die Farbe, und sagte mit Schrecken und Betrübnis: O Himmel! er blutet sehr, ein schöner Mensch. Ein alter kleiner Mann mit krausen, schwarzen Haaren, in einem grauen Rock mit schwarzen Kragen, und noch zwey andere tragen ihn die Stiegen hinauf. — Bald darauf sagte das Kind: Es überzieht sich alles, ich sehe nichts mehr. Man nahm hierauf dem Kinde das Pergamen vom Scheitel ab, und trocknete ihm die Hand mit Brosamen rein aus, die ins Feuer geworfen und verbrannt wurden, und die ganze Repräsentation hatte ein Ende. Ich hatte nichts gesehen; indessen erkannte ich doch an der Schilderung, die von dem kleinen alten Mann mit

schwarzen Haaren, gemacht wurde, daß es mein Bedienter, mein alter Claude war, den das Kind gesehen hatte, und es kam nun nur noch darauf an, daß ich mich von der Wahrheit und Wirklichkeit alles dessen überzeugte, was dem Gesichte zu Folge in meinem Logis sollte vorgegangen seyn. Diese ganze Operation sollte nach der Angabe des Herrn Zamagna nur ein kleiner Vorschmack von demjenigen seyn, was er zu leisten im Stande wäre. Es war Mitternacht, da dieses alles vorgieng, und wir kehrten gegen Morgen nach Neapel wieder zurück.

Bey meiner Zurückkunft kam mir mein Bedienter entgegen, und bat mich, in ein ander Zimmer zu gehen, wo er bereits ein Bett für mich besorgt hatte, weil er sich die Erlaubniß genommen hätte, einen unglücklichen Fremden, der aber ein Franzose wäre, und in der Gegend unsrer Wohnung von Meuchelmördern angefallen und sehr verwundet worden, aufzunehmen, und in mein Bette zu legen. Ich war so weit davon entfernt, ihm dieserwegen einigen Vorwurf zu machen, daß ich ihn vielmehr lobte, und selbst zu dem Kranken gehen

woll=

wollte. Aber mein Bedienter hielte mich immer hievon zurück, und bat mich, mich zu Bette zu legen, weil der Kranke eben eingeschlummert sey. Ich folgte ihm, ob ich gleichswohl zu nichts weniger als zum Schlaf geneigt war, weil alle Ideen von der vergangenen Nacht sich in meinem Kopfe herumkreuzten, und ich nur mehr als zu sehr von der Wahrheit und Richtigkeit alles dessen überzeugt wurde, was mir in der Repräsentation gesagt worden, daß in meinem Hause vorgienge. Als ich aber auch gegen Mittag, da schon der Wundarzt bey dem Kranken war, noch nicht zu ihm hineingelassen werden sollte, gerieth ich in Verwunderung. Ich drang daher aufs heftigste in meinen Bedienten, mir zu sagen, was es mit dieser ganzen Geschichte für eine Bewandniß hätte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich nach langem Sträuben von meinem Bedienten erfuhr, daß der Verwundete kein anderer, als der Bruder meiner unglücklichen **Eloyse**, der Chevalier **de la Villette** war. Ich sahe nun deutlich genug die Ursachen ein, die meinen guten **Claude** bewogen hatten, mich, so lange er konnte, von dem

Kranken zurückzuhalten. Es war nichts anders, als eine gewisse zärtliche Sorgfalt vor mich, weil er besorgte, daß dieser Vorfall alle alten Ideen mir ins Gedächtniß bringen mögte: denn der Chevalier, der meinen Bedienten erkannt, hatte es schon von ihm erfahren, daß er in meinem Logis sich befände. Ich muß auch wirklich gestehen, daß die Besorgniß meines guten Bedienten nicht ungegründet war. Alle ehemaligen Empfindungen wachten in meiner Seele wieder auf, und ich merkte nur zu gut, daß das Vergangene nur überdeckt, aber nichts weniger als ausgerottet war. Ich vermied es daher so wohl meiner selbst, als meines kranken Freundes wegen, der sehr gefährlich verwundet war, ihn in den ersten acht Tagen zu sehen, und begnügte mich blos damit, ihm so viel Hülfe und Pflege zu verschaffen, als in meinen Kräften war.

So bald als seine Gesundheit und meine Gemüthsverfassung es erlaubten, daß wir uns sprechen konnten, gieng ich zu ihm. Unsere erste Unterredung läßt sich besser denken als ausdrücken. Der Chevalier war mein Freund

und

und der Bruder meiner Eloyse. Unglückliche Vorfälle, an welchen eine eigensinnige und in Aberglauben ausartende Frömmigkeit seiner Mutter den meisten Antheil hatte, hatte uns von einander getrennt. Ich erfuhr bald, daß der gegenwärtige Aufenthalt des Chevaliers in Italien noch hievon eine Folge war, und aller Wahrscheinlichkeit nach, stand das Unglück, was ihn betroffen hatte, hiemit in Verbindung. Die Frau **de la Villette** hatte sich lange damit geschmeichelt, daß ihre Tochter zu **Sainct Denys** im Kloster wäre. Aber endlich brach das Geheimniß der Bosheit hervor, und sie erfuhr von dem Abt **du Rongoit**, dem Directeur der Damen von der Annunciation, daß ihre Tochter nicht da, und alles, was der guten Mutter von dem Abbe' **de Lüze** gesagt worden, unwahr wäre. Die Mutter und der Bruder waren hierüber aufs äusserste gebracht worden. Man hatte endlich durch genaue Erkundigungen so viel erfahren, daß zu der bestimmten Zeit der Abbe' **de Lüze** ein junges Frauenzimmer zu **Clugni** bey sich gehabt hätte, von der man aber nicht wüßte, wo sie nachher hingerathen wäre. Die Frau **de la**

Vil-

Villette hatte hierauf gesucht, mit Hülfe der Obrigkeit wieder zu ihrer Tochter zu gelangen, und den Abbe' zur Rechenschaft zu ziehen. Dieser aber war ihr zuvor gekommen, und hatte sich durch eine schleunige Flucht nach Italien in Sicherheit gesezt. Hieher nun war der Chevalier ihm nachgereiset in der Absicht, wenn nicht seine unglückliche Schwester den Händen ihres Räubers zu entreissen, doch wenigstens nähere Nachrichten von ihr einzuziehen, und den Bösewicht zur verdienten Strafe zu ziehen. Nach genauerer Erkundigung hatte er erfahren, daß sich der Abbe' de Lüze zu Neapel aufhielte, und war ungefehr drey Tage vor dem unglücklichen Zufall, der ihn in mein Logis führte, dahin gekommen. Von mir erfuhr also der Bruder meiner unglücklichen Eloyse zuerst das tragische Schicksal, das seine Schwester gehabt, und daß die Hofnung, womit er sich bisher noch immer geschmeichelt hatte, sie wieder zu erhalten, vergeblich war. Wir theilten beide unsern Schmerz mit einander, der von beiden Seiten gleich gerecht war, und suchten uns so gut zu trösten, als wir konnten. Der Chevalier, der an sich ein vortreffliches

ches Herz hatte, und nur den einzigen Fehler besaß, daß er äusserst heftig war, bedaurte es unzählige mal, daß er sich von der ersten Leidenschaft hatte hinreissen lassen, uns auf unserer Flucht aus Frankreich anzugreifen. Er sahe diesen Vorfall als die Quelle alles nachmaligen Unglücks seiner Schwester an, und bat mich zum öftern in den rührendsten Ausdrücken darum um Verzeihung. Mein Gewissen dagegen klagte mich an, und ich konnte niemand anders als mir selbst, und meiner unbesonnenen Liebe die Schuld von allem beymessen.

Da ich auf dem Wege zu seyn glaubte, der mich bald zu dem Ziel meiner Wünsche würde führen können, und wenn das geschehen wäre, mich nichts mehr in Italien zu bleiben nöthigte, so schlug ich dem Chevalier vor, noch einige Zeit bey mir zu bleiben, und denn in meiner Gesellschaft nach Frankreich zurück zu kehren, worin er auch willigte. Ich sezte unterdessen meinen Umgang mit dem Abbate fort, und wohnte allen Repräsentationen und Operationen bey, die in unserm kleinen Zirkel von ihm gemacht wurden. Der größte

Theil derselben war wie die erste, bey der ich gegenwärtig gewesen, da nemlich niemand von den Anwesenden etwas sahe, sondern alles durch ein kleines Kind geschahe. Andere waren ganz auf die Weise, wie die Schrepferischen Vorstellungen: andere geschahen vermittelst eines Spiegels. Ich sahe wohl, daß ich einem recht grossen Meister in dieser Kunst in die Hände gerathen war: mein ganzes Trachten gieng daher dahin, von ihm unterrichtet zu werden, um auch dergleichen ausserordentliche Dinge vornehmen zu können. Ich habe über mein damaliges Verhalten nachmals sehr ernstliche Betrachtungen angestellt, und darin sehr viel wiedersprechendes und unerklärliches gefunden. Ich war nichts weniger als leichtsinnig und ruchlos. Es war vielmehr ein Grund von Religion und Tugend in meiner Seele. Ich würde mir aus vielen Dingen ein Gewissen gemacht haben, aus welchen man sich gewöhnlicher Weise in der Welt sehr wenig macht, und ich konnte an solchen Dingen nicht nur Antheil nehmen, die das schrecklichste sind, was man sich denken kann, sondern es konnte auch ein lebhaftes

Ver=

Verlangen in mir entstehen, sie selbst zu treiben. So voll von Wiedersprüchen ist das menschliche Herz! Aber diese Dinge stecken an. Ich that daher mein möglichstes, mich recht in die Freundschaft des Abbate einzuschmeicheln, und es vergieng fast kein Tag, da ich ihn nicht besucht hätte. Der junge Graf **Malatesta**, mit dem ich seit meinem Aufenthalte zu **Neapel** eine genaue Freundschaft gestiftet hatte, war unter uns allen derjenige, der das vorzüglichste Vertrauen des Magus besaß. Wir theilten uns beide gewöhnlicher Weise unsere Gedanken über die ausserordentlichen Operationen mit. Da ich schon mehr von dergleichen Dingen gesehen und erfahren hatte, so war für ihn meine Freundschaft interessant. Wir machten also gemeinschaftliche Sache, und wandten alles an, um den Abbate zu bewegen, uns nicht mehr blosse Zuschauer seyn zu lassen, sondern uns zu unterrichten. Endlich, nachdem wir uns im Bitten erschöpft, unsere Unterwürfigkeit und unsern Gehorsam, unsere Treue auf mannigfaltige Weise bewiesen, und alle Launen, Eigensinn und Härte des alten Bösewichts mit

einer bewundernswürdigen Geduld ertragen hatten, endlich glückte es uns, von ihm das Versprechen zu erhalten, daß er uns unterrichten würde. Er gab uns auch wirklich eines Tages, da wir beide bey ihm waren, ein Buch, das eine Art von Einleitung in die Magie war, und worinnen verschiedene Regeln und Vorschriften enthalten waren, die man zu beobachten hätte, um diese oder jene Operation vorzunehmen. Ich weiß nicht, ob es mit Fleiß oder von ungefehr geschehen war, genug wir fanden in diesem Buche einen zusammengelegten Bogen, auf welchem verschiedene barbarische Nahmen, Formeln, und Aufrufungen geschrieben waren, und dabey lag ein Hexagon von Pergamen, das schön ausgemahlt, und mit allerley Figuren bezeichnet war. Da mir dieses Stück besonders auffiel, nahm ichs und gieng damit näher ans Fenster, um alles, was darauf stand, noch genauer zu betrachten, da unterdessen der Graf mit dem Lesen des Bogens beschäftigt war. Aber ehe ich mir es versahe, that der Graf einen hellen durchdringenden Schrey, und fiel als tod zur Erde, ehe ich mich noch umwenden,

und ihm zu Hülfe eilen konnte. Indem ich mich umwandte, kam es mir vor, als ob ich lauter Feuer und Dampf um ihn sähe, und als ob das Zimmer, in welchem wir waren, auf das heftigste erschüttert würde. Ich gebe hierin nicht mein Gefühl für Wahrheit aus: denn ob ich gleich an diese Operationen so ziemlich gewöhnt war, so überfiel mich doch ein solcher Schrecken, als ich noch nie erfahren hatte; aber genug, das glaubte ich zu sehen und zu bemerken. Der Abbate, der in den Garten hinunter gegangen war, eilte sogleich auf das Geschrey herauf. Aber anstatt dem auf der Erde liegenden Grafen zu Hülfe zu kommen, riß er ihm das Papier, das er noch fest in der Hand hielte, und mir das Pergamen aus den Händen, und überhäufte uns beide mit Flüchen und Schmähungen. Ich wandte alles an, ihn zu besänftigen, und bemühte mich nun mit ihm, den Grafen wieder zu sich selbst zu bringen. Er schlug auch wirklich, nachdem wir ihn mit Spiritus gerieben, und auf ein Sopha gebracht hatten, die Augen auf, und fieng an zu reden: aber sein Blick war ganz wild, und aus seinen verwor-

renen Reden nahm man deutlich ab, daß er den Verstand verlohren hatte. Dies sezte uns in eine weit grössere Verlegenheit, als wenn er wirklich todt gewesen wäre, denn wir wußten nicht, was wir mit ihm anfangen, und wie wir ihm Hülfe verschaffen, oder ihn fortbringen sollten. Der Abbate, der allein für seine eigene Sicherheit besorgt war, und nicht ohne alle Ursache fürchtete, daß dies eine Gelegenheit werden könnte, ihn zu entdecken, hatte mehr als einmal den Vorsaz, den unglücklichen Grafen umzubringen, und ihn in der Nacht auf der Strasse in einiger Entfernung von seinem Hause hinzuwerfen, da es denn das Ansehen haben würde, als wäre er von Banditen überfallen worden: und er würde ihn gewiß ausgeführt haben, wenn ich ihn nicht daran verhindert hätte. Ich wußte unter diesen Umständen kein bessers Mittel, als daß ich meinen Bedienten kommen ließ. Dieser brachte uns erst einen Miethswagen, in welchen ich den kranken Grafen legte, und mit ihm zu einem Wirthshause fuhr, das auf der Hälfte des Weges lag. Dahin brachte uns mein Bedienter noch in derselben Nacht einen an=

andern Wagen mit einem Lohnlaquayen, und durch denselben ließ ich den Grafen nach Neapel zu dem Hause seiner Schwester bringen, ohne daß ich mich dabey befand, oder erkannt wurde. Auf solche Weise nun glaubten wir, daß alles verborgen, und der ganze Vorfall unentdeckt bleiben würde.

Anfangs erkundigte ich mich nur von weitem nach den Umständen des Grafen: nachmals gieng ich selbst zu ihm. Sein Zustand war noch derselbe, der er gewesen war, und seine Schwester und Mutter, die untröstlich waren, glaubten nicht anders, als daß man ihm Gift, oder sonst etwas gegeben, das ihm dieses Unglück zugezogen hätte. Ich hatte dabey die allerschwerste Rolle zu spielen, die man sich denken kann, da ich die ganze Veranlassung wußte, und von der einen Seite das lebhafteste Mitleiden mit dem jungen Grafen hatte, und von der andern Seite in der ängstlichsten Besorgniß war, daß etwas von der Sache bekannt werden mögte, denn die Familie gab sich alle erdenkliche Mühe, es zu erforschen, wo ihm dieses Unglück zugestossen wäre.

Man hätte nichts mehr erwarten können, als daß ich mir diese schreckliche Geschichte hätte zur Warnung dienen lassen; aber ich war einmal so tief ins Nez gegangen, daß es mir ohnmöglich war, mich so leicht herauszuziehen, und der Abbate, dem ich in dieser critischen Lage einen grossen Beweis von meiner Geschicklichkeit und Treue gegen ihn gegeben hatte, schien nun sein Vertrauen gegen mich zu verdoppeln. Die Krankheit des Grafen daurte ungefehr vier Wochen, worauf er starb. Den Tag nach seinem Tode kam am Abend ein Vetter des Grafen zu mir, den ich oft bey ihm gesehen, und mich auch einmal in seiner Gesellschaft besucht hatte, mit dem ich aber weiter in keiner Verbindung stand. Die Unterredung fiel, wie es ganz natürlich war, so gleich auf den verstorbenen Grafen, und ich bezeugte den innigen und lebhaften Antheil, den ich so wohl an seinem Tode, als an dem Schmerz der Familie nahm. Der Vetter des Grafen erwiederte hierauf, daß da doch zu seiner Wiederherstellung keine Hofnung gewesen, indem die Krankheit nicht in seinem Körper, sondern in seiner Seele gelegen, sein

Tod

Tod als eine Wohlthat anzusehen sey, auch wäre die Familie jezt schon ziemlich beruhigt, weil er noch einige Stunden vor seinem Ende den völligen Gebrauch seiner Vernunft wieder erhalten hätte. — Er sahe mich hiebey so genau an, als ob er aus dem geringsten Zuge meines Gesichts etwas entdecken wollte. Diese Nachricht, so lieb sie mir hätte seyn sollen, so sehr sezte sie mich in Verwirrung, und mein Herz weissagte mir zum voraus alles, was mir begegnen würde. Ich faßte mich indessen, so viel mir möglich war, und ich frug so gar, ob man noch keine Nachricht hätte, wodurch doch der unglückliche Graf in diesen Zustand versezzet worden? Aber der Italiäner war klüger als ich, und um mich vollends sicher zu machen, sagte er, daß man keine andere Vermuthung hätte, als daß ihm von einem Frauenzimmer ein Trank beygebracht worden: dies habe man aus seinen lezten Reden geschlossen, die er mit seinem Beichtvater in Gegenwart seiner Mutter und Schwester gehabt; er sey aber zu matt gewesen, als daß man ihn mit einer weitläuftigen Erzählung hätte beschweren wollen. Man sey nur froh gewesen, daß

man die wenigen Stunden, da er noch seinen Verstand gehabt, zu seinem Heile hätte anwenden können.

Alles dies war lauter Unwahrheit, wie ich nachmals erfuhr. Der Graf hatte vom Morgen an bis in die Nacht, da er verstarb, seinen völligen Verstand gehabt, und nicht nur seinem Beichtvater, sondern auch seiner Mutter und seiner Schwester die ganze Geschichte erzählt, wie er nemlich durch die Maurerey mit einem Abt **Gabrieli**, der sich **Zamagna** nennte, bekannt geworden, von demselben sich nebst mir in den höchsten Geheimnissen des Ordens, die eigentlich im Geisterbannen, und andern teuflischen Künsten beständen, unterrichten lassen, auch verschiedenen von dergleichen Operationen beygewohnet hätte, aber das lezte mal durch eine so abscheuliche Erscheinung, daß er geglaubt, die ganze Hölle vor sich zu sehen, dergestalt erschrecket worden, daß er seiner Sinne beraubet worden, und sich fest eingebildet, schon zu den verdammten Geistern zu gehören. Diese Sache war von der Art, daß der Beichtvater des Grafen, der auf eine zwiefache Weise in den Kirchenbann gefallen

war,

war, ihm die Absolution nicht ertheilen konnte, sondern dazu erst die Vollmacht von dem Erzbischofe erhalten mußte, und dies gab Gelegenheit zu dem, was bald darauf folgte.

Der Vetter des Grafen blieb noch eine kleine Weile bey mir, und als er mich verlassen hatte, machte ich mich so gleich auf den Weg zu dem Magus, der mich auf diesen Abend zu sich gebeten, und mir versprochen hatte, mir das Geheimniß zu zeigen, wovon ich das erste Experiment gesehen hatte, nemlich vermittelst eines kleinen Kindes abwesende Dinge zu repräsentiren. Wenn es je uns nöthig gewesen wäre, von entfernten und künftigen Dingen unterrichtet zu seyn, so wäre es unstreitig jezt gewesen. Aber ich war noch nicht eine halbe Stunde bey meinem Lehrmeister, als wir ein Geräusche auf der Treppe hörten. Der Abbate öfnete die Thüre ein wenig, schlug sie aber so gleich wieder zu und verriegelte sie, und rief mir zu: Retten Sie sich, wir sind verlohren: es sind die Bedienten der Inquisition. Er war so bleich als eine Leiche und so voll Verwirrung, daß er nicht wußte, wohin er sich zuerst wenden sollte. Aber indem er in das Nebenzimmer

mer fliehen wollte, wurde schon die Thüre eingestossen. Ich stürzte mich in diesem unglücklichen Augenblick aus dem Fenster hinab. Aber ich war darum nichts weniger als so glücklich zu entkommen. Das Haus war ringsherum besezt, und ich entgieng also nur den einen, um den andern in die Hände zu fallen. Aber wenn auch dieses nicht gewesen wäre, so würde ich doch unmöglich meinem unglücklichen Schicksale entgangen seyn: denn ich war so unglücklich gefallen, daß ich den rechten Fuß gebrochen hatte. Dies empfand ich nicht eher, als bis ich aufzustehen genöthigt wurde, da ich unter den heftigsten Schmerzen niedersank. Man schlepte mich aus dem Garten auf die Strasse, und sezte mich in den daselbst stehenden Wagen. Es währte bey nahe eine gute Viertelstunde, ehe man den Abt brachte, und ich hörte unterdessen einige Pistolenschüsse, die wahrscheinlicher Weise von ihm geschahen, weil die Beamte der Inquisition eben nicht viel Geräusch bey ihren Expeditionen zu machen pflegen. Endlich brachte man ihn und sezte ihn bey mir in den Wagen: so viel ich bey dem Schein einer Laterne, die in den Wagen

gen leuchtete, als man ihn brachte, wahrnehmen konnte, so war er an Händen und Füssen gebunden und geknebelt, und blutete sehr. Auf solche Weise wurden wir in das Gefängniß der Inquisition gebracht, wo man uns so gleich von einander absonderte.

Inquisition ist allenthalben, wo sie eingeführet ist, ein fürchterliches Gericht, und Frankreich hat sich gewiß sehr Glück zu wünschen, daß es dieses Joch von sich abzuhalten gewußt, ob es gleich der Kezzereyen wegen, die in Frankreich entstanden, zuerst errichtet worden. Indessen glaube ich doch, daß die Vorstellungen, die man sich schon einmal von diesem Tribunale gemacht, es noch furchtbarer und schrecklicher machen, als es in der That ist. In Italien ist es wenigstens bey weitem nicht so strenge, als in Spanien und Portugal. Der Gedanke, daß ich in den Händen der strengen und unerbittlichen Inquisition sey, hatte auf mich solche Wirkung, daß ich gewiß, glaube ich, würde von Sinnen gekommen seyn, wenn sich die Vorsehung nicht meiner angenommen und mich aufs nachdrücklichste unterstüzt hätte. Die Ursache meiner Einziehung konnte

mir nicht verborgen seyn, und ich stellte mir schon im Geiste alles für Augen, was auf mich wartete, und nichts geringers, als ein langes und elendes Gefängniß, Folter, und ein grausamer und schimpflicher Tod war. Es währte über acht Wochen, ehe ich zu einigem Verhör kam. In dieser ganzen Zeit sahe ich niemand als den Gefangenwärter, und den Wundarzt, den man so gleich zu mir schickte, um meinen Fuß zu verbinden. Dieser lezte hatte allein die Erlaubniß, mit mir zu reden, und war, wie es schien, ein sehr sanfter und gut gesinnter Mann. Ohne seinen Zuspruch wäre ich gewiß nicht mehr: denn ich war mehr als einmal im Begrif, den Verband abzureissen, und also meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen, oder dem traurigen Schicksal, das auf mich wartete, zuvorzukommen. Aber das Zureden, und die Vorstellungen dieses guten Menschen siegten über meine Verzweifelung, indem er mich bald durch Hofnung aufzurichten suchte, bald mir die Vergeblichkeit meiner Unternehmung sehr lebhaft vorstellte, indem man mich bald hindern könnte, etwas zu thun, was meiner Heilung nach-

theis

theilig seyn könnte, da denn der ganze Gewinn nur in einer längern und schmerzhaftern Cur bestehen würde. Ich ward auch wirklich während des, daß ich unter den Händen des Wundarztes war, nicht nur sehr menschlich, sondern auch mit aller möglichen Sorgfalt behandelt. Was für mich das schrecklichste war, das war unstreitig das Bewußtseyn, daß ich von allem verlassen, allein meinem Schicksal übergeben war, daß mein Bedienter nicht einmal wußte, wo ich geblieben, und daß ich keine Mittel wußte, wie ich ihm von meinem Zustande einige Nachricht geben konnte. Ich sahe auch kein Mittel vor Augen, wie ich mich, wenn ich meine Gesundheit wieder erlangt hätte, durch die Flucht würde retten können: denn nach der Menge von Stiegen zu urtheilen, die man mich hinaufgetragen hatte, war das Gefängniß sehr hoch, und die Mauren waren ganz ausserordentlich dick. Es war an kein Durchbrechen, und an kein Herablassen zu denken, und ich hatte nichts, was ich zu dieser Absicht hätte gebrauchen können.

Ich war schon ziemlich wiederhergestellt, als an einem Abend ein Dominicaner zu mir

ins Gefängniß kam. Sein Besuch schien mir eine Vorbereitung zu einem nahen Verhör zu seyn, das mit mir angestellt werden sollte, und enthielte eine sehr ernstliche Ermahnung, mein Schicksal mir nicht durch Leugnen und Verheelung der Wahrheit zu erschweren. Ich frug ihn, ob es nicht erlaubt sey, die Messe zu hören, und ihm oder einem andern Geistlichen zu beichten; aber ich vernahm zu meiner Verwunderung, daß mir alle Sacramente der Kirche versagt wären, weil ich mich einer erschrecklichen Kezzerey schuldig gemacht, und in so abscheuliche Verbrechen gefallen wäre, daß ich auf die Wohlthaten der Kirche gar keinen Anspruch machen könnte. Diese Antwort schlug mich ganz zu Boden. Ich betheurte meine Rechtgläubigkeit so hoch und so theuer ich konnte, und versicherte aufs heiligste, daß ich mich jederzeit eines tugendhaften Lebens beflissen, und mich keines einzigen Verbrechens schuldig wüßte, das mich einer solchen Strafe würdig machte, aber alles war vergebens. Ich konnte nicht einmal erfahren, worin meine Kezzerey und meine Verbrechen bestanden, sondern alles was ich auf meine Bitten und

Fra=

Fragen zur Antwort erhielte, waren Ermahnungen, mein ganzes Leben genau durchzugehen, und die Wahrheit nicht durch Lügen und Entschuldigungen zu verheimlichen. So sehr ich mir immer damit schmeichelte, bald zu einem Verhör zu gelangen, so verzögerte es sich doch immer von einer Zeit zur andern, und ich war schon vier Monathe in diesem Aufenthalte des Jammers, ohne daß ich dazu die geringste Hofnung hatte. Die Langeweile plagte mich auf eine unaussprechliche Weise: ich hatte nichts, womit ich mich beschäftigen konnte, als meine Gedanken und Vorstellungen, und diese enthielten eben nichts tröstliches für mich. So traurig diese Lage für mich auch war, so hatte sie doch für mich den grossen Vortheil, daß ich mein ganzes Leben durchgieng, das Unrecht und strafbare, dessen ich mich schuldig gemacht, und worin ich allein durch meine unrichtigen Begriffe, die ich vom Orden gehabt, verfallen war, einsahe, und ich faßte den festen Vorsaz, diesem allen gänzlich zu entsagen, wenn ich nur erst einmal so glücklich würde gewesen seyn, der Gefahr entgangen zu seyn, worin ich mich befand.

fand. Mein Widerwille gegen den Orden, dem ich mein ganzes gegenwärtiges Unglück zuschrieb, war zuweilen so lebhaft, daß ich in dem Augenblick, da sich solcher Unwille bey mir äusserte, meinen Richtern wenig Mühe würde gemacht haben: aber es währte nicht lange. Denn gleich darauf kamen mir die heiligen Versprechungen in den Sinn, die ich freywillig dem Orden geleistet hatte, und es war etwas in meiner Seele, das mir für die Unschuld desselben redete, und mir allein die Schuld meines gegenwärtigen Unglücks zuschrieb. Woran ich vormals nie gedacht hatte, daß sich zwischen den Operationen des **Schrepfers** und des **Gabrieli** und den Geheimnissen der Maurerey auch nicht der mindeste Zusammenhang finde, und daß ich mich unstreitig geirrt, indem ich Geisterseherey und Geisterbannerey für das Geheimniß des Ordens gehalten, das kam mir jezt in den Sinn, und denn konnte ich nicht den Orden mehr, sondern mich selbst allein nur anklagen. So sehr vieles aber immer zum Vortheil des Ordens in mir redete, so war doch das bey mir ausgemacht, daß diese Verbindung für alle

die=

diejenigen, die den Geheimnissen nachspüren wollten, eine äusserst gefährliche Sache war, und ich war daher fest entschlossen, gänzlich denselben zu entsagen, wenn ich nur erst einmal so glücklich seyn würde, meine Freyheit wieder zu erhalten. Aber dazu war auch nicht die geringste Hofnung für mich vorhanden.

Endlich nachdem ich drey viertel Jahre in diesem unglücklichen Aufenthalte zugebracht, und zwey Verhöre gehabt hatte, kam für mich die Zeit der Erlösung, da ich es am wenigsten vermuthete. Es war an einem Abend, da ein Mönch mit einem Bedienten der Inquisition in mein Zimmer tratt, und mir befahl, mich baldigst anzukleiden. Ich stand in den Gedanken, daß ich wieder zu einem Verhör geführet werden sollte, es befremdete mich aber, daß der Bediente meinen Hut nahm und mir ihn gab, um ihn mitzunehmen. Ich ward hierauf hinunter in ein Zimmer geführt, wo ich zwey von den Richtern, von welchen ich die beiden Mahle war verhöret worden, und noch drey andere Personen vorfand. Man hielte mir eine lange und ernstliche Strafpredigt, und kündigte mir zum Schluß derselben

meine Freyheit an, wenn ich den Eid des Stillschweigens über alles, was während meiner Gefangenschaft und bey den Verhören mit mir vorgegangen, würde abgelegt haben. Es ist leicht zu erachten, daß ich diesen Eid sehr willig ablegte, und mich gerne zu allem verstand, was das Gericht von mir forderte, und darin bestand, Neapel noch den folgenden Tag zu verlassen, und allen den Gottlosigkeiten, deren ich mich durch die Maurerey schuldig gemacht, zu entsagen, wobey mir zugleich gewisse Bußübungen auf drey Jahre auferleget wurden.

Je weniger ich mir einen so gelinden Ausgang meiner Sache vermuthet hatte, desto grösser war meine Freude hierüber. Ich dankte meinen Richtern auf die rührendste Weise für die Gelindigkeit, mit der man mich behandelt hätte, und ward darauf, nachdem ich den Eid, den man mir vorlas, geleistet, und kniend auf mein Angelöbniß die Absolution erhalten hatte, von eben dem Mönche und dem Bedienten, die mich aus dem Gefängniß geholt hatten, hinunter auf den Hof gebracht, wo bereits ein Wagen stand, in welchen wir

alle

alle drey uns sezten, und so weg fuhren. Da ich glaubte, daß ich nach meiner Wohnung gebracht werden würde, so frug ich unterweges verschiedentlich den Mönch, ob ich noch meinen Bedienten in meinem Hause vorfinden würde, ob ich auch noch meine Sachen antreffen würde, und was mir sonst gegenwärtig am mehrsten am Herzen lag. Allein ich erhielte auf alles gar keine Antwort. Denn diese Leute haben schon einmal die Gewohnheit angenommen, taub und stumm gegen alle diejenigen zu seyn, die so unglücklich sind, in ihre Hände zu gerathen. Endlich hielte der Wagen vor dem Palaste des Französischen Gesandten: der Bediente stieg aus und gieng hinein, vermuthlich um von unserer Ankunft Nachricht zu geben. Nach einer kleinen Weile kam er wieder heraus, und redete dem Mönchen etwas ins Ohr, worauf derselbe ausstieg, und mir befahl, den Hut vors Gesicht zu halten, und ihm zu folgen. Ein Bedienter des Gesandten kam uns entgegen, und führte uns die Stiege hinauf über die Gallerie in ein kleines Zimmer, in welches bald nach unserer Ankunft der Gesandte auch eintratt. Der

Mönch sagte ihm hierauf mit Bezeugung vieler Ehrfurcht, daß das heilige Officium ihm hiemit den Unterthanen des Königs überliefere, für dessen Befreyung er sich so nachdrücklich verwandt hätte, und sich freue, ihm hiedurch einen Beweis seiner Hochachtung geben zu können. Man hätte auch in dieser Hinsicht mich weit gelinder behandelt, als es sonst wohl nach der Lage der Sache und des Verbrechens hätte geschehen sollen. Man hofte, daß ich meinem Versprechen, das ich gegeben hätte, nachkommen würde, und bäte nun den Gesandten, dafür zu sorgen, daß ich noch den folgenden Tag Neapel verlassen mögte. Der Gesandte erwiederte dieses Compliment mit sehr vieler Höflichkeit, und mit der Versicherung, den Gliedern des heiligen Officii, worin er könnte, seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Der Mönch empfahl sich hierauf und wurde von dem Gesandten aus dem Zimmer begleitet.

Meine Freude, mich nach einer so unglücklichen, und meinen gänzlichen Untergang drohenden Gefangenschaft in Freyheit zu wissen, gieng über allen Ausdruck. Ich wollte dem Ge-

Gesandten, wie er zurückkam, zu Füssen fallen, und ihm als meinem Erretter meine Dankbarkeit bezeigen. Aber dieser großmüthige Mann richtete mich auf, umarmte mich, und bat mich in den freundschaftlichsten Ausdrükken, einer Sache, die in mehr als einem Betracht seine Pflicht gewesen, nicht ein so grosses Verdienst beyzulegen. Er entdeckte mir hierauf, daß er selbst Maurer war, und sich dadurch noch mehr verbunden geglaubt hätte, alles mögliche zu meiner Rettung anzuwenden, sobald er nur von dem Chevalier **de la Villette** von dem unglücklichen Vorfall, der mich betroffen, unterrichtet worden. Ich erzählte ihm darauf unterdessen, daß wir auf den Chevalier warteten, welchen der Gesandte sogleich hatte zu sich bitten lassen, meine Geschichte und die eigentliche Veranlassung zu meiner Gefangennehmung, die ihm noch gänzlich unbekannt war, da alles was er davon wußt, darin bestand, daß ich bey Gelegenheit, da die Loge aufgehoben, und wieder die Freymaurer zu Neapel Untersuchungen angestellt wurden, in die Hände der Inquisition gerathen. Der Chevalier **de la Villette** kam

bald darauf an. Seine Freude mich wieder in Freyheit zu sehen, war die lebhafteste, die sich denken läßt. Wir dankten beide noch dem Gesandten für seine Güte, und nahmen darauf von ihm Abschied, weil ich fest entschlossen war, den andern Tag Neapel zu verlassen.

Bey meiner Ankunft in meine Wohnung lief mir mein alter getreuer Claude mit einer unaussprechlichen Freude entgegen, fiel mir um den Hals, küssete mich und weinte für Freude, und ergoß sich in Danksagungen gegen den Himmel wegen meiner Befreyung. Hierauf fieng er so gleich an alles einzupakken. Ich wollte ihn davon nur so lange zurückhalten, bis ich meine Sachen würde übersehen haben: aber es war vergebens. Es ist alles in Ordnung, sagte er, ihr Geld, ihre Schriften, ihre gesammte Sachen, Sie sollen alles sehen, wenn wir nur erst aus dem verfluchten Lande sind: denn nun, da wir Sie einmal wieder haben, sollen Sie nicht einen Tag mehr darin bleiben. Ich ließ ihm also seinen Willen. Der Chevalier erzählte mir unterdessen alles, was vorgegangen war. Mein langes Aussenbleiben an dem unglücklichen Tage

ge meiner Einziehung hatte ihn und meinen Bedienten anfangs sehr beunruhigt; gegen Morgen aber hatte sich das Räthsel aufgeklärt, indem zwey Bediente der Inquisition gekommen waren, die alle meine Sachen untersucht, auch einiges, was ihnen verdächtig vorgekommen, wirklich mit sich genommen, welches gestern erst wiedergebracht worden, woraus der Chevalier geschlossen, daß meine Sache ihre Endschaft erreicht. Am folgenden Morgen wäre es bekannt geworden, daß man den Abend zuvor die Freymäurer-Loge gesprengt, und auf Befehl des Königs die sämmtlichen Glieder derselben in Verhaft genommen. Da er von meinem Bedienten erfahren, daß ich auch zu diesem Orden gehöre, so hätten sie anfangs geglaubt, daß ich auch bey dieser Gelegenheit gefangen genommen worden, ob es ihn gleich irre gemacht, daß die andern in den Gefängnissen des Königs saßen, und ich mich wahrscheinlicher Weise in der Inquisition befinden müßte, weil die Bedienten dieses Gerichts in meiner Wohnung Durchsuchung gethan. Er hatte sich also zu dem Gesandten unsers Hofes verfüget, demselben von allem

Nachricht gegeben, und um desselben Vermittelung zu meiner Befreyung gebeten, die denn auch endlich nach vielen Bemühungen erfolget sey. Alles was während meiner Gefangenschaft an mich eingegangen war, hatte der Chevalier in Verwahrung genommen, worüber ich nachmals von ihm die gehörige Auskunft erhalten sollte.

Noch am folgenden Vormittage verliessen wir Neapel, und nahmen den kürzesten Weg, um nach Frankreich zurückzukehren. Das traurige Schicksal, dem ich nun eben entkommen war, hatte einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht genug eilen konnte, über die Grenzen von Italien zu kommen, und ob ich gleich im Grunde gar nichts mehr zu befürchten hatte, so war mir doch immer, als ob ich verfolgt würde, und zu besorgen hätte, daß ich von neuem ergriffen, und in mein Gefängniß zurückgebracht werden könnte. Jedermann, der mir begegnete, war mir verdächtig, und ich glaubte es in den Zügen eines jeden zu lesen, daß man mich für einen Menschen hielte, der eben aus den Händen der Inquisition entkommen. Auf unserer gan-

zen Reise begegnete uns eben nichts merkwürdiges, und so kamen wir glücklich nach Frankreich zurück.

Die Briefe, die während meiner Gefangenschaft aus Frankreich bey mir eingegangen waren, hatten mich schon von der Lage meiner Familie unterrichtet. Meine Mutter war gestorben: mein Bruder war entweder schon mit der Gesandtschaft an den Wiener Hof abgegangen, oder doch schon im Begrif dahin abzugehen: ich fand also sehr vieles vor mir in Ordnung zu bringen, so wohl in meinen eigenen Angelegenheiten, als in denen meiner Familie. Dies bewog mich, meinen Weg gleich nach **Paris** zu nehmen. Der Chevalier **de la Villette** folgte mir dahin, gieng aber nach vierzehen Tägen zu seiner Mutter nach Chalons, wo er sich aber nur zwey bis drey Monathe aufhalten, und alsdenn nach **Paris** wieder zurückkehren wollte. Ich betrachtete ihn vollkommen als meinen leiblichen Bruder: meine Verbindung mit Eloysen gab ihm auf diesen Nahmen das größte Anrecht, und in meinem Unglück hatte er sich meiner mit der Treue und Theilnehmung eines Bruders angenom-

nommen: meine Absicht gieng also dahin, ihn zu bewegen bey mir zu bleiben, und das Glück mit mir zu theilen, das ich auf einem kleinen Landgute zu geniessen dachte, welches ich mir in der Nachbarschaft von **Paris** zu kaufen vorgenommen hatte.

So brachte ich über ein Jahr in **Paris** zu, ohne daß mir etwas bemerkenswerthes begegnet wäre, und brachte meine eigenen Angelegenheiten und diejenigen meines Bruders in Richtigkeit. An einem Tage, da ich meine kleine Bibliothek, die ich mir gesammlet, in Ordnung brachte, fiel mir ein, zwey Kasten mit Büchern zu öfnen, die ich von meinem Oheim geerbet hatte, aber seit seinem Tode immer verschlossen gestanden hatten. Der Chevalier **de la Villette**, der damals schon bey mir war, und mein Bedienter halfen mir bey diesem Geschäfte. Da wir viele Bücher von Werthe fanden, so durchblätterten wir den größten Theil derselben. Mit einem Male rief mir der Chevalier zu, doch hinzusehen, er fånde einen bezauberten Folianten, den man nicht aufmachen könnte. Ich fand es wirklich so wie er sagte. Ich würde gleich das Buch

für

für das, was es war, nemlich für eine Chatoulle gehalten haben, wenn nicht auf dem Schnitt des Buchs sich wirklich die Blätter gezeigt hätten, wenn man mit dem Finger darüber fuhr: so sahe man auch an den häufigen Brüchen auf dem Rücken, daß es zum öftern müßte offen gewesen seyn. Der Titel *Catena aurea Patrum* reizte eben meine Neugierde nicht, und ich würde es weggesezt haben, wenn nicht die Unmöglichkeit das Buch zu öfnen mich gereizet hätte, alles dazu zu versuchen. Wir fanden noch sechs Folianten unter demselben Titel, die eben so beschaffen waren, und von welchen einige nicht das Gewicht hatten, welches sie nach ihrer Grösse hätten haben müssen. Ich fuhr mit einem Messer zwischen die Blätter und stieß auf etwas hartes, wie auf Eisen. Endlich zog ich an dem Bändchen, das als zum Lesezeichen sich im Buche befand, und der Deckel sprang auf. Aber nun war inwendig ein verschlossenes kupfernes Kästchen. Ich ließ einen Schlosser holen, um es zu öfnen, und da kein Dietrich das Schloß zu öfnen im Stande war, so ließ ich den Boden ausschneiden. Ich fand ein versiegeltes Convolut mit

der

der Addresse des Abt M=g=e, woraus ich sahe, daß ich auf diese Sachen kein Recht hatte. Meine Neugierde aber war zu sehr gereizt, als daß ich nicht hätte wissen sollen, was die andern Bücher enthielten. Ich ließ daher das Schloß von dem Kästchen, welches wir geöfnet, abreissen, und darnach einen Schlüssel machen. Aber was wir in den andern sechs Büchern antrafen, war ebenfalls versiegelt, und mit derselbigen Addresse bezeichnet. Ich gieng also in das Seminair, wo der Abt M=g=e sich aufhalten sollte, um ihm diese Sachen zu übergeben; aber ich erfuhr, daß er schon seit einigen Jahren in einem sehr hohen Alter von bey nahe neunzig Jahren gestorben sey. Nunmehr glaubte ich, daß der rechtmässige Besiz dieser Sachen mir gar nicht mehr strittig gemacht werden könnte, und ich fieng an, die Paquete zu eröfnen und durchzusehen, wobey ich jedoch die Vorsicht gebrauchte, es allein in meinem Kabinet zu thun. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich nun mit einmal, als durch einen ungefähren Zufall, ganz unvermuthet und wieder all mein Denken fand, wonach ich so lan-

ge

ge gesucht hatte, und welches ich nie hatte erreichen können. Ich fand nemlich nicht nur alles, was mich in den Stand sezzen konnte, die ächte und wahre Maurerey von der gemeinen und falschen zu unterscheiden; sondern ich fand auch jezt die grossen und ehrwürdigen Geheimnisse des Ordens mit einmal vor meinen Augen aufgedeckt. Es kam mir gleich in den Sinn: *Nec velocium esse cursum, sed tempus casumque in omnibus.* Wie sehr hatte ich mich geirrt, als ich bald mit dem Enkel des grossen **Sir William Lilly** die Goldmacherey für das Geheimniß des Ordens hielte, bald mit dem Ritterspieß herumlief, und unter der Anführung des deutschen Barons die Masquerade der Tempelritterschaft aufführte, bald wieder bey **Schrepfern** und dem Abt **Gabrieli** den Geisterbannungen beywohnte, und die grosse Kunst der Madame **Endor** für den höchsten Gipfel maurerischer Vollkommenheit ansahe, bald wieder die ganze Sache für ein nichts hielte, das blos zum Vergnügen erfunden worden. Wie viele Mühe, Kosten, Ungemächlichkeiten und Gefahren hätte ich mir ersparen können, wenn ich früher zum Besiz

dieser Dinge gekommen wäre! Und daß dieses nicht geschehen, hatte ich größtentheils mir selbst, und meinem eigenen Leichtsinne zu verdanken, da ich es unbedachtsamer Weise versäumet hatte, gleich nach dem Tode meines Oheims zu dem Abt M=g=e zu gehen, und seine Freundschaft zu suchen. Wie ich nachmals erfahren, so hatte dieser Freund meines Oheims sich verschiedentlich und dringend darnach erkundigt, ob nicht unter seiner Verlassenschaft sich Sachen befunden hätten, die an ihn gerichtet wären: aber anfänglich hatte man es versäumt, mir Nachricht zu geben, und nach der Zeit war ich schon von **Paris** entfernt, sonst zweifle ich nicht, daß ich schon den Winter, den ich mich nach seinem Tode zu **Paris** aufhielte, der Erfüllung meiner Wünsche gewähret worden wäre: denn daß es die Absichten meines Oheims gewesen waren, mich der Wahrheit des Ordens zuzuführen, das sahe ich aus einem Briefe, den ich in einem Paquet fand, und der an den Abt M=g=e gerichtet war.

So neu, so fremd, so unerwartet, und ganz von meinen bisherigen Vorstellungen entfernt

fernt alles war, was ich jezt entdeckte, so sehr fand ich auch die Versicherung bestätigt, die man uns in den Logen giebt, daß man den Tag drey mal glücklich preisen würde, da man zum Orden gelangt, wenn man zum vollen Aufschluß der Geheimnisse desselben zu kommen das Glück haben wird. Eine Hofnung, die allen gegeben wird, und womit sich auch alle schmeicheln, aber bey ganz ausserordentlich wenigen in Erfüllung geht. Ich war nun so glücklich, daß ich es erreicht hatte, und ich genoß mein Glück. Ganze Tage brachte ich in meinem Kabinet zu, und wenn mich nothwendige Geschäfte abriefen, so freuete ich mich schon darauf, wieder bey mir allein zu seyn, und mich mit diesen Dingen zu beschäftigen. So vollkommen indessen mein Glück war, so wurde es doch durch eine Betrachtung unterbrochen, die mir, je weiter ich kam, nothwendiger Weise in den Sinn kommen mußte, und dies war die Rechtmässigkeit meines Besizzes. Ich war freylich der Erbe der Verlassenschaft meines Oheims: aber ich konnte mich doch unmöglich auch als den Erben von demjenigen ansehen, was er mir nicht

vermachen konnte, und was ihm selbst gewissermaassen nur geliehen war. Es war seine Absicht gewesen, daß ich einmal zum Besiz dieser Sachen gelangen sollte, die jezt in meinen Händen waren: aber es konnte diese Absicht nicht anders als unter gewissen Bedingungen und Umständen in Erfüllung gehen. Ich war zu entschuldigen, daß ich mir diese Sachen angemasset; aber ich war doch darum nichts weniger als ein rechtmässiger Besizzer derselben.

Meine erste Bemühung gieng dahin, die beiden Freunde aufzufinden, mit welchen, wie ich sahe, mein Oheim in Frankreich noch allein in Verbindung gestanden hatte. Aber meine Bemühungen waren vergebens. Da ich nicht ohne Grund vermuthete, daß Logen-Bekanntschaften mir hierin die besten Dienste leisten könnten, so fieng ich wieder an, die Logen zu besuchen, welches ich seit meiner Zurückkunft aus Italien nicht gethan hatte, ob mich gleich verschiedene meiner alten Freunde, die mich als Maurer kannten, darum zum öftern gebeten hatten. Ich konnte jezt weit sicherer als wie ehemals die Logen besu-

chen,

chen, weil ich nicht zu besorgen hatte, auf irgend eine Weise auf Irrwege gebracht zu werden. Ich suchte nun alle Logen auf, die in **Paris** anzutreffen waren, und besuchte sie. Aber ich ward dadurch nichts klüger: denn alles was ich erfuhr, bestand darin, daß der eine von den Freunden meines Oheims sich zuweilen in der Loge *aux vrais amis* als besuchender Bruder gefunden hatte.

Ich hatte unter den Sachen, die ich von meinem Oheim ererbt, eine Entdeckung gemacht, die für mich auch ohnedem, daß sie mir jezt in meiner Lage sehr grossen Nuzzen leisten konnte, sehr wichtig war. Ich sahe nemlich, daß mein alter Freund **Fraser** und Herr **Mac-Kensie**, den ich in seiner Gesellschaft kennen lernte, als ich ihn zum lezten Male in **Berlin** sahe, zu eben der Verbindung gehörten, in welcher mein Oheim gestanden hatte. Meine Freude, die ich darüber empfand, war ungemein groß. Ich hätte so gleich an ihn geschrieben und ihn von meiner gegenwärtigen Verfassung unterrichtet; aber ich hatte allerlen Bedenklichkeiten, und ich schmeichelte mir noch immer damit, daß

ich die beiden Freunde, die mein Oheim in Frankreich gehabt, auffinden würde. Da diese Hofnung fehlgeschlagen, und alle Bemühungen, die ich dazu angewandt, vergeblich gewesen waren; so faßte ich endlich den Entschluß, ohne durch eine vorläufige Correspondenz viel Zeit zu verlieren, mich auf den Weg zu machen und zu meinem Freunde Fraser zu reisen, von dessen Aufenthalte ich genau unterrichtet war. Ich kam glücklich zu J=v=ß an, und obgleich meine Nachrichten, die ich von dem Aufenthalte meines Freundes hatte, schon einige Jahre alt waren, und in dieser Zwischenzeit manche Veränderungen hätten vorgehen können, durch welche mein ganzer Plan verrückt worden wäre, so war ich doch so glücklich meinen Freund Fraser vorzufinden. Unsere beiderseitige Freude, uns nach einer so langen Trennung wieder zu sehen, war über allen Ausdruck. Ich gab anfangs meine Reise zu ihm blos für ein Ungefähr aus, und sagte, daß ich auf meiner Reise durch — unmöglich den Ort hätte vorbeygehen können, wo er sich aufhielte; aber wie groß war seine Verwunderung, als ich mich nach den Freunden

den erkundigte, von welchen ich wußte, daß er mit ihnen in Verbindung stand. Ich erzählte ihm also, was mir seit meiner Zurückkunft aus Italien begegnet war, und erklärte ihm die Absicht meiner Reise, welche darin bestand, es zu versuchen, ob ich nicht in die Verbindung gelangen könnte, zu der mein Freund **Fraser** gehörte, und wenn mir dieses mislingen sollte, alle die Sachen, die ich von meinem Oheim in Händen hatte, und die ich mit mir gebracht, ihm und seinen Freunden zu überliefern. Meine Art zu denken in diesem Stücke mögte vielleicht manchem übertrieben dünken: aber nach meinem Gefühl war für mich kein anderes Mittel übrig, und ich fand keinen Mittelweg zwischen einem unrechtmässigen und einem rechtmässigen Besiz.

So wenig Schwierigkeiten ich anfangs vorzufinden glaubte, so viel fand ich dennoch wirklich vor mir, und dies verzögerte meinen Aufenthalt zu J=v=ß so lange, daß ich über drey Monathe daselbst zu bleiben genöthigt ward. In dieser Zeit hatte ich das Unglück, meinen alten treuen **Claude** zu verlieren. Sein Tod ward so herzlich von mir beweint,

als ob er mein Bruder gewesen wäre, und ich hatte ~~in der Folge noch mehr Ursache~~, seinen Verlust zu bedauren.

Mein Verhalten konnte nicht anders, als mir das Wohlgefallen und die Zufriedenheit meines Freundes Fraser und seiner Freunde erwerben. Nach dem was ich von dem Orden und seinen Geheimnissen wußte, mußte natürlicher Weise mein Verlangen sehr groß seyn, ein Mitglied einer Gesellschaft zu seyn, die so glücklich war, im vollen und alten Besitz derselben sich zu befinden, und die nähere Bekanntschaft, die ich in den drey Monathen meines dortigen Aufenthaltes mit ihnen machte, vermehrte dieses Verlangen noch um so viel mehr. Ich sahe den Unterschied, der sich zwischen ihnen und den gewöhnlichen Maurern befindet, sehr deutlich ein. Die Freymäurer sagen, daß als Asträa die Erde verlassen, sie sich ihren Orden ausgewählt, und sich in ihr Heiligthum geflüchtet habe, um die Brüder ihres Bundes mit aller der Glückseeligkeit zu beseeligen, die sie zu ertheilen fähig ist, und sie haben hierin vollkommen Recht. Aber eben so gewiß ist es auch, daß sie sich nicht

nicht zu den gewöhnlichen, und von dem gemeinen Haufen durch nichts anders als durch abgesonderte Versammlungen verschiedenen Maurern herabgelassen, sondern nur zu den wenigen Edlen, die ihren heiligen Gesezzen treu geblieben sind, und in Weisheit und Tugend das höchste Glück der Menschen sezzen. Und diesen kleinen Zirkel edler Menschen hatte ich endlich nach langem und mühsamem Forschen ausgefunden; und ich fand die Wahrheit vollkommen bestättigt, die mir mein Freund **Fraser** schon ehemals gesagt hatte, daß die Geheimnisse des Ordens nur edlen und tugendhaften Menschen zu Theil würden, oder doch gewiß edle und tugendhafte Menschen machen müßten.

Aber so groß auch mein Verlangen war, so sehr das Verhalten, welches ich in Ansehung derjenigen Sachen beobachtete, die durch den Tod meines Oheims in meine Hände gekommen waren, zu meinem Vortheil redete, und mir die Achtung und das Vertrauen dieser Leute erworben hatte, und einen so mächtigen Fürsprecher ich auch an meinem Freunde **Fraser** hatte, so sezten sich doch der Erfül-

lung meiner Wünsche Hindernisse entgegen, die unüberwindlich waren, und es unmöglich machten, daß zu J=v=ß mir mein Verlangen gewähret werden konnte. Indessen hatte ich Ursache, auch hiemit zufrieden zu seyn. Denn ich ward nur aus einer brüderlichen Hand in eine andre übergeben. Ich erhielte nemlich an eben die beiden Freunde meines verstorbenen Oheims, die ich so lange vergebens aufzufinden mich bemühet hatte, solche Empfehlungen, daß ich eines glücklichen Erfolgs gewiß seyn konnte. Ich blieb im ungestörten Besiz alles desjenigen, was ich aus der Verlassenschaft meines Oheims von Sachen des Ordens erhalten hatte, und so kehrte ich zufrieden nach Frankreich zurück. Gleich nach meiner Zurückkunft suchte ich die beiden Freunde auf, denen ich empfohlen worden, und es währte auch nicht lange, so sahe ich mich am Ziel aller meiner Wünsche, und ich ward vollkommen davon überzeugt, daß der Orden weit mehr gewährt als er verspricht, daß von ihm in einem weit vollkommenerm Grade gesagt werden kann, was die Heiden ehedes von ihren Geheimnissen sagten, daß man dadurch

lerne, mit Vergnügen leben, und mit einer bessern Hofnung sterben. Mein ganzes Geschäfte war nun nur, meines Glücks, das ich zwar eigentlich nicht errungen hatte, sondern welches mir durch die Hände der Vorsehung gewissermaassen selbst zugeführet war, nachdem ich lange genug in allerley Irrwegen herumgeirrt hatte, recht zu geniessen. Meine Freude und Zufriedenheit erhielte noch dadurch einen merklichen Zuwachs, daß mein Busenfreund, der Chevalier **de la Villette** einen Zutritt zu den Geheimnissen erhielte. Meine Gesinnungen für ihn hatten hieran den mehrsten Antheil: aber ich erfuhr bald, daß dieses noch weit mehr ein Werk der Vorsehung war, die diesen Freund dazu bestimmt hatte, mich einem andern Elende zu entreissen, das mit demjenigen vollkommen in Vergleich gestellt werden konnte, dem ich schon ehedes durch seine Vermittelung entgangen war.

So sehr ich auch gelernt, zwischen Maurerey und Maurerey einen Unterschied zu machen, so hielte ich es doch gar nicht für rathsam und der Klugheit angemessen, mich gänzlich von denen abzusondern, mit welchen ich

vormals in maurerischen Verbindungen gestanden hatte. Ich habe niemals die Separatisten geliebt, und der Geist der Secten und der Spaltung schickt sich für niemand weniger, als für einen Maurer. Wie ich mich in Deutschland befand, und noch zu dem System des Baron von **Hund** gehörte, da war ich freylich ein so eifriger Sectirer, als nur einer gefunden werden konnte, und schwerlich würde ich einem Bruder von der laten Observanz, oder von dem Zinnendorfischen System meine Hand gegeben haben. Aber ich habe nachmals meinen Irrthum eingesehen. Meine Freunde sonderten sich auch keinesweges von den andern Maurern ab, sie besuchten ihre Logen, und waren so weit davon entfernt, eine Reforme auch nur im Kleinsten darin vorzunehmen, daß sie es vielmehr für eine Verlezzung ihrer besondern und höhern Pflichten würden gehalten haben, wenn sie es sich hätten wollen in den Sinn kommen lassen. Der wahre Maurer weiß, wo alles hingehört. Bestünde der Orden aus lauter solchen Gliedern, wie im ersten Anfang seiner Stiftung, mit denen man die Absicht hat, sie einmal zum vollen Genuß

seiner Geheimnisse zu führen, so würde eine solche Gleichgültigkeit und Indolenz strafbar seyn. Aber der Orden ist nicht mehr in seiner ersten Verfassung. Nach seiner gegenwärtigen Lage, und der Menge und Beschaffenheit seiner Mitglieder, ist es unmöglich, daß alle an seinen Geheimnissen Antheil haben können, und für diesen grossen Haufen ist es ziemlich einerley, wie seine Maurerey und seine Begriffe von derselben beschaffen sind, wenn sie nur mit der Religion, der Moral und den Gesezzen des Staats bestehen können. Diesen zu sagen: dies ist nicht recht; jenes muß so, und dieses anders seyn! würde ganz überflüssig und übel gestellet seyn, weil es auf sie gar keinen Einfluß haben wird, und der Zweck und die Absicht, warum dieses oder jenes so, und nicht anders seyn muß, an ihnen gar nicht erreicht werden kann.

Als ich mich bemühte, von den beiden Freunden meines verstorbenen Oheims Nachrichten einzuziehen, besuchte ich die vornehmsten Logen von Paris. Dies that ich auch nun noch. Verschiedene meiner ältesten Bekannten waren Maurer, sie wußten, daß ich es war, und

wir

wir sezten unsre Bekanntschaft fort. Ich unterhielte auch noch mit unterschiedenen deutschen Brüdern eine Correspondenz, die mir von den Veränderungen, die bey ihnen im Orden vorgegangen waren, Nachricht gaben. Der Orden hatte seit der Zeit, daß ich Deutschland verlassen hatte, seine Gestalt ganz geändert. Die Brüder, die sonst am eifrigsten für das Hund'sche System eingenommen gewesen, waren der Chevalerie endlich müde geworden, da sie die Unmöglichkeit sahen, den abgestorbenen Orden der Tempelritter, den sie in der Maurerey zu finden glaubten, wieder herzustellen, und die Aussichten des Interesses durch Anlegung einer Tontine, und einmal zu ziehende Präbenden gleichfalls unterbrochen wurden. Vielleicht mochte auch wohl bey manchen der Gedanke erwachen, daß doch gewiß etwas mehr als die chimärische Ritterschaft aus den Zeiten der Kreuzzüge im Orden verborgen seyn mögte. Genug das Gebäude drohete den Einsturz. Man war zwar auf verschiedenen Conventen, die die Freymäurer von dieser Parthey hielten, bemüht gewesen, dem wankenden System einige Stüzzen an=

anzusezzen. Man hatte verschiedene Plane in Vorschlag gebracht; bald hatte man Tobacks-fabriken, bald Seidefabriken, Lederfabriken, und was sonst noch alles anlegen wollen: man hatte hin und wieder einige Misbräuche, die am auffallensten waren, abzustellen gesucht, die Aufnahmen in etwas eingeschränkt, den Despotismus gemässigt, man hatte so gar in den Verfolgungen anderer Maurer, die nicht von dem Hund'schen System waren, nachgelassen: und endlich um dieser schon der Verachtung nahen Maurerey einigen Glanz zu geben, so hatte man einige grosse Herren mit ins Interesse gezogen. Aber alles dieses half nichts. Ein Theil verließ ganz die Tempelritterschaft, andre gaben wenigstens die Hofnung auf, diesen Orden je wiederherzustellen, und sehr wenige waren, bey welchen nicht der alte verdrängte Gedanke wieder zum Vorschein kam, daß im Orden andre Dinge von mehrer Wichtigkeit verborgen wären.

Nun gieng also das seit einigen Jahren vernachlässigte Suchen wieder an, und alle glaubten, daß sie gewiß zu den erhabnen Geheimnissen gelangen würden, wenn sie nur erst ein-

einmal so glücklich wären, die unbekannten Obern entdeckt zu haben. Da die Gemüther so gestimmt waren, so konnte es nicht leicht an jemand fehlen, der sich dieser Disposition zu bedienen gesucht. Es gieng diesen Brüdern wie den Juden, bey welchen, als sie glaubten, daß nun die Zeit da wäre, daß der Messias kommen müßte, ein Betrüger nach dem andern aufstand, der sich für den Messias ausgab.

Unter diesen Umständen, war auch in Ober-Deutschland ein Baron, Nahmens **Gugomos** aufgestanden, der Wunderdinge vorgab, sich für einen besondern Gesandten der unbekannten Obern, (oder des heil. Stuls, wie er es nennte) die in Cypern und nahmentlich zu Nicosia residiren sollten, ausgab, zugleich Hoherpriester, Ritter, Dux, und weiß Gott was sonst nicht alles seyn wollte, und die deutschen Brüder zu einem Convent zusammen berief, auf welchem er sie aus ihren bisherigen Irrthümern reissen, und zu den Geheimnissen des h. Ordens führen wollte. Was man nie hätte glauben sollen, das geschahe wirklich: ein grosser Theil ließ sich betrügen, und maß

dem Vorgeben dieses neuen Propheten Glauben bey, so leicht sie auch ein einziger Blick auf sein System, das voll der abgeschmacktesten Wiedersprüche war, von der Unrichtigkeit desselben hätte überzeugen können. Meine Freunde schrieben mir Wunderdinge von diesem Menschen. Sein System enthielte alles, und war von dieser Seite klug genug eingefädelt. Diejenigen, die Geister sehen wollten, hatten dazu alle Hofnung: denn die Geisterseherey war ein wichtiger Gegenstand des Systems, und der Chef desselben stand mit so geschickten Geistern in Verbindung, daß sie ihm auch die verborgenen Gedanken des menschlichen Herzens entdeckten. In seinem Circulare sollte er sich gerühmet haben, durch verborgene Künste in einer Distanz von hundert Meilen einem das Auge aus dem Kopf schneiden zu können. Er wollte sogar Feuer vom Himmel fallen lassen. Die Gold und Schäzze begehrten, hatten die Aussicht, nicht nur die von den Tempelrittern vergrabenen Schäzze wieder zu entdecken, sondern auch zum Besiz des Lapis Philosophorum zu gelangen. Die Projectmacher bekamen hier auch ein ergiebiges

Feld,

Feld, und hatten die Aussicht zu einem einträglichen Handel mit der Levante, und endlich fanden auch die Freunde der alten Chevalerie in diesem System ihren Ritter wieder. Aber es währte nicht lange, so ward der ganze Betrug entdeckt. Der Burgermeister zu Heilbron, wo ich nicht irre, ließ so gar ein gerichtliches Protocoll über einen ehemaligen Bedienten des Barons aufnehmen, das den ganzen Handel entdeckte, und die Deutschen sahen sich abermals betrogen. Der Prophet that endlich selbst förmlichen Widerruf, und bekannte, daß er sich allerley teuflischer Künste schuldig gemacht. Ich hatte mir sonst oftmals den Vorwurf gemacht, daß ich so thöricht gewesen, und mich zu so manchen Thorheiten hatte verleiten lassen, um einmal hinter das wahre Geheimniß des Ordens zu kommen: aber ich söhnete mich bald mit mir selber aus, da ein ganzes Maurervolk hierin nicht besser handelte als ich, und sich einem Betrüger nach dem andern in die Hände lieferte.

Man hätte denken sollen, daß so häufige Fehlgriffe die Deutschen einmal hätten wizzigen

gen sollen. Aber die weitere Nachrichten, die ich von meinen Freunden erhielte, enthielten das Gegentheil. Die Loge zu Weimar schickte einen Baron **Wächter** nach Italien, um dort die Geheimnisse des Ordens aufzusuchen. Dieser kam auch zurück, beladen mit grossen Kenntnissen, die theils das Fach der Geisterseherey angiengen, und nichts weniger gewähren sollte, als was der Baron von Gugomos seinen Schülern versprochen hatte. Man schrieb mir so gar von Zeichen, die vom Himmel geschehen, und durch die Künste dieses grossen Maurers bewirket wären. Nach einigen Berichten sollte die Religion, und vornehmlich die Bibel von dieser Seite viele Aufklärung erhalten, und so gar verlohrne Bücher derselben wiederhergestellet werden. Von der andern Seite liessen sich die deutschen Maurer mit den schwedischen in nähere Verbindung ein. Diese leztern redeten von eben dergleichen wunderbaren Dingen, die sie zu besizzen vorgaben, und wollten noch überdies zugleich den ausgestorbenen Tempelritter = Orden in Schweden herstellen, wozu schon Commenderien mit jährlichen Präbenden in Bereitschaft

 seyn

seyn sollten, und endlich um die babylonische Verwirrung noch grösser zu machen, so that sich in Deutschland eine neue Secte hervor, die sich die Gold- und Rosenkreuzer nannten, und sich für die einzigen ächten und wahren Freymäurer ausgaben, und nichts geringers zur Absicht hatten, als den Stein der Weisen zu erfinden. So sehr man ehemals alles, was geheime Wissenschaften hiessen, vom Orden zu entfernen bemühet gewesen war, so eifrig fiel man nun darauf, und der Orden zerfiel in eine Menge kleiner Partheyen, die insgesamt darauf ausgiengen, die Geheimnisse desselben zu entdecken, und was das auffallendste war, so war keine einzige dieser Partheyen, die mit der andern zufrieden gewesen wäre, und sie nicht aus allen Kräften gehasset haben sollte.

Diese Krankheit, wovon unsere Maurer ehemals nichts wußten, oder von der doch nur ungemein wenige angesteckt waren, war auch nun nach Frankreich gekommen, und wie ich aus Italien zurückkam, fand ich unter meinen ehemaligen Bekannten schon viele, die von ich weiß nicht was für Geheimnissen redeten.

Je

Je mehr ich in den Logen bekannt wurde, desto mehr hatte ich Gelegenheit, dieses zu entdecken, und ich sahe es vor meinen Augen, wie dies unter den Brüdern zunahm. Wie wir alles übertreiben, so geschahe es auch hier. Ich hörte von solchen Dingen, daß ich es noch nicht begreifen kann, wie es möglich gewesen, daß das Clergé und die Polizey dabey sich stille halten können. Es wäre zu bewundern, daß diese Dinge, von welchen man mit so weniger Behutsamkeit redete, und die mit eben so weniger Vorsicht wirklich getrieben wurden, ihrer Kenntniß sollten entgangen seyn. Man redete unter den Brüdern ganz offenbar davon, daß der P. — eine besondere Loge hielte, die mit einem Sabat nicht viel unähnliches hätte, indem wirklich in derselben Geister citirt würden, und den Brüdern erschienen. Damals trug sich auch die Geschichte mit dem künstlichen Stul zu, den der D. de Ch — hatte zurichten lassen, und vermittelst dessen man von den Personen, die das Unglück hatten, auf demselben eingeklammert zu werden, den Archäum zu erhalten suchte. Diese Geschichte machte viel Redens; ward aber bald unterdrückt wegen derer,

die damit verwickelt waren. Nicht lange darnach kam das Buch *Sur les Erreurs et les Verités* zum Vorschein, das den Herrn M. zum Verfasser hatte, dem in der Folge noch andere von gleichem Gehalte gefolget sind, und worin die sonderbarste Art von Philosophie vorgetragen ist, die zwar größtentheils sich auf Grundsäzze des bekannten **Robert Fludd** gründet, aber mit vielen neuen Schwärmereyen bereichert ist. Diese Leute fiengen an, eine eigenthümliche maurerische Secte auszumachen, die sich weit und breit durch ganz Frankreich in allen Logen verbreitete, und deren vornehmster Anführer Herr V-z. war. Wie unsre Leute auf alles mit einer ausserordentlichen Heftigkeit fallen, so geschahe es auch hier. So groß auch die Schwärmerey unter den Deutschen mag gewesen seyn, so bin ich doch überzeugt, daß diejenige, die unter unsern Leuten herrschte, diejenige der Deutschen unendlich weit übertraf. Das einzige Gute war noch das, daß sich die Partheyen nicht unter einander verfolgten, welches aber auch wohl gewiß nicht unterblieben seyn würde, wenn sie nur mit mehrer Freyheit hätten han-

deln können. Wünschel-Ruthe, Kabbala, Kreuzlegen, Astrologie, und tausend andre abergläubische Dinge, die unserm Jahrhunderte zur Schande gereichen, wurden aus dem Staube wieder hervorgeholt, und einige verbanden mit der heßlichsten Superstition sogar Gebräuche und Handlungen der Religion, liessen Messen für sich lesen, sich Lichter und Kreuze weihen und dergleichen. Die allergemässigsten waren diejenigen, die sich nur mit der Alchymie befaßten, ob sie gleich auch bey dieser Gelegenheit auf die unerlaubtesten Dinge verfielen.

Ich würde bey allen diesen Dingen nur einen entfernten Zuschauer abgegeben haben, wenn man mir nicht zu meinem Unglück mehr zugetrauet hätte, als man mit Gewißheit konnte. Ich war vielen Brüdern als ein alter eifriger Maurer bekannt. Die Verbindung, die um diese Zeit zwischen unsern und den deutschen Maurern immer genauer wurde, trug gleichfalls hiezu das ihrige bey, und endlich war auch dasjenige, was ich zu Neapel gelitten hatte, sehr wenigen ein Geheimniß. Bey der Jagd, die man nun allenthalben auf

Geheimnisse des Ordens machte, konnte es nicht fehlen, daß sich nicht verschiedene Brüder an mich gewandt, sich mit mir vom Orden unterhalten, mir ihre Gedanken eröfnet, und meine Meynung zu erfahren gesucht hätten. Ich verhielte mich dabey so, wie es von der einen Seite die Pflichten, mit welchen ich dem kleinen Zirkel verwandt war, zu welchem ich zu gehören das Glück hatte, und von der andern Seite die allgemeine Bruderliebe von mir fordern konnte. Ich bestritt nemlich mit so guten Gründen die verschiedenen Thorheiten, zu denen ich die Brüder hingerissen sah, als es mir nur möglich war, ohne mich auf etwas weiters einzulassen.

Unter allen denen, mit welchen ich in Verbindung stand, war auch der Chevalier T. Sein äusseres war schon eine grosse Empfehlung für ihn. Er besaß sehr schöne Kenntnisse, und war unermüdet fleissig, sie zu erweitern. Sein Eifer für den Orden gieng bis zum Enthusiasmus, und sein ganzes sittliches Verhalten war ohne Tadel. Der Chevalier **de la Villette** kam zuerst in seine Bekanntschaft, und da er denselben zum öftern besuch-

suchte, so ward ich auch bald näher mit ihm bekannt. Ich hatte damals schon mein kleines Landgut bezogen, und es vergieng selten eine Woche, daß wir nicht einen Besuch von ihm erhielten. Dieser Mensch wußte sich auf eine geschickte Weise so in meine und des **Chevaliers** Freundschaft einzuschmeicheln, daß ich gesonnen war, seinen Eifer und seine Zuneigung gegen mich, von deren Uneigennüzzigkeit ich mich überzeugt zu seyn glaubte, dadurch zu belohnen, daß ich ihn zu dem kleinen Zirkel von Freunden zu ziehen gedachte, in welchem ich mich befand. Der Chevalier **de la Villette**, dessen Freundschaft er in einem hohen Grade besaß, war entzückt, als ich ihm mein Vorhaben äusserte. Ich sprach mit meinen andern Freunden, die sich genau nach ihm erkundigten, und mir nach einiger Zeit zu erkennen gaben, daß sie wieder meinen Antrag nichts einzuwenden hätten. Ich stand indessen noch einige Zeit an, ehe ich ihm auch nur das geringste von meinen Absichten zu erkennen gab, und stellte ihn, so viel mir nur möglich war, auf die Probe. An einem Abend, da er bey mir war, und wir uns von den ver-

schiedenen Bemühungen unterredeten, die man anwendete, um im Orden einigen Fortgang zu machen, hatte ich Gelegenheit, ihm den ersten Wink zu geben. Denn als der Chevalier sagte: daß er fast daran verzweifle, je dazu zu gelangen, was man das Geheimniß des Ordens nennte, und daß die verschiedenen Irrwege, auf welche so viele Maurer geriethen, ihn schon längst dahin gebracht haben würden, gänzlich vom Orden Abschied zu nehmen, wenn ihn nicht noch immer die Verbindungen mit seinen Freunden davon zurückgehalten hätten, so gab ich ihm zur Antwort, daß diese Schwierigkeiten wohl niemand zu einem solchen Entschluß bestimmen müßten: indem doch dadurch niemand die Hofnung benommen wäre, einmal zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Diese Unterredung wurde so weit fortgeführt, daß ich endlich dem Chevalier zu erkennen gab, daß er der Sache näher wäre, als er es glaubte, und daß ich selbst vielleicht ihm in Kurzem dazu eine Gelegenheit verschaffen könnte. Er drang in mich, ihm hierüber eine nähere Erklärung zu geben; aber ich ließ es diesmal dabey bewenden, und empfahl ihm nur in An-

sehung dieser Hofnung, die ich ihm gemacht, eben die Behutsamkeit und Verschwiegenheit, die ich schon sonst an ihm bemerkt hätte. Seit dieser Zeit bemerkte ich, daß der Chevalier öfterer noch als sonst zu mir kam, und alles anwandte, um sich noch mehr meine Gunst zu erwerben. Dieses mehrere Zudrängen, wenn gleich die Vortheile, die er sich von mir versprach, die Ursache davon waren, verdachte ich ihm nicht. Denn eine ganz uneigennüzzige Freundschaft ist vielleicht ein Ding, das gar nicht existirt, und wo sie am alleruneigennüzzigsten zu seyn scheint, da nehmen wir doch immer einige Rücksichten auf uns selbst. Ich hatte es ja eben so gemacht, und ich würde mich gewiß nicht so sehr um die Gunst des Herrn **Schirley**, des Abbate **Gabrieli** und anderer bemühet haben, wenn ich nicht von ihrem Umgange mir gewisse Vortheile versprochen hätte.

Aber was mich befremdete, war dieses, daß seit einiger Zeit einige Brüder der Loge, die ich besuchte, und vornehmlich der Marquis von L. und der Graf von R. sich an mich wandten, und so oft sie mich in der Loge sa-

 hen,

hen, bald auf diese, bald auf jene Gegenstände des Ordens die Unterredung lenkten, und meine Gedanken zu erforschen suchten. Ich war von Natur nicht argwöhnisch; aber meine Erfahrungen hatten mich vorsichtig gemacht. Ich gerieth also auf den Gedanken, daß vielleicht der Marquis von L. und der Graf von R., die sich sonst gar nicht um mich bekümmert haben, in einiger Verbindung mit dem Chevalier stehen mögten. Ich frug ihn gelegentlich darum; aber er leugnete es ganz, und um mir noch mehr allen Verdacht zu benehmen, so ließ er sich über den sittlichen Character dieser beiden Herrn auf eine solche Weise aus, daß ich meinen Verdacht fahren ließ. Nach dieser Unterredung, die ich mit dem Chevalier gehabt, ward ich nicht mehr von dem Marquis von L. und dem Grafen von R. über Gegenstände des Ordens gefraget, und sie nahmen wieder dieselbe fremde Art, sich gegen mich zu verhalten, an, die sie ehemals beobachtet hatten. Den Grund davon habe ich erst nach der Zeit eingesehen: denn damals achtete ich darauf nicht.

Nicht lange darauf trug sich mit dem Chevalier eine Geschichte zu, die mich über seine Lebensart ganz anders denken ließ, als bisher von mir geschehen war. Er war so unglücklich, von dem Chevalier de L = z = c. bey einem Frauenzimmer angetroffen zu werden, das dieser leztere unterhielte. Es kam hierauf zwischen beiden zu einem Zweykampf, in welchem der Chevalier de L = z = c. seinen Gegner nöthigte, von ihm das Leben zu bitten. Einige Monathe darauf aber fand man den Chevalier de L = z = c. in der kleinen Strasse de la Sonnerie, die aus der Strasse St. Germain l'Auxerrois zum Quaq führt, mit verschiedenen Stichen ermordet. Es war keine Spur vorhanden, daß der Chevalier T. an diesem Meuchelmorde sollte Theil gehabt haben, und nach dem Handel, den sie beide mit einander gehabt, hatte man sie öfter als vormals zusammen gesehen. Es war aber auch keine Ursache vorhanden, die das Gegentheil vermuthen ließ. Ich sprach mit ihm von dieser Geschichte, und er hatte die Geschicklichkeit, sich so gut aus der Sache zu ziehen, daß man ihn in Ansehung beider Fälle für gänzlich

lich unschuldig hätte halten sollen. Es war indessen seit dieser Zeit fest bey mir beschlossen, das Vorhaben gänzlich aufzugeben, das ich ehemals mit ihm gehabt, und ich suchte daher, obgleich allmälig, wenn er zu mir kam, und vom Orden sprach, die Unterredung auf andere Gegenstände zu lenken. Er war klug genug dies zu merken, sezte seine Besuche fort, aber ließ sich weiter nicht über den Orden gegen mich aus.

Einige Zeit darauf reisete der Chevalier de la Villette nach Chalons zu seiner Mutter, die damals krank war, und ich war also allein. Neben meinem Schlafzimmer war ein Kabinet, welches ich dem Orden gewissermassen gewidmet hatte, indem ich darin alles aufbewahrte, was denselben angieng, und wo ich auch zuweilen ganze Stunden, vornehmlich des Morgens zubrachte, ohne daß jemand im Hause, meinen Freund ausgenommen, wußte, wo ich geblieben war. Es war nur ein einziges Fenster in demselben, das in den Garten gieng, und von innen mit einem Gitter versehen war, und der Eingang zu demselben war in das Täfelwerk des Schlafzimmers

mers so künstlich versteckt, daß es keinem Fremden möglich war, dasselbe zu entdecken. In einer Nacht ward ich durch ein Geräusch erweckt, das in diesem Kabinet vorgieng, und es kam mir vor, als wenn etwas in demselben gesäget, oder gebrochen würde. Ich vermuthete anfangs, daß es Diebe wären, wenn ich aber bedachte, daß diese einen weit leichtern Eingang finden würden, weil wirklich die Fenster, die in einem andern Zimmer nach derselben Seite zugiengen, offen geblieben waren, so beruhigte ich mich, und hielte alles vor eine Vorstellung, die mir im Traume vorgekommen wäre, und da ich weiter nichts hörte, schlief ich wieder ein. Bald darauf aber erwachte ich von neuem und da ich wieder einiges Geräusch bemerkte, sprang ich auf, und öfnete die Thür, die so eingerichtet war, daß sie auf einen Druck aufsprang. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich meinen Bedienten in voller Arbeit fand, die Schränke zu erbrechen, und gleich beym Eintritt mit einem Pistolenschuß begrüsset wurde, den mir ein anderer, der auf einer Leiter vorm Fenster stand, entgegen schoß. Ich sprang sogleich

zurück, um Gewehr aus meinem Schlafzimmer zu holen: aber dieser Augenblick ward von beiden genuzt, um sich mit der Flucht zu retten. Ich hatte diesen Unglücklichen, den ich zu J = v = ß in den elendesten Umständen fand, als einen verunglückten Landsmann zu mir genommen, um die Stelle meines treuen Claude, den ich damals eben verlohren hatte, zu vertretten, und ihn mit allen nur möglichen Wohlthaten überhäuft, daß ich nichts weniger als eine solche Untreue von ihm erwartet hätte. Aber vielleicht waren die Versprechungen, die man ihm gegeben hatte, zu groß, als daß er einer solchen Versuchung hätte wiederstehen können. Der Schuß, und der Lärm, den ich machte, hatte alles in meinem Hause aufgeweckt, und ich würde sogleich Anstalt gemacht haben, den beiden Flüchtlingen nachzusezzen; aber die Strenge der Gesezze hielte mich davon zurück, und ich war zufrieden, als ich sahe, daß es ihnen, ungeachtet aller Bemühungen, die sie angewandt hatten, unmöglich gewesen war, einen Schrank zu erbrechen, weil sie insgesamt hinter dem Holz noch mit Eisenblech überzogen, und aufs

fe=

festeste verwahrt waren. Ich ward auch bald auf die Spur gebracht, was meinen treulosen Bedienten zu dieser Gewaltthätigkeit vermocht, und wer vielleicht sein Gehülfe gewesen seyn mögte: denn ich fand am folgenden Morgen unterm Tische in demselben Kabinet ein Messer, das ich bey dem Chevalier T. gesehen hatte. Seine Besuche hörten auch nun mit einem Male auf: ich hatte keine Ursache ihn aufzusuchen, und bald darauf hörte ich, daß er zu seinem Bruder dem Vicomte de C. in die Provence gereiset sey.

Der Chevalier **de la Villette**, den ich nach seiner Zurückkunft von diesem Vorgange unterrichtete, war nicht wenig darüber erstaunt, und er hielte es vor eine ausgemachte Wahrheit, daß niemand anders als der Chevalier der ganze Anstifter dieses Handels gewesen sey, um sich auf eine solche Weise in den Besiz desjenigen zu sezzen, wovon er wohl sahe, daß es sonst ihm würde versaget seyn.

Seit diesem Vorfall ward ich weit zurückhaltender, als ich noch bisher in Ansehung des Ordens gewesen war, so daß ich auch aufhörte, die Loge weiter zu besuchen. Aber dies

war doch nicht fähig, mich gegen das Ungewitter zu sichern, das über mir schwebte. Der Chevalier de la Villette besuchte dagegen nach wie vor die Logen: denn wir waren darin mit einander überein gekommen, daß wir die Sache gänzlich unterdrücken wollten, und es sollte auch sogar das Ansehen haben, als wenn der Chevalier nichts von den Ursachen wüßte, die mich bewögen, allen maurerischen Verbindungen zu entsagen. Da ich mich also zurückzog, äusserst selten nach Paris kam, und wenn ich auch dahin kam, doch gar nicht mehr die Loge besuchte, und bey meinen Bekannten, die ich noch im Orden hatte, meine Entfernung mit allerley Vorwänden entschuldigte, war ich zwar so ziemlich ungestört, dagegen aber wurde von einigen auf den Chevalier de la Villette verschiedentlich Jagd gemacht. Es war gewissermassen ein Complot, das sich in verschiedene Banden getheilt hatte, und von welchen eine jede ihren besondern abgeredeten Weg gieng, um zu einem Zweck zu gelangen. Einige machten die Bewunderer, priesen den Chevalier glücklich, daß ihm sein gut Geschick einen Freund gegeben hätte, der, wie man glaubte,

sich

sich sehr grosse Einsichten vom Orden erworben, und wünschten durch ihn in meine nähere Bekanntschaft zu kommen. Andere suchten den Chevalier von mir zu entfernen, und ihn vor sich zu gewinnen, stellten mich ihm von einer verhaßten Seite vor, und machten mich lächerlich, wobey meine deutsche Rittergeschichte, und meine italiänischen Vorfälle ihnen einen sehr ergiebigen Stof darboten. Andere liessen sich gar nicht über mich aus, und suchten nur den Chevalier in ihre Verbindungen zu ziehen, in der sichern Hofnung, daß ihnen alsdann ihre Absichten, die sie in Ansehung meiner hatten, gelingen würden. Solch ein Complot machten Leute, die die Auswahl eines brüderlichen Ordens seyn wollten, und sich den ehrwürdigen Nahmen wieder vereinigter Freunde gaben. Mein Freund verhielte sich hiebey so, wie ich es von ihm erwarten konnte, und dies war ihm um so viel leichter, da die Verhältnisse, in welchen wir beide uns gegen einander befanden, allen unbekannt waren.

An einem Tage, da ich mich meiner Geschäfte wegen zu **Paris** befand, ward ich von dem Abbe' **E=ly** besucht, und gebeten, den

Abend bey ihm zuzubringen. Dieser Mann war mir vornehmlich die glückliche Lage schuldig, in der er sich gegenwärtig befand; ich hatte ihn nicht nur dem General = Agenten des Clerge' empfohlen, sondern ihn auch aus verschiedenen Verwickelungen herausgerissen, und ihn nach meinem Vermögen unterstützt, bis er endlich zum Genuß der einträglichen Pfründe kam, die er vornehmlich meiner Empfehlung zu danken hatte. Mein Vetter, der sich damals zu **Paris** aufhielte, war eben damals bey mir, als der Abbe' zu mir kam, und wie er hörte, daß ich zu ihm geladen wurde, bat er den Abbe', ihm zu erlauben, mit von der Parthie zu seyn, dies wäre die einzige Bedingung, unter welcher er es mir erlauben wollte, bey ihm zu speisen, indem er eigentlich gekommen wäre, mich zu bitten, den Abend bey ihm zuzubringen. Ich merkte, daß dieser Antrag den Abbe' befremdete, er ließ es indessen geschehen, und nahm das Anerbieten meines Vettern mit vieler Höflichkeit auf. Ich schrieb die Verlegenheit des Abbe' keiner andern Ursache zu, als dieser, daß er mit meinem Vetter sehr wenige Bekanntschaft hatte.

Weil ich mir vorgenommen hatte, noch den Abend nach meinem Hause zurückzufahren, so befahl ich, daß in meiner Abwesenheit alles eingepackt werden, und mich der Wagen von dem Abbe' abholen, und denn, ohne erst in mein Logis zurück zu fahren, sogleich nach meinem Gute bringen sollte. Bey dieser ganzen Einrichtung, die ich machte, war der Abbe' zugegen. Ich fand nur eine kleine Gesellschaft vor, und von welchen ausser mir und dem Abbe' nur ein einziger, nemlich der Herr la S= vom Orden war: denn mein Vetter hatte sich anders bedacht und war nicht gekommen. Ich war den ganzen Abend über so heiter und froh, als ich gewöhnlicher Weise selten war. Es war ungefähr zehen Uhr, als mein Bedienter mir die Nachricht brachte, daß ich nicht im Stande seyn würde, heute noch wegzufahren, indem verschiedenes an dem Wagen, er wüßte nicht wie, zerbrochen worden, welches so bald nicht gemacht werden könnte. Der Abbe' bot mir den seinigen an, den ich annahm, und gieng gleich darauf hinaus, um wie ich glaubte, die erfoderlichen Befehle deswegen zu geben. Um eilf Uhr brachte man mir

die Nachricht, daß alles bereit sey, und ich verließ die Gesellschaft. Aber so heiter als ich den ganzen Abend über gewesen war, eine solche plözliche Traurigkeit bemächtigte sich meiner, als ich die Stiege hinabgieng, und einem Missethäter, der jezt den Karren besteigt, um nach Greve geführt zu werden, kann nicht banger seyn, als mir damals war, als ich mich in den Wagen sezzen sollte. Ich überwand diese Anwandelung indessen, die ich den verschiedenen Speisen zuschrieb, die ich genossen hatte.

Wir waren noch keine halbe Stunde gefahren, als es mir einfiel, meinen Bedienten nach etwas zu fragen. Ich wollte den vordern Tambour aufmachen und ihm zurufen; aber ich war nicht im Stande ihn zu öfnen: ich versuchte es bey den beiden andern und den Thüren; aber auch diese waren fest verwahrt. Ich fieng darauf an aus allen Kräften ihm zuzurufen, und an den vordern Tambour zu schlagen; aber ich erhielte auf alles keine Antwort. Anfangs glaubte ich, daß er eingeschlafen sey, oder daß das Rasseln des Wagens ihn hindere zu hören, und ich schöpfte noch

noch keinen Verdacht. Denn da der Wagen nicht mir zugehörte, so konnte es an mir liegen, daß ich es nicht verstand ihn zu öfnen: es war überdem ein Reisewagen, bey welchen es nichts ungewöhnliches ist, die Tambours und Thüren mit Schlössern und Federn zu versehen, damit sie von Fremden nicht geöfnet werden können. Ich beruhigte mich also und schlummerte ein. Einige Zeit darauf erwachte ich wieder, da der Wagen stille hielte. Es kam mir vor, als wären wir schon viel zu lange gefahren. Ich fieng wieder an zu rufen und an den Tambour zu schlagen, ich bemerkte, daß mehrere Personen um den Wagen herum waren, und als ich auf alles Rufen keine Antwort erhielte, schöpfte ich Verdacht, und verdoppelte mein Rufen und Schlagen. Aber man stelle sich mein Entsezzen vor, als man mir mit drohender Stimme zurief, mich ruhig zu verhalten. Ich erwiederte dieses, und stieß mit der äussersten Heftigkeit den einen Tambour am Schlage in Stücken, daß zugleich die Thüre aufsprang, wobey ich aus allen Kräften nach meinem Bedienten rief, und nun sahe ich, daß ich verrathen war: denn in dem

Augenblick, daß die Thüre aufsprang, erblickte ich den Chevalier T. der mich zurückhielte, als ich eben aussteigen wollte, und mich bat, mich ruhig zu verhalten, indem ich viel zu schwach seyn würde etwas auszurichten. Ich wollte mich anfangs ihm entgegen sezzen, aber ich ward mit Gewalt zurückgetrieben, er und ein Bedienter sezten sich in den Wagen neben mir, und ein anderer mit den beiden Pferden, die sie geritten hatten, ritt neben dem Wagen her. Ich that tausend verwirrte Fragen an ihn, was dieser ganze Angrif zu bedeuten hätte, was man von mir wollte, und wohin man mich bringen wollte? Aber ich erhielte keine andre Antwort, als daß ich es bald sehen würde, und daß mir nichts widerfahren würde, wenn ich mich ruhig verhielte, und an kein Widersezzen oder Entkommen weiter gedächte. Ich machte ihm die bittersten Vorwürfe und hielte ihm meine ihm bezeigte Freundschaft und seinen Undank vor. Aber dies alles machte auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn. In dieser Lage, worin ich mich befand, und die alles Wiedersezzen unmöglich machte, war nichts für mich anders

zu thun, als mich gänzlich leidend zu verhalten, und es abzuwarten, was die Sache vor einen Ausgang nehmen würde.

Ohngefehr eine halbe Stunde darnach fuhr der Wagen auf einen Hof. Alles schlief noch: wenigstens herrschte eine allgemeine Stille. Bey Anklopfen an das Thor ward dasselbe geöfnet, und der Wagen fuhr in einen dunkeln gewölbten Gang, wo er stille hielt. Der Chevalier stieg zuerst heraus, und hieß mich ihm folgen, wobey die beiden Bedienten, von welchen der eine mit uns im Wagen gesessen, und der andre nebenher geritten war, uns auf dem Fusse folgten. Wir stiegen eine schmale Wendeltreppe hinauf, und kamen darauf zu einem Zimmer, das zwar ganz im alten Geschmack, aus den Zeiten König Franz des ersten, aber mit ziemlich vieler Pracht meublirt und mit allem nothwendigen versehen war. Der Chevalier sagte darauf zu mir: Ich hoffe mein Herr, Sie werden mit dieser Aufnahme zufrieden seyn. Sie sind unstreitig müde: wenn es Ihnen also gefällt, so können Sie sich niederlegen. Der Bediente wird Ihnen alles reichen, was Sie befehlen. Haben Sie

etwas vonnöthen? Da der Chevalier jezt sanfter zu seyn schien, als er bisher gewesen, so bat ich ihn, mir doch zu sagen, wo er mich hingebracht, und was man von mir wollte? Aber alles was ich von ihm zur Antwort erhielte, war dieses: Wo Sie sind, das werden Sie wohl zu seiner Zeit erfahren, und was aus Ihnen werden wird, das hängt von Ihrem eigenen Verhalten ab! und damit verließ er das Zimmer. Bald darauf brachten zwey andre Bedienten mein Gepäcke, und liessen mich darauf mit demjenigen allein, der mir zur Aufwartung gegeben war, und ungefähr ein Mensch von dreyssig Jahren seyn mogte. Ich versuchte es, mit ihm mich in eine Unterredung einzulassen, aber alles war vergebens. Er versprach mir mit einer Art von Unterwerfung und Höflichkeit, die mich gewissermassen an einem Menschen befremdete, der mir zum Wärter gegeben zu seyn schiene, allen Gehorsam, den ich verlangen konnte, nur bat er mich, ihn mit allen Fragen zu verschonen, indem er unmöglich den Befehlen entgegen handeln könnte, die er erhalten hätte. So brachte ich ungefähr vier Tage zu,

ohne daß ich wußte, wo ich war, und in wessen Händen ich mich befand, wobey ich keine andre Unterhaltung als mit mir selbst, und ein paar Büchern, die ich in meinem Reisekasten hatte. Dies waren die Confessionen des heiligen Augustins, und des Kempis Buch von der Nachfolge Christi. Es war mir auch unmöglich, dadurch, daß ich mich von der Lage meines Aufenthaltes unterrichtete, auf einiges Mittel zu meiner Befreyung zu sinnen: denn ausserdem daß die Fenster von innen mit eisernen Stangen verwahrt waren, hatte man sie auch von aussen mit Läden versehen, und noch mit alten Teppichen inwendig verhangen. Es fiel also nie ein Stral der Sonne in mein Zimmer, das allein von zween darin angezündeten Kerzen erleuchtet wurde.

Am Abend des vierten Tags, da ich im Begrif war, mich zu Bette zu legen, ward der Bediente, der bey mir war, heraus gerufen, der mir, wie er zurückkam, meldete, daß er eben den Befehl erhalten, mich in ein ander Zimmer zu bringen. Ich frug, zu wem, und wer ihm diesen Befehl gegeben, und wohin man mich bringen wollte? aber

ich erhielte keine andere Antwort, als daß er dies alles nicht wüßte, und nur Befehl hätte, mich hinunter zu bringen. Ich folgte ihm also. Wir giengen einige Stiegen hinab, und darauf durch einen schmalen Gang, der mich in ein grosses Zimmer brachte, aus welchem ich wieder in ein kleineres geführt wurde, worauf mich mein Führer verließ, und die Thüren hinter mir verschloß. Nach einer kleinen Weile tratt der Graf von R. mit dem Marquis von L. ins Zimmer, denen der Chevalier T. folgte. Dieser Anblick erklärte mir mit einmal das ganze Räthsel, und ich faßte schon gleich meinen Entschluß. Alle drey bewillkommten mich in den freundschaftlichsten Ausdrücken, die ich zwar kalt, aber mit Höflichkeit erwiederte, wobey ich mich zugleich darüber beklagte, daß man mich gewissermassen mir selbst gestohlen, und mir meine Freyheit genommen hätte. Der Graf nahm hierauf das Wort, und sagte: Ich gestehe es, mein Bruder, wir verdienen Ihre Vorwürfe; aber ich bin versichert, wenn Sie die Ursache wissen werden, die uns genöthigt, zu diesem Mittel, das wir selbst für unerlaubt halten,

uns=

unsre Zuflucht zu nehmen, Sie es uns verzeihen werden. Ich erwiederte darauf, daß keine Ursache vorhanden seyn könnte, die eine unrechtmässige Handlung rechtmässig machen könnte, ich bäte ihn indessen, mir sie zu sagen. Der Chevalier nahm darauf das Wort, und sagte, ich wüßte selbst, was für angenehme Aussichten ich ihm eröfnet hätte. Er hätte mir freylich das Versprechen gegeben, davon niemand etwas zu entdecken, allein diese beiden Freunde hätten ein älteres Recht auf ihn, und das mir gegebene Versprechen hätte unmöglich einen ältern zwischen ihnen dreyen gemachten Bund aufheben können, nach welchem sie sich anheischig gemacht, alles anzuwenden, um hinter das Geheimniß des Ordens zu kommen. Er hätte also seinen Freunden seine Hofnung entdeckt, und sie hätten darauf selbst gesucht, gelegentlich mein Zutrauen zu gewinnen. Aber dies wäre ihnen nicht nur fehlgeschlagen, sondern auch ihm selbst, und er hätte es nur mehr als zu deutlich bemerkt, daß ich einige Zeit darauf meine Absichten in Ansehung seiner gänzlich geändert hätte. Ich könnte es ihnen also nicht verdenken, daß sie

alles, was in ihren Kräften gewesen, angewendet hätten, um ihre Absichten zu erreichen. Ich konnte diese Reden des Chevaliers, von dem ich sahe, daß er die Rolle eines Heuchlers bey mir gespielt hatte, mit nichts anders als mit Verachtung und Stillschweigen beantworten. Wie sie aber weiter in mich drangen, welches noch immer mit Höflichkeit und Bitten geschahe, und ich es gar nicht leugnen konnte, daß ich dergleichen Absichten mit dem Chevalier gehabt, so erklärte ich ihnen endlich, daß ich hierin nicht von mir allein abhienge, aber wenn auch dieses nicht wäre, so würde mich doch nichts in der Welt bewegen, mich solchen Leuten zu entdecken, denen die allgemeinen Gesezze der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft nicht heilig gewesen wären, um sie zu Erreichung ihrer Endzwecke mit Füssen zu tretten. Sie machten noch einige Versuche, mich durch Güte und Ueberredungen zu gewinnen; als sie aber sahen, daß diese vergeblich waren, sagte der Graf trozzig, ich würde Ursache und Zeit genug haben, meine Unbiegsamkeit zu bereuen. Sie verliessen darauf das Zimmer und bald darauf kam derselbe Bediente,

te, der mich dahin gebracht hatte, und führte mich in mein Zimmer wieder zurück.

Ich brachte fast die ganze Nacht damit zu, daß ich über diese Geschichte nachdachte, die eine der verwegensten war, die man sich denken kann. Zuweilen bemühte ich mich, das ganze Gewebe, das auf die arglistigste Art von der Welt angeleget war, aufzulösen. Aber es war mir unmöglich. So viel sahe ich wohl, daß ich mit den allerentschlossensten Bösewichtern zu thun hatte. Was ich am meistesten befürchtete war dieses, daß ich wohl in meinem Leben meine Freyheit nicht wieder erlangen würde. Die eigene Sicherheit dieser Leute erforderte es gewissermassen: denn gelangte ich zu meiner Freyheit und zeigte diesen wirklichen Menschenraub bey der Obrigkeit an, so waren sie ohne Rettung verloren. Ich glaube aber, daß sie hieran selbst nicht gedacht, sondern sich mit der Hofnung geschmeichelt, auf diese Weise ihre Absichten gewiß zu erreichen, und daß alsdann die gute Art, mit der sie mich behandeln, und die Verbindung, die unter uns statt finden würde, mich an nichts

wer-

werde denken lassen, was ihnen nachtheilig seyn könnte.

Nach dieser Zeit kam der Graf verschiedene Male allein zu mir in mein Zimmer, und wandte alles an, was in seinen Kräften war, um mich dahin zu bewegen, ihm seine Wünsche zu erfüllen. Wie man selten ein Complot von Bösewichtern findet, die sich nicht einer dem andern aufopfern sollten, wenn es der besondere Vortheil eines jeden erfordert, so geschahe es auch hier. Denn als der Graf sahe, daß mein Haß und Widerwille vornehmlich gegen den Chevalier gerichtet war, den ich mit Recht als den Stifter meines ganzen Unglücks ansahe; so gab er diesen, wenigstens dem Anschein nach, auf: und endlich schränkte er seine Bemühungen nur auf sich selbst ein. Und wie auch dies nichts helfen wollte, suchte er mich nur zu bewegen, ihm diejenigen meiner Freunde zu entdecken, mit welchen ich in Verbindung stand. Aber ich blieb bey der Erklärung, die ich im ersten Anfange gegeben hatte.

Ich hatte ohngefähr sechs Wochen in diesem Zustande zugebracht, als mir an einem Abend mein

mein Hüter meldete, daß man ihm befohlen hätte, mich hinunter zu führen, wo sein Herr auf mich wartete. Ich merkte es an dem Ton dieses Menschen, und an seiner ganzen Art, wie er sich bey diesem Antrage gegen mich betrug, daß er etwas auf dem Herzen haben müßte, und frug ihn daher, was ihm wäre. Er ließ sich lange nöthigen; endlich aber sagte er mit Thränen in den Augen: Ach mein Herr, ich weiß nicht, was mit meinem gnädigen Herrn und Ihnen vorgeht; aber Sie werden höchst unglücklich werden, wenn Sie sich nicht nach seinem Willen fügen. Ich habe nur ein entfallenes Wort von ihm gehört, das mich schaudern macht. Denn er sagte kurz vorher, ehe ich in sein Zimmer tratt, zu jemand: Er soll sich fügen, oder verfaulen.

Vielleicht hätte ich klüger gehandelt, wenn ich diese Nachricht genuzt, und dazu gebraucht hätte, meinen Gegnern Hofnung zu geben. Sie würden alsdenn ihr Vorhaben noch einige Zeit verschoben haben, und da einmal meinem Wärter der Mund geöfnet war, und es schiene, als wenn er an meinem Schicksal Theil nähme, so wäre ich vielleicht so glücklich ge-

wesen, ihn ganz in mein Interesse zu ziehen. Aber ich schwieg, und befahl ihm, mich nur hinzubringen, wo ich hin sollte. Man führte mich also hinunter und brachte mich in ein dunkles Zimmer, welches, so viel ich in dem Augenblick wahrnehmen konnte, da das Licht, welches der Bediente in der Hand hatte, hineinleuchtete, ein kleines Gewölbe war, wo in der einen Ecke etwas Stroh auf der Erde lag. So bald ich hinein getretten war, ward die Thüre hinter mir zugeworfen. Wenige Augenblicke darauf kam der Graf an die Thüre und rief mir zu: Sie sehen mein Herr, ich halte mein Wort besser, als Sie das Ihrige dem Chevalier T. gehalten haben. Sie haben nun Zeit, sich zu bedenken. Da meine Güte nichts gefruchtet, so will ich Sie zwingen, oder Sie sollen hier verfaulen.

War es Schrecken und Eestaunen über dies grausame Verfahren, oder war ich schon über mein Schicksal hinaus: genug ich antwortete ihm nichts. Ich kroch an den Wänden dieses abscheulichen Kerkers her und warf mich auf das im Winkel liegende Stroh, wo ich die Nacht halb wachend, und halb in den fürchter-

terlichsten Träumen zubrachte. Ich hätte viel in meinem Leben erfahren, aber eine solche Stufe des Elendes hatte ich noch nicht erreicht. Selbst meine Gefangenschaft in Neapel war gelinder. Indessen fühlte ich doch in diesem schrecklichen Aufenthalte, wie ich zum erstenmal in meinem Kerker erwachte, eine Wollust, die mir in sechs Wochen versagt gewesen war. Ich sahe nemlich das Tageslicht durch eine kleine vergitterte Oefnung fallen, und es war mir, als wenn dadurch ein neues Leben in meine Seele gegossen würde. So bestättigt sich allenthalben die grosse Wahrheit, daß nichts auf der Welt ist, was das Licht übertreffen könnte. Mir fielen Johannis Worte bey: *In ipso Vita erat et Vita erat Lux.*

Ich hatte schon im Anfange gefürchtet, daß ich vielleicht nie in meinem Leben meine Freyheit wieder erhalten mögte: aber die Art, mit der ich nun behandelt wurde, ließ es mich noch weit mehr fürchten. Ich brachte ungefähr fünf Wochen in diesem Zustande zu, und in dieser Zeit schickte der Graf zweymal den Bedienten an mich, der mich vormals bedient hatte, und ließ mich fragen, ob ich nicht be-

gehrte, vor ihn gelassen zu werden, der denn zugleich den Auftrag hatte mich zu ermahnen, seinem Herrn zu willfahren. Aber mein Entschluß war einmal gefaßt und ich antwortete ihm auf alles auch nicht ein Wort. Nach dieser Zeit vergiengen ungefähr sechs Wochen, ohne daß ich von irgend jemand das geringste gesehen hätte. Denn die wenigen Speisen, die man mir reichte, wurden vermittelst einer Trappe, dergleichen man in den Kartheuserklöstern antrift, mir zugereicht. Ich fühlte, daß meine Gesundheit gewaltig litte, und ich würde gewiß in diesem Elende vergangen seyn, wenn ich noch länger in diesem Zustande geblieben wäre.

An einem Abend kam der Marquis de L. zu mir, nachdem er mich vorher hatte fragen lassen, ob es mir gelegen seyn würde, daß er mich besuchte. Er stellte sich zwar, als ob es ihn äusserst befremdete, mich in diesem Zustande zu sehen: ich merkte aber doch wohl, daß sein ganzer Besuch eine abgeredete Sache war. Sein erster Antrag gieng noch immer dahin, mich zu bewegen, seine und seiner beiden Freunden Wünsche zu erfüllen. Wie er

aber

aber sahe, daß ich gänzlich entschlossen war, alles über mich ergehen zu lassen, fieng er an, die Rolle eines Vermittlers zu spielen. Er stellte sich, als ob die ganze Begegnung, die man mir wiederfahren lassen, wieder seinen Willen geschehen wäre, wobey er zwar die Uebereilung des Grafen anklagte, aber mir zugleich zu verstehen gab, daß ich mir selbst, und meiner Wiederspenstigkeit vorzüglich alles zuzuschreiben hätte: und endlich bot er mir seine Fürsprache und Vermittelung an, wenn ich nur etwas nachgeben wollte. Da ich nicht wußte, daß ich mich auf dem Schlosse des Marquis selbst befand, sondern noch immer glaubte, daß ich ein Gefangener des Grafen sey, so nahm ich seine Vermittelung an. Er kam des folgenden Tages wieder zu mir: aber seine Vorschläge waren so beschaffen, daß ich sie ohne alles Bedenken verwarf, und ihm erklärte, daß ich fest entschlossen sey, zu bleiben wo ich wäre, und mein Schicksal zu ertragen, mit welchem ich, wie ich wohl fühlte, gewiß nicht lange mehr würde zu kämpfen haben. Ich glaubte aus allem abzunehmen, daß meine Entschlossenheit ihn in einige Verlegenheit

sezte: er verbarg es indessen so gut er konnte, und gab mir die Versicherung, daß er alles anwenden wollte, was in seinen Kräften stünde, um meine Freyheit zu bewirken. Er kam auch noch denselben Nachmittag wieder zu mir, und brachte mir mit einer scheinbaren frohen Theilnehmung die Nachricht, daß er so glücklich gewesen wäre, den Grafen zu bewegen, mich wieder in Freyheit zu sezzen, wenn ich mich freywillig und eidlich anheischig machen wollte, alles was mit mir vorgegangen zu verschweigen, und weder wieder ihn, noch wieder den Chevalier, noch den Marquis jemals eine gerichtliche Klage dieses Vorfalls wegen zu führen, oder mich an ihnen zu rächen. Nachdem ich mich hiezu willig gefunden hatte, und nun glaubte, daß meine Befreyung bald vor sich gehen würde, kam der Marquis noch mit einem Antrage, und dieser bestand darin, daß ich eine schriftliche Erklärung geben sollte, die ungefähr das enthielte, daß ich mich freywillig einige Wochen bey meinem Freunde, dem Marquis von L. auf seinem Schlosse aufgehalten, und daselbst von ihm und seinen beiden Freunden, dem Grafen von R. und dem

Che-

Chevalier T. aufs freundschaftlichste wäre behandelt worden. Zu jener eidlichen Versicherung entschloß ich mich ohne alles Bedenken, und ich hatte es schon der Vorsehung überlassen, mir Genugthuung zu verschaffen; aber einen Revers, der so sehr der Wahrheit entgegen war, konnte ich unmöglich von mir stellen. Ich suchte es daher dem Marquis deutlich zu machen, daß wenn ich im Stande wäre, mein Versprechen zu brechen, ein solcher Revers ihm und seinen Freunden mehr nachtheilig, als nüzlich seyn würde, indem ihn ein jeder für das halten würde, was er wirklich wäre, nemlich für eine Schrift, die ich wieder meine Ueberzeugung von mir zu stellen genöthigt worden.

Am folgenden Morgen kam der Marquis abermals zu mir, und meldete mir, daß der Graf die Sachen in Ueberlegung genommen, und er statt des gestern verlangten Revers von mir begehrte, daß ich an ihn, den Marquis, einen Brief schreiben sollte, der aber um vier Tage hinaus datirt seyn müßte. In demselben sollte ich ihm für die gute Aufnahme danken, die ich auf seinem Schlosse genossen, und

des Grafens und des Chevaliers aufs freundschaftlichste gedenken. Ich konnte die Absichten hievon gar leicht errathen, und mich nicht genug verwundern, zu was für elenden Mitteln doch Leute, die sich einer schlechten Handlung bewußt sind, insgemein ihre Zuflucht nehmen müssen. Da ich nicht Lust hatte, einen solchen Brief zu schreiben, der so ganz den Empfindungen meines Herzens entgegen war, so bat ich, daß man mir es genau vorschreiben mögte, so wollte ich hierin willfahren. Dies geschahe, und nachdem ich den Brief geschrieben hatte, kam der Graf mit dem Marquis, und liessen mich den Eid ablegen, den sie als eine Bedingung meiner Freyheit von mir gefordert hatten, und durch welchen ich mich verbindlich machen mußte, den ganzen Vorfall zu verschweigen, und mich auf keinerley Weise weder persönlich, noch durch irgend jemand meiner Freunde an ihnen und dem Chevalier zu rächen. Wie dieses geschehen war, ward ich wieder in dasselbe Zimmer gebracht, in welchem ich mich zuerst befunden hatte.

Aus der Eilfertigkeit, mit welcher man nun meine Sachen trieb, schloß ich, daß vielleicht etwas vorgefallen seyn mögte, das diese Herren wieder ihren Willen nöthigte, mich in Freyheit zu sezzen, und ich frug daher den Grafen, wenn es ihm gefiele, daß ich diesen Ort verlassen könnte? Er sahe den Marquis an, welcher darauf sagte, daß es schwerlich vor Uebermorgen geschehen könnte, weil ich zuvor noch einen Brief an den Chevalier de la Villette schreiben, und demselben melden müßte, daß es mir wohl gienge, und daß ich in wenig Tagen wieder zu Hause seyn würde. Hier gieng mir ein Licht auf und ich muthmassete, daß diese Herren sich vielleicht nimmermehr zu meiner Loslassung würden entschlossen haben, wenn nicht mein Freund solche Vorkehrungen getroffen hätte, die sie dazu nöthigten. Ich ward hievon noch mehr überzeugt, als ich wirklich den Brief laß, den man entworfen hatte, und mir zum Abschreiben vorlegte, um ihn an meinen Freund zu schicken. Dies war ein Gewebe der dreistesten Lügen: denn nach demselben sollte ich mit dem Marquis auf sein Landgut gefahren, aber da-

selbst verschiedene Wochen hindurch tödtlich krank gewesen seyn, und denn mußte ich meinem Freunde meine Verwunderung bezeigen, daß er den Chevalier T. meinetwegen zur Rechenschaft ziehen wollen, da derselbe mein Freund sey, der sich während meiner Krankheit sehr um mich verdient gemacht. — Ich muß noch die Frechheit bewundern, mit welcher man es mir zumuthen konnte, einen solchen Brief zu schreiben. Ich sahe hieraus vollkommen deutlich, wie die Sachen lagen; weil ich aber doch noch immer in den Händen dieser Leute war, und nicht zweifelte, daß mein Freund, dem meine ganze Art zu denken und zu schreiben vollkommen bekannt war, wohl von selbst urtheilen würde, was in dem Brief wahr wäre; so überwand ich meinen Wiederwillen, und schrieb den mir vorgelegten Brief ab. Am folgenden Nachmittage sagte mir der Marquis, daß wenn ich nun abreisen wollte, alles bereit sey, um mich nach Paris oder auf mein Landgut zu bringen, und ich könnte hierin wählen. Ich wählte das erstere. Wir nahmen so höflich von einander Abschied, als es uns beiden möglich war,

wobey es beide nicht vergassen, mich an das eidliche Versprechen noch zu erinnern, das ich ihnen gegeben hatte, und ungefähr auf der Hälfte des Weges war ich so glücklich, meinen Freund anzutreffen, der mir mit meinem Wagen entgegen kam, in der Absicht um mich selbst von dem Orte abzuholen, den ich ihm in meinem Briefe als meinen bisherigen Aufenthalt angegeben hatte. So bald ich ihn erkannte, ließ ich den Wagen halten und flog in seine Arme. Wir liessen so gleich mein Gepäcke auf meinen Wagen binden, in welchen ich mich sezte, und nun mit meinem Freunde gerade den Weg nach meinem Landgute nahm.

Es vergieng wohl eine halbe Stunde, ehe uns Freude und Wehmuth erlaubte, mit einander zu reden, und lange geschahe es nur noch in abgebrochenen und unzusammenhängenden Fragen und Antworten. Er war begierig, mein Schicksal zu wissen, und ich konnte ihm keine andere Auskunft geben, als daß ich mich durch einen schrecklichen Eid verbindlich machen müssen, alles was mir wiederfahren, zu verschweigen, was mir wiederfahren, würde er aber schon aus meinem Ansehen beurtheilen können.

Ich wünschte dagegen von ihm zu erfahren, ob er erst aus meinem Briefe von meinem Aufenthalte unterrichtet worden, und welchen Antheil er an meiner Befreyung hätte, und ich erfuhr folgendes. Am vierten Tage nach meiner Wegführung, da er von einer Zeit zur andern auf meine Zurückkunft gewartet, war endlich mein Bedienter nach Haus gekommen, und hatte die Nachricht mitgebracht, daß ich in dem Wagen des Abbe' C-ly, an dem Abend, da ich zu Hause eintreffen wollen, abgereiset wäre, weil mein Wagen, an welchem man die Axe durchsäget und zwey Räder zerbrochen gefunden, gänzlich ausser Stande gewesen wäre. Er hätte sich, wie ich in den Wagen gestiegen, vorne aufsezzen wollen, aber ein Herr zu Pferde, der wo er nicht irre der Chevalier T. gewesen, hätte ihm befohlen, nach meinem Logis zu gehen, um den Wagen wieder in Stand sezzen zu lassen, und wenn solches geschehen, damit nach dem Gute zu fahren. Da der Bediente in den Gedanken gestanden, daß dieser Befehl wirklich von mir käme, war er zurückgeblieben, und hatte alles zur baldigen Wiederherstellung der beschädigten Equipage angewandt,

wandt, mit der er den vierten Tag auch wirklich angekommen. Diese Nachricht, und da ich so lange ausblieb, hatte bey meinem Freunde den Verdacht erregt, daß hinter dieser Sache sonst etwas verborgen seyn mögte, und der Umstand, daß der Chevalier, dem wir schon ohnehin nicht das beste zutraueten, bey der Geschichte eine Rolle gespielt, vermehrte die Besorgnisse meines Freundes. Er reisete darauf selbst nach **Paris**, um zu sehen, ob er nicht einige nähere Nachrichten einziehen könnte. Aber alles war vergebens. Der Abbe' **E**-**ly**, bey welchem er sich erkundigte, wußte nichts anders anzugeben, als daß ich den Abend bey ihm gespeiset, daß er mir seinen Wagen geliehen, und denselben zwey Tage darauf ziemlich beschädigt zurück erhalten hätte. Mein Freund brachte verschiedene Wochen in **Paris** zu, besuchte alle Oerter, wo er den Chevalier anzutreffen glaubte; aber seine Bemühungen waren von keinen Folgen. Dies war ungefähr die Zeit, da sich der Chevalier auf dem Schloß des Marquis aufgehalten hatte. Nachdem er lange mit sich selbst und meinem Vetter zu Rathe gegangen, hat-

te er endlich den Entschluß gefaßt, die Sache dem Polizey-Lieutenant zu melden, und auf dessen Veranstalten sey wirklich der Chevalier vor ungefähr vierzehen Tagen eingezogen worden. Der Chevalier müßte, wie mein Freund muthmassete, Mittel gefunden haben, denen die mit im Complot wären Nachricht hievon zu geben, und dies hätte aller Wahrscheinlichkeit nach meine Freyheit bewirkt.

So lieb es mir war, durch die Bemühungen meines Freundes dem Elende entkommen zu seyn, so war es mir doch unangenehm, daß die Sache gewissermassen gerichtlich gemacht war. Ich hatte von der Bosheit des Chevaliers und seiner Freunde so viel Ueberzeugungen, daß ich alles von ihnen fürchten und erwarten konnte. Ausserdem daß ich mich eidlich anheischig gemacht, keinen von ihnen weder selbst, noch durch meine Freunde anzuklagen, oder mich an ihnen zu rächen, hatte ich viele andre Bedenklichkeiten, die mich wünschen liessen, daß man die Sache unterdrücken könnte. Ich bat daher meinen Freund, zu dem Polizey-Lieutenant zu gehen, und die Loslassung des Chevaliers zu bewirken. Aber er

richtete nichts aus. Ich fuhr darauf selbst nach Paris und bat den Herrn le N. den Chevalier wieder loszulassen; aber meine Bemühungen waren eben so vergeblich. Da ich nun gethan hatte, was ich konnte, schrieb ich an den Marquis de L. und meldete ihm, daß ich alles angewandt, was in meinem Vermögen gewesen, um die Loslassung des Chevaliers zu erhalten, und müßte ich nun der Sache ihren Lauf lassen. Er würde, wie ich hofte, diesen Vorfall nicht als eine Verlezzung meines gegebenen Versprechens ansehen. Auf diesen Brief erhielte ich keine Antwort. Aber den Abend vorher, als ich den andern Morgen nach Hause fahren wollte, ward ich nicht weit von dem Logis meines Vettern, den ich mit meinem Freunde besucht hatte, in der Strasse der Mathuriner in den Rücken durch und durch gestochen. Der Thäter, dem die Dunkelheit zu statten kam, entwischte mit einer solchen Geschwindigkeit, daß es meinem Freunde, der ihm noch die Strasse hindurch nachlief, unmöglich war, ihn zu erreichen. Ich ward in das Logis meines Vettern zurückgebracht: meine Wunde erklärte der Wundarzt weder

für tödtlich noch für gefährlich, und ich ward auch wirklich in wenigen Wochen vollkommen wieder hergestellt.

Was ich bisher erfahren hatte, machte in meiner Seele den Wunsch lebendig, mich einmal gänzlich der Welt zu entziehen, und meine übrige Lebenszeit allein Gotte, und dem Geschäfte meines Heils zu widmen. Mein ganzes Leben war, wo ich mich hinwandte, mit so vielen Wiederwärtigkeiten erfüllt, daß ich der Ruhe sehr bedurfte. Schon längst und zum öftern war dieser Wunsch in meiner Seele gewesen, aber es hatten sich immer Hindernisse gefunden, die seine Erfüllung unmöglich machten. Als ich aus Italien zurückkam, war ich schon dazu geneigt; aber theils hielte mich mein Freund **de la Villette** davon zurück, theils wollte ich auch, daß mein **Gaston** noch einige Jahre mehr erreicht haben sollte, und endlich dachte ich auch, daß ich auf einem kleinen Landgute eben so still, so ruhig, so von der Welt und allen ihren Sorgen und Unruhen entfernt leben könnte, als in dem stillsten Kloster. Ich hatte das Gegentheil erfahren, und der lezte Angrif, den man

auf

auf mich gemacht hatte, ließ mich besorgen, daß ich, so lange ich in meiner gegenwärtigen Verfassung bliebe, nie gegen alle Nachstellungen und Gefahren vollkommen würde gesichert seyn. Ich faßte also bey mir den festen Entschluß, mich in irgend eine von Paris entfernte Abtey des Königreichs zu begeben, um daselbst den Rest meiner Tage zuzubringen. Mein kleines Landgut in der Nachbarschaft von Paris wollte ich verkaufen, und für das daraus gelösete Geld in der Nachbarschaft meines künftigen Aufenthaltes ein anders kaufen, um meinen Sohn und meinen Freund in der Nähe bey mir zu haben. Diesen Plan, den ich mir gemacht, und den ich auszuführen mir fest vorgenommen hatte, entdeckte ich auch sogar meinem Freunde nicht eher, als bis ich alles so eingerichtet hatte, daß darin keine weitere Aenderung möglich war. Ich habe ihn glücklich zu Stande gebracht; oder vielmehr nicht ich, sondern Gott hat es gethan, der mir endlich die Ruhe gönnen wollen, nach der ich schon so lange mich gesehnt.

Ich bin vollkommen überzeugt, mein liebes Kind, daß der Weg, auf welchem Dich die Hand mei-

meines und Deines Freundes bisher geführt, Dich zu einem glücklichen Ziele bringen werde. Dein Verstand, Dein Herz und Deine Religion werden Dich vollkommen gegen alle Abwege sichern, auf welchen Du Dich sonst verlieren könntest. Ich habe Dich aber ausserdem noch mit meiner eigenen Geschichte bekannt machen wollen, damit Du aus derselben desto besser lernen mögtest, wofür Du Dich in Acht zu nehmen, und wie Du Dich im Ganzen zu verhalten hast. Denn es ist nun schon einmal so in der menschlichen Natur, daß Beyspiele oft mehr Eindruck auf uns machen, als die besten Vorschriften, und die stärksten Gründe und Ueberzeugungen. Alle Wünsche die ich auf der Welt habe, treffen in Dir zusammen. Du bist Mensch, bist Maurer, bist Christ. Mögtest Du das werden, das im vollkommensten Grade werden, was Du nach diesen dreyen Verhältnissen seyn sollst, und auch werden kannst. Dann ist der höchste Wunsch erreicht, den in diesem Leben haben kann, Dein Dich ewig liebender Vater

Sainct Nicaise.

Nr. 6.

Nr. 6.

Es ist mir sehr angenehm gewesen, mein würdiger Freund, daß meine Geschichte eine unterhaltende Lectüre für Sie gewesen ist. Aber es hat mich wirklich befremdet, daß Sie, wie es mir vorkommt, dieselbe mehr für einen Roman, den ich entworfen, um meinem Sohne die verschiedenen maurerischen Abwege deutlich zu machen, als für eine wirkliche Geschichte halten wollen. Nein, mein Lieber, alles ist wirklich wahr, und mir so wiederfahren, als ich es niedergeschrieben habe, und noch habe ich manche kleine Umstände ausgelassen, die nicht zu meinem Zwecke dienten. Ich habe daher auch alle die Vorfälle übergangen, die mit dem Orden in keiner Verbindung standen: diese lagen ausser meinem Gesichtskreise. Wenn ich diese alle hätte anführen, und also im eigentlichsten Verstande meine ganze Geschichte schreiben wollen, so hätte ich ein sehr voluminöses Buch zu Stande gebracht. Daß mein Leben gewissermassen ein maurerisches Leben genennt werden kann, schreibe ich noch immer meinem Aufenthalte in Deutsch-

land zu. Ich habe damals Leute gekannt, die den Orden eigentlich zu ihrem einzigen Geschäfte machten, ja vom Orden allein lebten. Das that ich nun zwar nicht, aber doch hatte diese Denkungsart den Einfluß auf mich, daß ich alles andre liegen ließ, und mich vornehmlich dem Orden widmete. Dies ist höchst unrecht, ist auch den Absichten und Grundsäzzen des Ordens gar nicht gemäß, und diesem schreibe ich vornehmlich einen guten Theil meiner Schicksale zu: denn wäre ich mit andern Dingen, nach meinem Stande und Beruf in der Welt, gehörig beschäftigt gewesen, so würde ich mich gewiß nicht in so manche maurerische Verwickelungen eingelassen, und vielleicht bey aller meiner Neugierde, oder wenn Sie wollen, bey allem meinem Eifer, nicht so sehr auf die Geheimnißjagd ausgegangen seyn, die mir auf mannigfaltige Weise nachtheilig geworden ist. Denn durch all mein Suchen habe ich nichts erhalten, und was ich suchte, ward mir ohne mein Zuthun von selbst zugeführt.

Sie sagen, der Orden zeige sich in meiner Geschichte in einem so gehässigen Lichte, daß

es

es ein Glück für ihn sey, daß sie nicht der Welt bekannt wäre. Hierin stimme ich Ihnen nicht bey. Sie verwechseln mir Orden und den Haufen von Freymäurern, den man in der Welt antrift, und auch in Ansehung dieser leztern gilt nicht, was Sie sagen. Ich will einmal aus dem Maurervolk diejenigen ausheben, die von der englischen Constitution, oder solche Maurer sind, wie wir sie noch in den Jahren von 1750 bis ungefähr 1778. in Frankreich hatten, und ich wüßte an diesen Leuten nichts zu tadeln. Es ist zwar wahr, ihre Einsichten gehen über dasjenige, was man die Geheimnisse der blossen Maurerey nennt, gar nicht hinaus. Sie wissen von allem dem, was bey ihnen vorgeht, keinen andern Grund anzugeben, als daß es so seyn muß, daß es so der Constitution gemäß sey, und wo sie damit nicht auslangen können, da nehmen sie ihre Zuflucht zu einer Erklärung aus der Moral. Aber dem ungeachtet, sind dieses vielleicht unter der zahllosen Menge von Maurern die besten. Der Geist des Interesses, des Hochmuths, der Partheyen und Verfolgungen, der bey den andern Hauptzug ausmacht, ist ih-

nen gänzlich unbekannt. Ein Fremder, der zu ihnen tritt, läuft nicht Gefahr, dadurch daß man ihm den Kopf mit allerley Grillen anfüllt, auf tausend Abwege geleitet zu werden, und wenn noch irgendwo brüderliche Liebe bey den gewöhnlichen Maurern gefunden wird, so ist es gewiß bey diesen. Sie vermuthen, daß im Orden mehreres enthalten sey, aber sie glauben, dies sey zu ferne und zu unerreichbar für sie, und haben darin wohl Recht. Sie halten daher den Orden für eine Sache, die ihnen zum Vergnügen und zur Erholung dienen, und sie übrigens unter einander aufs genaueste verbinden und sie verpflichten soll, sich einander alle mögliche Hülfe zu leisten. Ich weiß von dieser Gattung von Maurern herrliche Züge, die den Vorzug, den ich ihnen vor dem größten Theil der andern Maurer gebe, bestättigen. **Hasselsteins** Verhalten gegen mich, ist davon in meiner eigenen Geschichte ein überzeugender Beweis, und ich könnte mehrere dergleichen Beyspiele anführen, die mir bekannt sind. Sagen Sie nicht, daß ich auch unter den Maurern von der englischen Constitution einen Enkel des Sir **William**

liam **Lilly** gefunden, und daß vielleicht der Geisterbänner **Gabrieli** auch zu dieser Art von Maurern gehörte. Das ist wahr: aber was sind so ein paar Ausnahmen unter tausenden? Herr **Schirley** hatte bey nahe ein halb Jahrhundert gewartet, ehe er unter allen seinen Brüdern einen einzigen gefunden, der in seine Thorheiten, den Stein der Weisen zu finden, eingegangen wäre. Und **Gabrieli** mußte seine Sachen sehr geheim treiben, sonst würde er sich gewiß den Haß und die Verachtung aller Brüder zugezogen haben. Was daher den Orden in meiner Geschichte von einer nachtheiligen Seite schildert, trift nicht einmal unter den gewöhnlichen Maurern, alle Arten derselben ohne Ausnahme, und geht, wenn man es genau untersucht, theils nur diejenigen an, die den Ritterorden des Tempels in der Maurerey zu finden glaubten, und denselben wiederherzustellen suchten, theils diejenigen, welche nachdem sie die Chevalerie aufgegeben, auf Ebentheuer anderer Art ausgiengen, und bald diese, bald andre Geheimnisse im Orden erjagen wollten.

Für die Nachrichten, die Sie Ihrem lez-ten Briefe beygefüget hatten, danke ich Ihnen aufs verbindlichste. Ich behalte es mir vor, Ihnen darüber zu einer andern Zeit, Ihrem Verlangen gemäß, meine Gedanken zu sagen.

Jezt liegt also bey Ihnen die Illuminaten-Parthey und die Rosenkreuzerey im Kampfe, und es ist noch ungewiß, wer die Oberhand behalten werde? Ob ich die erstern kenne? Nein mein Freund. Sagen Sie mir doch, was das vor Leute sind. Für mich selbst ist dieses freylich sehr gleichgültig; aber meinem Freunde wollte ich doch gerne hievon einige Nachricht geben können. Von den Rosenkreuzern ist in diesen Gegenden nie etwas gehöret worden, ausser daß ich schon vor ungefähr zwanzig Jahren eine Stufe kannte, die man *l'Adept* oder *le Chevalier Rosecroix* nannte. Das gieng nun freylich auf die Goldmacherey hinaus. Aber wie diese Stufe ein späteres Product eines alchymischen Schwärmers war, so ist es auch gewiß das ganze erste Rosenkreuzerische System, das bey Ihnen aufgestanden und nichts weniger als ächte Maurerey. Ich habe den **Compas**, den Sie mir

mir zugeschickt, mit aller Aufmerksamkeit gelesen, und mich über nichts mehr gewundert, als wie es möglich ist, daß so in die Augen fallende Absurditäten noch Leser, und was noch mehr ist, Anhänger finden können. Gewiß, das macht Ihrer aufgeklärten Nation in einem solchen Jahrhunderte, wie das gegenwärtige ist, wenig Ehre. Ich habe ehemals sehr dergleichen Bücher studirt, und ich finde, daß der Verfasser dieses classischen Buchs nicht einmal eine Auswahl unter den Schriftstellern zu treffen gewußt. Denn Sudler, und Sophisten werden eben so gut von ihm als ächte hermetische Schriftsteller zu Gewährsmännern angezogen. Aber lesen Sie doch nur einmal die vorangesezte Geschichte mit einiger Critic, und ich denke, Sie werden wohl keine ausführliche Demonstration erwarten, daß der Verfasser ein unwissender Betrüger ist.

Der Mensch ist zu allem fähig, und es ist keine Thorheit so groß, worauf er nicht verfallen sollte: das habe ich an mir selbst erfahren. Aber doch sollte gesunde Philosophie so viel Gewalt haben, daß nicht Leute von Verstand und Geschmack, wie Sie mir schreiben,

zu dergleichen Thorheiten hinabsinken sollten. — Wenn auch der Weg für mich zu hoch, und zu beschwerlich ist, als daß ich hoffen könnte, dasjenige zu erlangen, was sich am Ende desselben befindet, so darf ich doch darum nicht in den Gesträuchen und Wildnissen herumkriechen, die an den Seiten sind, und wo ich Gefahr laufe, mich zu verwunden, oder wohl gar von Ottern und Schlangen, die im Gebüsche sich versteckt halten, gebissen zu werden. Das gebe ich Ihnen auf den Schluß Ihres Briefes zur Antwort. Behalten Sie mich lieb und seyn Sie von der unwandelbaren Freundschaft versichert, mit der ich bin ꝛc.

Nr. 7.

Für Ihren lezten Brief und die darin enthaltenen Nachrichten bin ich Ihnen unendlich verbunden. Sie sind mir ein neuer Beweis gewesen, daß es eben nicht viel Kunst und Geschicklichkeit bedarf, um die Menschen zu leiten, wenn sie nur einmal von einem gewissen Vorurtheile eingenommen sind. Sie fürchten, daß noch die ganze maurerische Welt bey Ihnen sich zur rosenkreuzerischen Parthey wenden werde?

de? Fürchten Sie das nicht. Alles hat seine gewisse Epoche. Vor ein paar Jahrhunderten, da sich die Aerzte in gewisse Partheyen theileten, besorgten die **Galenisten** auch, daß die **Paracelsisten** die herrschende Secte werden würden, das Gegentheil aber erfolgte gar bald, und die heutigen Nachfolger des **Bombastus** im Maurerorden, werden auch gewiß kein günstigers Schicksal haben. Der gesunde freye Menschenverstand mag noch so lange durch Schwärmerey unterdrückt, und diese Schwärmerey noch so sehr durch goldene Hofnungen unterstüzt werden, so schwingt er sich doch wieder empor, und behauptet seine alten Rechte wieder, und dies geschieht um desto leichter, da es eben nicht viel Mühe kostet es einzusehen, daß diese goldenen Träume nichts als Träume sind. Die Louis, die sich die vorgeblichen Goldmacher für die Aufnahme in ihren Zirkel zahlen lassen, müssen doch wohl jeden bald davon überzeugen, daß man noch nicht die Kunst Gold zu machen verstehen müsse, so lange man es noch durch Gebühren zusammentreiben muß. Was ich bedaure ist dieses, daß ehe den Menschen die Augen so

weit aufgehen, sehr viele in Labyrinthe geführet werden, aus welchen sie sich nicht eher herausfinden können, als bis sie sich gänzlich unglücklich gemacht. Nichts ist ansteckender, nichts hinreissender und verderblicher, als die Neigung zur Alchymie. Trunk und Spielsucht gehen mit ihr einen gleichen Schritt: je mehr man zugesezt, desto grösser wird die Begierde, immer in Hofnung, daß man das auf einmal wieder gewinnen werde, was man eingebüsset hat. Und denn mein Lieber, da diese Herren ihr Spiel so öffentlich treiben, daß sie in gedruckten Büchern die Goldmacherey für das Geheimniß der Freymaurer angeben, was muß das profane Publicum vom Orden denken? Kann man sich noch bey ihnen als Maurer zeigen, ohne in Gefahr zu seyn, als ein Goldmacher der Verlachung anderer ausgesezt zu werden?

Sie fragen: Ob nicht Ihre Rosenkreuzer mit unsern Herrn de V=z und M=rt=n zusammenhängen? Wie Sie wollen, mein Lieber: sonst aber auch nicht. Wenn ich alle Nachrichten, die mir so wohl von Ihnen, als von andern zugegangen sind, zusammenhalte, so

glau=

glaube ich sicher behaupten zu können, daß beide Partheyen gar nicht zusammenhängen, wenigstens so nicht, wie Sie vielleicht denken mögten. Ihre Rosenkreuzer haben sich die Erlaubniß genommen, die ganze Maurerey umzuschaffen, und ihrem Hauptgedanken gemäß in eine Adeptenschule zu verwandeln. Sie haben zu dem Ende auch gänzlich neue Stufen eingeführt, die zu ihrem System passen, und nicht nur den alten Maurern, sondern auch allen Partheyen unbekannt sind. So ist es nicht mit Herrn V=z und seinen Schülern. Es befindet sich freylich auch in diesem System Chymie und Alchymie: aber dies ist, wenn ich mich so ausdrücken soll, nur der Dialect worin es vorgetragen, und der Grund worauf es erbauet ist. Wenn Sie die beiden Bücher *Sur les Erreurs et les Verités* und *Tableau naturel* gelesen haben, so kennen Sie das Ganze, und da werden Sie wohl einen wichtigen Unterschied zwischen beiden Partheyen antreffen. Wenn ich gleich, ohne bey Ihnen in den Verdacht zu fallen, als ob ich für meine Landsleute eingenommen wäre, sagen darf, daß ich manchen wahren und schönen Gedanken in dem

Tab=

Tableau naturel angetroffen habe, so will es mir doch nie behagen, daß uns das Publicum für Leute dieser Art halten sollte: und ich bin völlig überzeugt, daß dieses neue System den jungen noch unerfahrnen Maurer, auf nicht weniger schädliche Abwege leiten kann, als Ihre Rosenkreuzerey. Sie sehen, ich rede hier blos von dem Nuzzen oder Schaden, den diese Partheyen, so wohl für die welche dazu gezogen werden, als für den Orden im Ganzen haben können, und noch lange nicht einmal davon, daß sie nichts weniger als der Wahrheit des Ordens gemäß sind.

Sie müssen es mir verzeihen, mein würdiger Freund, daß ich mich über den Hauptgegenstand Ihres Briefes, nicht so auslassen kann, als Sie es wünschen, und vielleicht auch nicht ohne Grund von mir erwarten können. Aber was läßt sich überhaupt von der Sache schreiben? Es ist genug, wenn ich Ihnen sage, daß nach meinen Einsichten, die nach meinen Ueberzeugungen vollkommen gegründet sind, kein einziges unter allen den herrschenden Systemen, die ich zu kennen, das Glück oder das Unglück gehabt habe, das

wah-

wahre ist. Und wenn Sie die äussere Lage und innere Beschaffenheit dieser Systeme mit einiger Genauigkeit zu untersuchen sich die Mühe nehmen wollen, so werden Sie finden, daß ich gewiß recht urtheile. Denn das bleibt immer, so viel ich einsehe, der Grund des Ordens, daß er nichts in sich faßt, was der Religion, dem Staat und den guten Sitten entgegen ist. Dies ist es auch, warum der Orden, dessen ganze Beschaffenheit ein Geheimniß ist, allein geduldet werden kann. Wenn man aber die verschiedenen maurerischen Systeme, die bey Ihren Landsleuten seit zwanzig Jahren zum Vorscheine gekommen sind, nach diesem Grundsazze prüft, so ist kein einziges unter allen, das diese Probe halten mögte.

Von dem neulich gehaltenen Convent, sagen Sie, daß man sich ein vieles, und wohl gar die Vereinigung aller bisher dissentirenden Partheyen verspreche. Ich würde eben so denken wie Sie, wenn mich nicht schon die Erfahrungen, die ich von allen maurerischen Concilien gehabt, und von welchen ich selbst einigen beygewohnt habe, das Gegentheil mit der größten Wahrscheinlichkeit glauben liessen.

Din=

Dinge, die einander geradezu entgegen sind, lassen sich nicht vereinigen. Die Leute gehen, so viel ich sie aus eigener Erfahrung, und aus glaubwürdigen Nachrichten genau unterrichteter Brüder kenne, von ganz unterschiedenen Puncten aus, und zielen zu eben so verschiedenen Zwecken. Wie ist es dabey zu vermuthen, daß eine Vereinigung möglich sey? Was man erlangt, oder was man ausrichten wird, wird dieses seyn, daß man ein altes System abolirt, und ein anders an die Stelle desselben sezt. Dadurch wird die Verwirrung nicht geringer, sondern nur grösser. Indessen, mein Lieber, muß auch das also seyn, und je mehr die Verwirrungen im Orden zunehmen und allgemeiner werden, um desto mehr erkenne ich darin die Hand der Vorsehung, die ihr Auge über den kleinen Zirkel von Menschen, die noch zum wahren Orden gehören, offen hält. Denn da doch einmal die Sachen des Ordens so sehr ins Oeffentliche gehen, so ists nur am besten, wenn dergleichen Partheyen mehr werden, weil dies das geschickteste Mittel ist, die Aufmerksamkeit der Menschen auf andre Gegenstände zu lenken.

Glau=

Glauben Sie doch nicht, mein lieber Freund, daß es Eigensinn ist, der aus meinen Schicksalen, die ich gehabt, entstanden, und von meiner gegenwärtigen Verfassung unterhalten wird, daß ich Ihren Erwartungen so wenig entspreche: die ganze Lage der Sachen ist nicht darnach. Wäre sie aber auch nicht so beschaffen, als sie wirklich ist, so würde ich doch in der That wenig mehr thun können, als von mir geschehen ist. Ich bin sogar nicht einmal im Stande, über den Brief, den Sie mir mitgetheilet haben, mein Urtheil zu sagen. Ich denke aber, daß Sie das beste Urtheil selbst darüber fällen werden, wenn Sie seinen Inhalt genau durchgehen. Daß die darin herrschende Denkart von allen Ihnen bekannten Systemen weit abgeht, das werden Sie ohne mein Erinnern schon einsehen. Ob sie die rechte und wahre sey? Das, mein Freund, ist nicht an mir zu entscheiden. Eben so wenig bin ich im Stande, Ihnen einen Rath in dieser Sache zu geben, und Ihnen zu sagen, die Bekanntschaft zu suchen, wozu Ihnen ein Ungefähr, wie Sie es nennen, den Weg gebahnt. Indessen glaube ich nicht, daß Sie irgend etwas da-

bey

bey wagen sollten. Ich bin von ganzem Herzen ꝛc.

Nr. 8.

Ich hätte gerne weit früher, als es jezt von mir geschieht, Ihre beiden lezten Briefe beantwortet: aber ich gehöre mir gewiß weit weniger zu, als Sie denken mögen. Ich hasse nichts mehr als die Leute, die bey aller Müssigkeit und Geschäftlosigkeit ein so geschäftiges Leben affectiren, als wenn sie nicht über eine Stunde Meister wären. Sie werden es mir also wohl zu glauben, wenn ich Ihnen sage, daß es mir ganz unmöglich gewesen, Ihnen früher zu antworten als jezt. Ich denke auch nicht, daß Sie etwas versäumen oder dabey verlieren sollten, die Anträge die man Ihnen gemacht, mögen nun von Ihnen angenommen oder verworfen seyn. Wer so viele Gänge gegangen ist, geht auch noch wohl einen, und denn sind Sie auch schon genug gewizzigt, daß Sie sich nicht eben so blindlings in alles hineinstürzen sollten. Einen desto ausführlichern Brief sollen Sie aber diesmal für Ihr

War-

Warten von mir erhalten, und ich hoffe, Ihnen so ziemlich ein Genüge zu leisten.

Es befremdet Sie, daß ich so gerade zu, so ohne alle Umstände die verschiedenen Systeme, die bey Ihnen entstanden und angenommen sind, für falsch erkläre. Könnte ich Ihnen dieses von einer solchen Seite beweisen, als von welcher ich von der Wahrheit meiner Behauptung überzeuget bin, so glaube ich, daß Sie mir den vollkommensten Beyfall geben würden. Da aber dies nicht geschehen kann, so muß ich zu andern Gründen meine Zuflucht nehmen, und ich hoffe, daß Sie denselben Ihren Beyfall wenigstens nicht ganz versagen werden.

Lassen Sie uns nur, mein Lieber, die Sache nach dem ersten Haupt- und Grundsaz der Maurerey untersuchen, daß nemlich der Orden nichts in sich faßt, was der Religion, was dem Staat und den guten Sitten entgegen ist. Das ist nach meinem geringen Erkenntniß von der Sache immer der Probierstein, worauf alles geprüft werden muß. Das ist die Versicherung, die man jedem giebt, der zum Orden tritt, und bey dieser Versicherung

rung beruhigt sich auch der Fremde, und urtheilt wenigstens nicht schlecht von diesem Orden, den er übrigens gar nicht kennt. Diesem Haupt-Principe ist das Hund'sche System geradezu entgegen. Der abgeschafte katholische Ritterorden des Tempels, ist so wohl wieder die Religion der Katholiken, als der Protestanten. Es ist wieder die Religion, wenn ich mich unter den von ihr geheiligten Versicherungen zu Dingen verbinde, die ich gar nicht zu leisten im Stande bin, und die mich, wenn ich mich auch dazu verstehen wollte, gewiß in den Augen der ganzen Welt lächerlich machen würden. Aller Beschönigung ungeachtet bleibt er auch wieder den Staat: wie die Regierung dabey unmöglich gleichgültig bleiben könnte, wenn eine Gesellschaft sich unterfangen wollte, den aufgehobenen Jesuiter-Orden fortzupflanzen; eben so wenig können die Regenten es mit gleichgültigen Augen ansehen, wenn dergleichen in Ansehung des Ritterordens des Tempels vorgenommen wird. Und moralisch gut kann ich auch gewiß keine Societät nennen, die darauf ausgeht, ihre Glieder ums Geld zu prellen. Ich habe ehemals

mals Brüder gekannt, die ansehnliche Summen mit dieser Thorheit verschwendten, und wirklich ihnen selbst und ihren Familien dadurch geschadet haben. Man muß das System nur etwas kennen, um es unbegreiflich zu finden, wie eine Art von Maurerey, wie die Hund'sche von der stricten Observanz ist, sich noch einigen Beyfall von Brüdern, die nur etwas um sich denken, habe verschaffen können. Ich habe, nachdem ich diese Parthey verlassen, oft darüber nachgedacht, wie doch wohl verschiedene Brüder, die ich gekannt und in Staatsbedienungen standen, ihre dem Staat und ihrem Landesherrn geleisteten Pflichten, mit dem verkappten Ritterorden, zu welchem sie gehörten, und in welchem sie von Städten und Districten ihrer Landesherrn Tituln führten, als Sub-Prior von Droisig, Präfect von Gommern, Templin u. s. w. vereinigen konnten? Und ich habe nichts anders als den unsittlichsten Leichtsinn gefunden, der mit den Pflichten, die man dem Staat, oder dem Orden geleistet, ein Gespötte trieb. Betrachten Sie nur den Despotismus, den Verfolgungsgeist, der in dieser Parthey geherrscht, die

offenbare und heimliche Gewalt, damit sie diejenigen unterdrückt, die ihr im Wege standen, und es ist unmöglich, daß man dieser schädlichen Societät den Nahmen der wahren Maurerey geben könne. Man hat sich fast in ganz Europa über den Orden der Jesuiten beklagt, und sie für gefährliche Leute angesehen, und ich glaube wohl nicht mit Unrecht. Aber diese unsichtbaren Ritter sind in der That weit gefährlicher. Jene kannte man an ihrer Kleidung: man konnte sich gegen sie sichern, und wo man sie nicht haben wollte, da mußten sie zurück bleiben; aber diese, die sich in alle Stände ausgebreitet haben, kennt niemand, wenn sie nicht schon als Maurer von dieser Parthey und als innere Ordensbrüder bekannt sind.

Sie sagen, daß man auf dem neulich zu Wilhelmsbad gehaltenen Convent, dieses System auf eine solenne Weise abgeschaft, und dagegen den wohlthätigen Ritter, oder den Ritter von der heiligen Stadt, wie ihn die französischen Brüder, die der Versammlung beygewohnt, genennt haben wollen, eingeführt. Glauben Sie mir aber, mein lieber

Freund,

Freund, diese Veränderung ist nicht zum besten geschehen. Denn ausserdem daß noch genugsam viele übrig bleiben werden, die nicht Lust haben, sich von den alten Thorheiten loszumachen, wie Sie mir denn auch selbst schreiben, daß noch an vielen Orten die alte Ritter-Comödie fortgespielt wird, so macht die Veränderung des Nahmens nicht eine wesentliche Veränderung. Nennen sie ihn Ritter von Jerusalem oder von Babylon, von der traurigen Gestalt, oder wie Sie sonst wollen, das ändert in der Sache nichts, und ungeachtet aller Veränderungen, die man nebenher in dieses System eingeführet hat, ist dasselbe nichts weniger als wahre Maurerey.

Nicht besser kann und muß man auch nach Ihrer eigenen Schilderung von der Adeptenzunft denken, die sich nun unter dem Nahmen der Rosen-Kreuzer bey Ihnen so weit verbreitet. Ich sehe diese Sache vielleicht von einer zu ernsthaften Seite an, wenn andre dabey sich des Lachens nicht enthalten können. Aber lassen Sie mich immerhin etwas zu ernsthaft darüber urtheilen, ob ich gleich glaube, daß ich von einer Societät, die solche Verbin-

dungen mir auflegt, als die Maurerey, nicht ernsthaft genug urtheilen kann. Auch hier finde ich, daß die beiden wichtigen Pflichten, nemlich Pflichten gegen die Religion, und den Staat ziemlich ins Gedränge kommen. Wenn man auch nicht sagen kann, daß die Goldmacherey geradezu der Religion entgegen ist, so führt sie doch zu allerley Schwärmereyen, und Sie werden sehr wenige Adepten gefunden haben, die nicht Tadler der herrschenden Religion gewesen, nach ihren Einfällen die Schrift verdreht, und auf mannigfaltige Irrwege gerathen wären. Der schädliche Einfluß aber, den der Hang zum Goldmachen auf das Wohl einzelner Familien und des Staats hat, ist so auffallend sichtbar, daß ich ihn nicht erst in ein helleres Licht sezzen darf. Von der Abscheulichkeit derer, die Magie und andere Teufeleyen im Orden gesucht, und noch zum Theil bey Ihnen darunter suchen, will ich nicht einmal reden. Ich bitte Sie nur alle die Systeme, die seit dem Jahre 1763. im Orden unter den Deutschen entstanden sind, nach dem alten und allgemein angenommenen Grundsazze desselben zu prüfen, und kein einziges, weder das Templarische, noch das Gu-

gomosische, noch das Schrepferische, noch das Rosenkreuzerische, noch das Wilhelmsbadische oder der wohlthätige Ritter, noch dasjenige der Illuminaten wird die Probe halten. Darum aber, mein Lieber, bin ich eben so weit davon entfernt zu sagen, daß diejenigen, die diese Probe halten, in dem Sinne wahr sind, in welchem ich Authentie des Ordens nehme. Indessen sind dies gute Menschen, und ich sage noch mehr, gute **Maurer**, wenn sie gleich keine vollkommene Maurer sind, und nach der ganzen gegenwärtigen Lage der Sachen auch unmöglich seyn können.

Sehen Sie nur einmal die beiden Maurergattungen an, die neben den vorhingenannten wirklich schädlichen Partheyen noch hin und wieder in Deutschland ihre Logen haben, die so genannten Zinnendorfischen Maurer, und diejenigen von der englischen Constitution, unsere noch nicht durch neue Schwärmereyen angesteckten Logen, die nach der alten Art ihre Versammlungen halten, und von keiner einzigen von diesen kann gesagt werden, daß sie der Religion, dem Staat und den guten Sitten nur im mindesten entgegen wären. Sind

sie nicht vollkommene Maurer, das heißt, führen sie zu nichts weiter, als was wir eigentlich Maurerey zu nennen pflegen, nun das ist nicht ihre Schuld. Sie werden doch gewiß keine irre führen, und ich bin gewiß, daß keiner, der zu ihnen getretten ist, jemals diesen Schritt zu bereuen Ursache haben werde. Diese Menschen sind mir in einer gewissen Hinsicht vorzüglich ehrwürdig, da sie sich durch alle Gaukeleyen, die man rings um sie her gemacht, durch alle Prahlereyen, Aussichten und Versprechungen, durch die grossen Protectionen, die jene Partheyen sich zu erwerben gewußt, und wodurch man sie sonst zum Abfall zu bewegen gesucht, ja selbst zuweilen durch wirklichen Druck und Verfolgungen, nicht haben irre machen lassen, sondern ihrer ersten Stiftung treu geblieben sind.

Dies führet mich auf die Beantwortung des Punctes, dessen Sie in Ihren beiden lezten Briefen gedacht, und worüber Sie meine Gedanken zu wissen begehrten. So weit ich die Maurerey kenne, ist sie nicht gestiftet, um eine so ausgebreitete Gesellschaft auszumachen, als sie gegenwärtig ausmacht. Diese Ausbrei-

tung

tung ist das Werk eines Zufalls. Schon ihre erste Ausbreitung in England war den Absichten ihrer ersten Stifter entgegen, und darin ist der vornehmste Grund der Unwissenheit und Unregelmässigkeit zu suchen, die den englischen Logen eigen ist. Engländer brachten sie nach Frankreich: wo sie anfangs noch ziemlich unbekannt blieb, aber mit der Zeit aus Modesucht so schnelle Fortschritte machte, daß jeder, der nur etwas in der Welt vorstellen wollte, glaubte, daß ihm ein vieles fehle, wenn er nicht Maurer wäre. Franzosen und Engländer brachten sie, so wie in andre Gegenden, also auch nach Deutschland, wo sie vornehmlich nach dem Kriege sich stark ausbreitete. Die Anzahl der Maurer nahm durch das System der stricten Observanz noch mehr zu, in welcher man durch eine grosse Menge von Mitgliedern die öconomischen Absichten zu erreichen suchte, und diese schon sehr grosse Menge ward noch durch die neuen Partheyen, die von Zeit zu Zeit entstunden, und von welchen eine jede durch Anlegung neuer Logen und Aufnahmen sich zu verstärken suchte, vergrössert. Bey dieser wirklich zufälligen Ausbreitung, die schon lan-

lange vor den Zeiten der stricten Observanz die ersten und gehörigen Grenzen überschritt, war es natürlich, daß dasjenige, was eigentlich das Wesen und die Hauptsache des Ordens war, nicht mehr statt finden konnte. Denn dies war nicht für einen grossen, sondern nur für einen kleinen sehr eingeschränkten Zirkel. Wenn indessen dieser ausgebreitetere Zirkel nicht das erlangen und besizzen konnte, was nicht für ihn gehörte, so behielte er dennoch etwas, das sehr schäzbar war, und die Maurerey allen ihren Gliedern sehr liebenswürdig machte, und dies war das Band der brüderlichen Liebe, das alle Maurer auf der ganzen Erde aufs innigste mit einander vereinigte. Dies ward nun das Wesen und die Hauptsache dieser grössern Societät. Und dabey dünkt mich hätte man unter dem zahlreichen Maurervolke es sollen bewenden lassen. Kann diese grosse Societät wegen der Menge von Brüdern, womit sie überschwemmt ist, das nicht erreichen, was nicht für sie gehört: denn ein Geheimniß von Wichtigkeit, das nur tausend Menschen, geschweige denn einige Hunderttausende wissen, ist ein Unding; sie erreicht schon

genung, wenn sie die Menschen zu ihrer ersten und brüderlichen Gleichheit zurückzubringen, ihre Mitglieder zu tugendhaften guten Menschen zu bilden, und das göttliche Feuer der Bruderliebe in ihren Herzen anzufachen weiß, und kein vollkommener Maurer, der die tiefsten Geheimnisse des Ordens durchschaut, wird es sich in den Sinn kommen lassen, solche Maurer nicht für gute und ächte Maurer gelten zu lassen. Darum daß mein Bruder das alles nicht besizt, was ich besizze, werde ich ihn nicht verkennen: denn das lag nicht an ihm, das ist etwas, das die Erstgeburt und andre Umstände mir zuwandten; es ist genug, daß er mein Bruder, und sein Verhalten dieses Nahmens würdig ist. Wenn er aber, um eben das zu besizzen, alles das vergißt, und aus den Augen sezt, was er als mein Bruder zu thun schuldig ist, wenn er sich von der übrigen Familie trennt, sie verfolgt, betrügt, beraubt; o! da verkenne ich ihn. Sehen Sie, das ist aufs genaueste der Fall mit allen Systemen, die sich im Orden zu unsern Zeiten hervorgethan haben. Diese Systeme mögen durch allerley Umstände und Veranlassungen noch so

weit

weit von einander abgehen; in dem Wesentlichen der Maurerey stimmen sie alle zusammen. Was mir ein Maurer vom Zinnendorfischen System und von der stricten Observanz auf den ersten Stufen des Erkenntnisses sagen kann, und woran ich ihn als Maurer erkenne, ist im Wesentlichen nicht verschieden von demjenigen, was in der Maurerey von der englischen und französischen Constitution u. s. w. vorkommt. Sie alle sind Brüder und stammen von einem gemeinschaftlichen Ursprunge her. Der ungeheuren, der ersten Stiftung und dem Zweck des Ordens nicht gemässen Menge ist es aber zuzuschreiben, daß das Innere des Ordens, das eigentliche Geheimniß desselben, um dessentwillen der ganze Orden gestiftet worden, in dieser grossen Maurer-Societät nicht gefunden wird. Sie sehen hier, mein lieber Freund, wie ich von der ganzen Sache denke, und das wird hinreichend seyn.

Sie fragen mich in Ihrem lezten Briefe, ob Sie den Bruder von **Lüzow** an mich empfehlen dürften? Ich bin Ihnen für diese Vorsicht verbunden, und um aufrichtig zu seyn, muß ich gestehen, daß ich mit dieser Empfeh-

lung

lung nicht zufrieden gewesen seyn würde. Nach meiner ganzen Verfassung kann ich eine solche Empfehlung nicht annehmen. Sie würde aber auch für Ihren Freund von gar keinem Nuzzen seyn: denn ein so verdienstvoller, rechtschaffener Mann auch ihr Freund immer seyn mag, so können meine Freunde und ich ihm in nichts helfen. Es ist schon durch alle die Vorgänge in unserm Orden seit einigen Jahren so weit gekommen, daß man weit mehr Ursache hat, gegen Maurer als gegen gänzlich Profane auf seiner Hut zu seyn. Denn jene stehen schon einmal in gewissen Verbindungen: wer weiß, wie die beschaffen sind? — Sie werden sich immer genug um Ihren Freund verdient machen, wenn Sie ihm die Abwege zeigen, auf welche man zu gerathen im Stande ist, und das ist schon genug.

Die kabbalistischen Karten des Ch — habe ich gesehen. Sie sind so, wie man es von einem Manne erwarten kann, der aus Liebe zur Kabbala, oder vielmehr in der Hofnung, ich weiß nicht was vor grosse Dinge darin anzutreffen, ein Jude werden konnte. In eine Geschichte der Philosophie gehören dergleichen

Auf=

Auftritte wohl; aber von der Maurerey sollte alles dieses weit entfernt bleiben, und es würde mich sehr betrüben, wenn unser Orden von unsern Zeitgenossen, oder der Nachwelt als ein solcher sollte angesehen werden, der etwas dazu beygetragen hatte, in unserm aufgeklärten Jahrhunderte die Menschen auf längst ausgeklatschte Schwärmereyen zu führen.

Ich hoffe, daß Sie mit diesem Briefe, der nun einmal lang genug ist, zufrieden seyn werden. Ist er wirklich, wie ich glaube, zu lang gerathen, so sehen Sie es als eine Strafe der Ungedult und Unzufriedenheit an, die in Ihrem lezten Briefe herrschte. Das Ihnen lezthin übergeschickte Packet, werden Sie die Güte haben unter meiner Addresse an meinen Bruder zu schicken. Ich bin ꝛc.

Nr. 9.

Sie sehen also, daß ich so ziemlich weissagen kann, ohne eben ein Prophet zu seyn. Ich muß Ihnen aber doch gestehen, mein lieber Freund, daß meine Weissagung etwas früher eingetroffen ist, als ich selbst erwartete. Denn so schnell dachte ich nicht, daß sich der neu

neu entstandenen Parthey eine andre entgegen sezzen würde. Ich glaubte freylich wohl, daß es damit auch nicht allzulange dauren würde; aber ich rechnete doch darauf, daß sich die Herren Deutschen ihrer Gewohnheit nach erst eine gute Zeit würden in der Irre herum führen lassen, ehe sie sich die Binde von den Augen rissen, bis ihnen ein andrer wieder eine andre vorbände.

Die Schrift der Herrn Lothringer wieder das Wilhelmsbader Convent habe ich gelesen. Wenn wirklich die ganze Anlage zu diesem Convent so gemacht ist, als sie da geschildert wird, denn ist es wohl nicht zu verwundern, daß sich dem auf demselben errichteten System sobald ein anderes entgegen gesezt. Daß diese Vorfälle dem H. F. nicht gefallen, und ihn, wie Sie mir schreiben, zeitig genug bewegen werden, sich vom Orden zu entfernen, glaube ich wohl. Aber es ist auch weit leichter, eine Armee zu commandiren, als nur einige Logen in Ordnung zu halten. Dies hat schon um deswillen viele Schwierigkeiten, weil alle äussere Gewalt und Zwangsmittel im Orden wegfallen; ist aber bey der verschiedenen Denk-

art,

art, die unter den Maurern eingerissen, und den entgegengesezten Zwecken, denen man zueilt, noch weit grössern Schwierigkeiten unterworfen. Und welch eine undankbare Mühe! Ich bin freylich gar nicht der Meynung, daß Prinzen und grosse Herren durch ihren Stand, und was davon abhängt, unfähig zum Orden und seinen Geheimnissen seyn sollten. Der Orden ist für alle Menschen, und mir sind verschiedene grosse Herren bekannt, die so glücklich gewesen sind, bis in das Innerste des Ordens einzudringen, und zur gänzlichen Vollendung in den Geheimnissen zu gelangen. Aber so sehr ich wohl ehemals dafür gewesen wäre, dem Orden in der Person eines grossen Herrn ein Oberhaupt zu verschaffen, damals nemlich, als ich noch zur Ritterschaft des Tempels gehörte; — denn in diesen Plan schlug es sehr gut ein — so wenig will es mir doch jezt gefallen, da ich zu andern Einsichten gelanget bin. Die kleine Anzahl vollendeter Maurer bedarf der Protection eines Grossen nicht. Wenn ein grosser Herr je zu ihnen gelangt, so hört er gewissermassen auf zu seyn, wer er ist, und ist nichts mehr und nichts weniger, als alle an=

andre sind. Sich aber vor die Spizze eines gewöhnlichen Maurerhaufens stellen, finde ich unter der Würde der Grossen. Es muß mit einer Gesellschaft in ihrem Innern schlecht bestellt seyn, wenn sie dazu greifen muß, sich durch Protectionen, den Stand, und die Geburt ihrer Glieder und Anführer, ein Ansehen zu erwerben. Sehen Sie, das sind meine Gedanken über diese Sache.

Wenn das eklektische System blos zur Wiedervereinigung der Gemüther abzweckt, so verdient es allen Beyfall. Manches kann freylich immer dagegen eingewandt werden, so wie gegen eklektische Philosophie. Will man nemlich vermittelst dieser Maurerey eine solche Vereinigung unter den Maurern von den verschiedenen Systemen stiften, daß man glaubt, alle treffen doch am Ende in einem zusammen, und gehen nur in der Art sich auszudrücken, und in gewissen Gewohnheiten von einander ab; so glaube ich, daß man sich irrt, und keine Parthey wird mit der eklektischen Maurerey zufrieden seyn. Es sind nicht Nebendinge, nicht Ausdrücke, nicht blosse Gebräuche, worinnen diese Partheyen von einander abgehen,

sondern Wesen und Zweck. Wie ists möglich dazwischen eine Vereinigung zu treffen? Will man aus allen Partheyen das beste aussondern? Das scheint mir der Nahme eklektische, ausgesonderte, auswählende Maurerey anzuzeigen. Hier mögten diese guten Brüder bey all ihren guten Absichten sich doch wohl zu viel anmaassen. Ein solcher Maurer kann nur derjenige seyn, der die Wahrheit des Ordens in seinen höchsten Geheimnissen genau kennt, und auch die nebenher nach der Zeit entstandenen Systeme hinlänglich übersieht, um auch die kleinen Lichtfunken aufsammlen zu können, die hin und wieder in denselben mögten angetroffen werden. Daß aber die Urheber dieser eklektischen Parthey so beschaffen sind, bezweifle ich sehr. Wer den Orden so kennt, der wird gewiß wohl für sich in der Stille bleiben, und die undankbare Mühe, das Groß der Maurer zu reformiren, andern überlassen. Was würde auch dabey gewonnen werden? Nichts mein Lieber; wenigstens nichts mehr, als durch das Convent zu Wilhelmsbad. Das heißt, es wird ein neues System erbauet werden, das zwar allen andern Systemen mehr

ver=

verwandt ist, als die bisherigen unter einander waren, weil in der eklektischen Maurerey sich etwas von jedem System findet; aber auch eben dadurch die Fehler, Unwahrheiten und Misbräuche aller andern Systeme haben wird, und darum werden doch die andern Partheyen nicht aufhören. Wenn ich mir die vortheilhafteste Idee von diesen maurerischen Eklektikern mache, so wollen sie sich blos auf das Eigentliche der Maurerey einschränken, auf das, was allen Maurern, sie gehören zu welcher Parthey sie wollen, gemein und eigen ist. Dazu soll ihnen jeder willkommen seyn, er mag sich übrigens vom weitern Orden für Begriffe machen wie er will. Das weitere geben sie entweder auf, oder überlassen es einem jeden, darin seiner eigenen Phantasie nachzugehen. Ich gestehe es, mein Lieber, dies Volk gefällt mir, wenns so beschaffen ist. Es verräth wenigstens ein gutes Herz. Es will sich nichts anmassen, bleibt bey der Maurerschürze und Kelle, und stellt es jedem frey, entweder das Ritterschwerdt, oder den Zauberstab, oder den Blasebalg, oder was er sonst will, in die Hand zu nehmen. Aber doch muß ich Ihnen sagen,

daß man dazu der ganzen eklektischen Maurerey nicht bedurft hätte. Dies würde ohne sie erreicht worden seyn, sobald man nur den übrigen Plunder weggeworfen, und an die blosse, ungekünstelte Maurerey sich gehalten hätte. Doch vielleicht ist dies für Deutschland nöthig, wo fast alle alte Logen von ihrer ersten Constitution abgegangen sind. Bey uns, in Frankreich ist dergleichen nicht: und wenn sich auch **Villermoz**, **Martin** und ihre Freunde noch so viele Mühe gäben, ihr System auszubreiten, auch wirklich ein grosser Theil Logen zu ihnen trätte, so wird ihr Anhang doch nie zahlreich werden, und unendlich von denen übertroffen werden, die der alten Constitution getreu bleiben. Die Vereinigung aller Maurer in Frankreich zu einem System, ist eine gänzliche Unmöglichkeit. Das könnte in **Paris** schon nicht ohne eine allgemeine Versammlung bewirkt werden, und derselben steht die Polizey im Wege: vom Clergé rede ich nicht einmal.

Sie wünschen, daß ich Ihnen meine Gedanken eröfnen möge, wie dem Unglück, den Trennungen, und allem Uebel, das daraus

dem Orden erwachsen ist, und noch immer drohet, begegnet werden könnte. Ich versichere Sie, mein Lieber, so fern ich jezt von allem bin, so sehr rühren mich dennoch alle die Vorfälle. Allein das Uebel ist ohne Hülfe. Oder es ist kein anderes Mittel dagegen, als in der Zeit. Endlich wird man der Thorheiten müde werden, und sich mit dem begnügen, womit sich das Gros von Maurern längst hätte begnügen sollen. Denn daß je etwas von dem, was innere Wahrheit und Geheimnisse im Orden sind, der Menge Menschen, mit welcher man den Orden überschwemmt, zu Theil werden sollte, ist eine vergebliche Hofnung. Ich denke auch, daß wenn nur einmal der unseelige Geist des Fanatisme die Maurer verlassen hat, sie auch vollkommen zufrieden seyn werden. Denken Sie sich nur in die Zeiten zurück, da alle die Systeme noch nicht den Orden verwüstet hatten, da man noch nichts von verschiedenen Observanzen gehört, und was fehlte uns zu unserm Glück? Innwendig war Freude, Gleichheit, Bruderliebe, und äusserlich Achtung der Welt. So viel ich sehe, ist man schon auf dem Wege, die

Sachen ins alte Geleise zurück zu bringen, und Ihre Eklektiker werden dazu gewiß viel beytragen, wenn sie nur zwey Stücke beobachten: 1o. Daß sie sich fest und allein an die Maurerey halten, alles weitere zwar nicht bestreiten, aber doch nicht bey sich erlauben. 2o. Daß sie sich nie einen Protector, oder ein allgemeines Oberhaupt erwählen.

Ich gäbe Ihnen gerne über Ihre andre Fragen eine Auskunft; aber ich habe morgen eine kleine Reise vor, zu der ich noch manches in Ordnung bringen muß. Ich muß es daher bis zu einer andern Zeit hinaussezzen, und schliesse mit der Versicherung, daß ich unverändert bin 2c.

Nr. 10.

Ich darf Sie nicht, mein lieber Freund, davon überzeugen, wie sehr Ihnen mein ganzes Herz ergeben ist. Sie dürfen nur das Ihrige untersuchen, nur an die vielen Verbindlichkeiten denken, die ich Ihnen schuldig bin, und gewiß, Sie werden es nicht für einen Mangel an Freundschaft, noch für eine Veränderung meines Herzens ansehen können, daß ich Ih=

Ihren Wünschen nicht so, wie Sie es von mir erwarten, ein Genüge leisten kann. Ich würde der Aufrichtigkeit entgegen handeln, wenn ich es Ihnen verheelen wollte, daß ich gegen alles, was Freymaurer heißt, ziemlich mißtrauisch geworden bin. Sie kennen die ganze Lage des Ordens seit einigen Jahren zu genau, als daß Ihnen dies Geständniß befremden sollte. Wie sehr sind unsere Brüder ausgeartet! Wie sehr hat man sie dasjenige vergessen machen, was sonst der Geist und die Seele unsers Ordens war! Sie wissen auch, was ich alles im Orden erfahren. Sie waren ja auch mit unter denen von unsern damaligen Freunden, die sich einander das Wort gaben, alles anzuwenden, um hinter die Geheimnisse des Ordens zu kommen und sich einander ihre Entdeckungen mitzutheilen. So lieb mir dieses ehemals war, so wenig will es mir doch jezt gefallen. Indessen glauben Sie, daß meine Zurückhaltung in Ansehung dessen, was Sie mir in Ihrem lezten Briefe so sehr ans Herz legen, nicht aus der Quelle des Mißtrauens ihren Ursprung hat. Das Schicksal hat uns zu weit aus einander geworfen. Sie am Ende

von Deutschland und ich am ganz entgegen gesezten Ende von Frankreich. Was können wir also von einiger Wichtigkeit mit hinreichender und gehöriger Sicherheit abhandeln? Meine ganze gegenwärtige Lage ist auch nicht darnach. Wenn aber auch dieses alles nicht wäre; so hänge ich in dieser ganzen Sache nicht von mir selber ab. Bey dem besten Willen für Sie, bey einem ganz für Sie gestimmten Herzen, muß ich Ihnen mein gänzliches Unvermögen bekennen, Ihren Wünschen zu entsprechen. — Ein Wink, meynen Sie, könne schon hinreichend seyn. Ich glaube freylich nicht, daß die Sachen so entfernt liegen, daß man bey einem kleinen Wink, bey einer kleinen Spur, die angegeben wird, nicht selbst weiter fortschreiten könne. Aber was würde Ihnen dieses helfen? Es geht im Orden, wie überhaupt in der Welt. Wahrheit und Irrthum, Gutes und Böses stehen ganz nahe bey einander, und es ist daher zu besorgen, daß Sie eben da fehl tretten, und sich verirren mögten, wo Ihnen die rechte Spur, der Sie nachzugehen hätten, angegeben wurde. Würde aber auch nicht der kleinste Wink dieser Art, eine

Verlezzung meiner Pflichten seyn? Beruhigen Sie sich also, mein Lieber. Ich bin freylich kein Jansenist; aber wenn irgend wo Vorherbestimmung herrscht, so ists im Orden. Ich habe Ihre Wünsche erfüllt, da ich Ihnen in meinen vorhergehenden Briefen meine Gedanken, von den verschiedenen Systemen, die im Orden entstanden sind, eröfnet habe, und das wird genug seyn, Sie zu bestimmen, sich von allen diesen Partheyen entfernt zu halten. Mein Rath, den ich Ihnen nun noch ertheilen kann, ist lediglich dieser: Wenn Sie noch je am Orden Antheil nehmen wollen, solche Logen zu besuchen, die der alten Constitution noch anhängen mögten, und sich bey demjenigen zu begnügen, was wir Maurerey im eigentlichsten Verstande nennen, es mögen nun dies Eklektiker, oder Zinnendorfer, oder Logen von der englischen Constitution seyn. Glauben Sie mir, mein lieber Freund, daß Vollbringung der Pflichten das Wesentliche ist. *Si scirem omnia*, sagt unser **Thomas**, *quae in mundo sunt, et non essem in Charitate, quid me juvaret? Et praeferenda est semper bona Conscientia, et virtuosa Vita.* Lesen Sie die drey

 er-

ersten Capitel, sie werden viel dazu beytragen, Ihre Wünsche einzuschränken. Aber auch die höchste Stufe der Geheimnisse hat nichts anders zur Absicht, als die Menschen besser zu machen. Wenn sie das nicht erreichen sollte, würde sie entweder sehr mangelhaft, oder übel angewendet seyn. Diesen Zweck können Sie auch verhältnißmässig in der Verfassung, worin Sie jezt sind, erreichen, wenn Sie meinem Ihnen vorhin gegebenen Rath folgen. Und wenn ein jeder das wird, was er auf dem Wege, auf welchen er berufen ist, und nach dem Maaß von Einsichten und Kräften, die ihm verliehen sind, werden kann und werden soll, denn ist er vollkommen.

Für das Buch des Herrn Nicolai, das Sie mir zugeschickt, bin ich Ihnen sehr verbunden. Ich habe es mit vielem Vergnügen gelesen. Sie verlangen aber zugleich mein Urtheil darüber, und damit Sie nicht denken, daß ich heute nur gestimmt sey, Ihnen in keinem Stück zu willfahren, so will ich es Ihnen so kurz sagen als ich kann. Was den Theil anbetrift, der von dem Orden des Tempels handelt, so bleibt es immer eine gewagte Sache,

che, wenn man aus so unvollständigen Acten, als von dem Proceß der Tempelherren bekannt gemacht worden, über die Rechtmässigkeit oder Unrechtmässigkeit ihrer Aufhebung und Verurtheilung urtheilen will. Im Tresor des Chartres ist noch eine grosse Menge von Protocollen, Verhören, Briefen und andern Schriften befindlich, die in dieser Sache ein vollkommenes Licht geben können, und aus welchen man noch, ich weiß nicht warum, ein Geheimniß macht. So lange diese nicht bekannt sind, läuft alles, was man sagen kann, auf Conjecturen hinaus, die je nachdem man gesinnet ist, bald für bald wieder den Orden ausfallen. Die allersonderbarste Art von Beschuldigungen aber ist die, die der Verfasser den Tempelrittern macht, daß sie gnostische Kezzer gewesen. Dazu waren sie wohl gewiß zu unwissend. Es findet sich auch davon nicht die mindeste Spur, und wenn sie mit dieser Kezzerey behaftet gewesen wären, würden ihre Ankläger, und die Inquisitoren es nicht unterlassen haben, dieses zu rügen. Worauf gründet sich aber diese ganze Conjectur? Auf eine Erklärung vom Baffümet, die deutlich zeigt, daß der Verfasser kein

kein griechisch versteht. Die Conjectur über die Entstehung der Maurergesellschaft ist ingeniös genug: aber darum doch nichts weniger als wahr. Ihnen ist unstreitig des Abbe' Raynal Conjectur bekannt, der die Maurerey aus der alten Chevalerie herleitete, und sehr geschickt manche Stücke der Maurerey aus den Gebräuchen der Chevalerie zu erklären wußte. Diese kann vollkommen derjenigen Ihres Autors an die Seite gesezt werden. Die Conjectür des Abbe' Raynal führet gewissermassen die Sache des Hundschen Systems, diejenige des Herrn Nicolai die Sache der Rosenkreuzer und anderer, die ich weiß nicht was für Naturgeheimnisse in der Maurerey suchen. Wenn beide Schriftsteller gegen einander zu Felde ziehen sollten, so würde ein jeder aus den Maurern ein ziemliches Corps anführen können: aber Ihr Autor irrt sich zuverlässig in der Zeit, die er zur Stiftung der Maurerey angiebt. Sie ist gewiß viel älter. Ich könnte Ihnen hierüber, ohne meinen Pflichten zu nahe zu tretten, solche Gründe angeben, wieder welche kein Mensch, auch Herr Nicolai selbst nichts würde einwenden können. Aber das

würde für einen Brief zu weitläuftig seyn. In Deutschland und Frankreich ist freylich keine einzige Loge, die das von Ihrem Autor angegebene Alter übersteigen mögte: denn die ältesten deutschen Logen sind aus diesem, und die ältesten französischen aus dem vorigen Jahrhunderte. Aber unter den englischen giebt es welche, deren Alter über die Zeiten König Jacobs des 1sten, und der Königin Elisabeth hinausgeht, und diese Logen waren schon Ausartungen. Hieraus läßt sich schon jene Hypothese Ihres Autors wiederlegen.

Ich soll Ihnen schreiben, wie die maurerischen Emblemen auf die gnostischen oder basilidischen Steine mögten gekommen seyn, und ob wirklich die Maurerey mit der Gnosis einige Verwandtschaft habe? Es ist meines Erachtens noch sehr zu zweifeln, ob wirklich die Steine gnostisch, oder basilidisch sind. Aber mögen sie es seyn, oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß die Maurerey nicht gnostische und basilidische Kezzerey ist. Ich weiß nicht, war es der heil. **Paul** der Einfältige, oder ein anderer Heiliger der Thebaide, genug, zu diesem kam ein andrer Heiliger

und

und sagte ihm, die Leute sagten, er sey ein Trunkenbold, ein Wollüstling, ein Hochmüthiger und ein Geiziger. Der Heilige, voll vom Geist der Demuth und der Verleugnung antwortete: Ja, das bin ich. Als aber jener erwiederte: Man sagt auch, du seyst ein Kezzer! antwortete der Heilige voll Affect: Nein, das bin ich nicht! — Man sage von uns was man will, mein Lieber; nur Kezzer sind wir nicht. Ich bin vielmehr davon überzeugt, daß niemand ein vollkommener Maurer seyn könne, ohne ein rechter Christ zu seyn. Wenn man übrigens mit dem Ausdruck **Gnosis** nur keine verhaßte Idee verbindet, so glaube ich eben nicht, daß ein Maurer Ursache hätte, dafür zu erröthen: dennwenn etwas den Maurer vom Volke unterscheidet, und wieder unter den Maurern den grossen Unterschied macht, was könnte es höhers seyn als Gnosis, das ist, **Erkenntniß**. In irgend etwas muß doch der Vorzug stecken, den sich der Maurer vor andern Menschen in und ausser dem Orden beylegt. Daß dieser Vorzug nicht in äussern Dingen besteht, davon kann man sich bald überzeugen. Der vollkommen-

ste

ste Maurer und wenn er noch so viele Stufen im Geheimnisse erstiegen hätte, ist darum nicht reicher, gesünder, vornehmer, fähiger, glücklicher im äussern, als andre Menschen. Ist er wirklich moralisch besser und nicht seine physische Natur auf eine sonderbare Weise verändert, wem kann er es anders schuldig seyn, als seinen bessern Einsichten. Die Geheimnisse des Ordens zeigen sich nie in einem schönern Lichte, als wenn man sie von dieser Seite betrachtet, und in diesem Stücke ist ganz recht, was ein Schriftsteller gesagt: mein Erkenntniß war ein Blick. Sie haben irgendwo mir selbst einmal diesen Gedanken gezeigt, und irre ich nicht, so wars in einer Apologie. Worinnen dieses aber besteht? Wir rufen den Fremden zu:

Abaiſſe devant lui ta ſuperbe paupiere
Ton Oeil peut il ſupporter la lumiere
Lorsque ton Coeur meconnoit notre Loi?

Aber ist es dem größten Theile unter uns selbst versagt: lassen Sie uns es nicht in solchen Dingen suchen, die es nicht sind, und also auch nicht, was wir wünschen, uns gewähren können. Lassen Sie uns nur darauf denken,

an=

anstatt des vergeblichen und unerlaubten Grübelns nach Geheimnissen den verdrängten Geist der brüderlichen Liebe unter den Maurern wieder hervorzubringen, und sie zu guten Menschen zu machen.

Von Sainct Germain hört also noch nicht das Gerede bey Ihnen auf? Mich wundert nichts mehr, als daß verständige Leute den lächerlichen Märchen so willig ihren Beyfall geben können. Wie voll von Wiedersprüchen sind doch die Menschen! Gegen die verständigsten Dinge bietet man ein Heer von Zweifeln nach dem andern auf, und bey den abgeschmacktesten Dingen beobachtet man eine Leichtgläubigkeit, die man alten Weibern kaum verzeihen würde. Es mag aber mit dem, was er selbst, und andre von ihm sagen, oder ihm zuschreiben, beschaffen seyn, wie es will; so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß auch dies nichts mit dem Orden gemein hat. Es geht indessen bey uns nicht anders. **Mesmers** magnetische Kuren leiten einige aus der Maurerey her, und dagegen geben sich andere, wie mir ein Freund neulich gemeldet, Mü-

he

he ihn zu bestimmen, sein Geheimniß dem Orden zu geben. Das ist sonderbar genug.

Sie machen mir die Hofnung, daß Sie noch in diesem Jahre mich besuchen würden. Daß ich mich darauf freue, einen Freund, den ich in so vielen Jahren nicht gesehen, wieder zu sehen, bedarf meiner Versicherung nicht. Erlauben Sie mir aber Sie zu fragen, ob Sie die Reise hieher aus andern Ursachen machen werden, oder ob es mich allein, wie ich fast aus Ihrem Briefe schliessen mögte, gelten soll. So sehr ich auch von Ihrer Freundschaft überzeugt bin, so kann ich mich doch des leztern nicht überreden: und ehe Sie wirklich sich entschliessen, wünschte ich, daß Sie sich näher über die Bewegungsgründe dazu erklären mögten. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen Schuz nehmen möge, und verbleibe. ꝛc.

Nr. 11.

Ihren lezten Brief, mein lieber Freund, mir der Einlage, die Sie demselben beygefügt hatten, habe ich die Ehre gehabt zu erhalten, und ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, womit ich anfangen soll, ihn zu beantworten. Aber

ich will nur zuerst von demjenigen reden, was meinem Bedünken nach Ihnen am mehrsten am Herzen liegen muß. Ich habe den Brief des Br. von K=fst=n. sogleich meinen Freunden mitgetheilt, und hier haben Sie die Antwort darauf, die Sie ihm zuzuschicken die Güte haben werden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hierüber meine Gedanken offenherzig, und ohne alle Umstände eröfne. Man hat Sie nicht hintergangen, wenn man Sie an den Br. von K. verwiesen. Aber da ihm unsre ganze Verfassung bekannt seyn muß, hätte er selbst für Sie thun können, was ihm erlaubt und in seinen Kräften ist, und er hätte nicht nöthig gehabt, einen Fürsprecher für Sie zu machen. Denn nach unserer ganzen Lage ist es unmöglich, daß wir uns mit irgend einem Fremden befassen können. Dies ist nicht blos der Ordnung wegen: nein ihr eigentliches wesentliches Bestes, und das unsrige ist hiemit unzertrennlich verbunden, und beruht auf Gesezzen und Einrichtungen, die an sich ehrwürdig sind, und durch die Weisheit, mit der sie angeordnet sind, einen jeden, der sie kennt, zur genauen Beobachtung derselben bestimmen müssen. Das

Wirken Ihrer Freunde muß vorhergehen; ist dieses geschehen, so werde ich nichts versäumen, wodurch ich Sie von der Aufrichtigkeit meiner Freundschaft und der Bereitwilligkeit Ihnen zu dienen überzeugen kann. Ich bin fast denselbigen Weg gegangen, und Sie werden also hierin nichts befremdendes finden.

Ich bitte Sie nur, mein Lieber, nehmen Sie keine fremde Idee mit. Dies wird freylich schwer seyn, da Sie auch so manche Classen durchgegangen sind, und man mag sich auch noch so sehr von den Vorurtheilen, die man hier und dort eingesogen hat, zu reinigen suchen, so bleibt doch immer manches hängen. Aber wenden Sie doch dazu alle Kräfte an.

Sie sind freylich schon zu alt, als daß ich glauben sollte, daß irgend eine Schwärmerey Ihr Herz werde hinreissen oder vergiften können. Aber in gewissen Jahren bahnt sie sich dadurch einen gewissen Weg in unser Herz, daß sie sich in das Gewand der Religion hüllt. Enthusiasmus muß nirgends anders statt finden, als wenns zum Handeln, zum Ausüben kommt.

Das Parallel ist nicht ungeschickt, das zwischen dem Orden und der Pythagorischen Schule gezogen ist. Ich habe selbst schon ehemals den Gedanken gehabt, und es ist mir lieb gewesen, daß ich ihn in dem Buche gefunden habe, das Sie mir zugeschickt. Die noch nicht vollendeten Maurer können sehr gut mit den Exoterikern, und diejenigen, die das Glück haben, alle Geheimnisse des Ordens zu kennen, mit den Esoterikern verglichen werden. Unsere maurerischen Exoteriker sind aber nicht mit dem Wege, den man ihnen angewiesen, immer zufrieden gewesen.

Es sind Männer unter Ihnen aufgestanden, die der Leichtgläubigkeit, der Unwissenheit, des guten Herzens, der Wißbegierde, des Verlangens ihrer Brüder, auch Esoteriker zu seyn, gemisbrauchet, und bald dieses, bald jenes für das Interieur des Ordens ausgegeben, und denn ihre besondere Partheyen formirt haben. Sehen Sie da die Quelle aller Spaltungen, die zu unsern Zeiten im Orden entstanden sind.

Die Wahrheit des Ordens ist nur eine einzige, wie das Licht auch nur ein einziges ist.

Sie

Sie hüllt sich nicht in einen Schwall mystischer, räzelhafter Worte und Vorstellungen ein: denn dieses nüzzet zu nichts, und dienet nur dazu, die Gemüther zu verwirren, und auf falsche Begriffe zu lenken. Denn welchen sie sich offenbaren will, und von welchen sie gesehen werden kann, zeigt sie sich ganz und ohne alle Hülle, denen redet sie plan, deutlich, und nicht mehr per figuras aut voces transeuntes; denen, welchen sie sich nicht zeigen kann, verbirgt sie sich ganz: weil es in diesem Fall besser ist, sie gar nicht kennen. Vielleicht werden manche sagen, daß dies hart sey. Aber diese Klage ist ungerecht. Denn wer hat je die Esoteriker (ich bleibe bey dem Parallel) darum gefragt, ob die Zahl der Exoteriker so sehr ins Unendliche vermehret werden sollte? als geschehen ist. Hätte man sie darum gefraget, gewiß sie würden es nimmer zugelassen haben. Sie können also die nicht anklagen, die sie nicht gerufen haben. Wenn sie aber ihre Wünsche nach der Lage einschränken, in welcher sie sich befinden, und das sind und werden, was sie nach ihrem Beruf seyn sollen, so werden sie auch zufrieden und glücklich

seyn, und ich habe noch keinen Maurer gekannt, der seiner Bestimmung treu geblieben, und sich nicht aus eigener Schuld auf Abwege verirret, den es gereuet haben sollte, daß er zum Orden getretten. Es geht auch im Orden alles, mein Lieber, nach den Wegen der Natur. Nicht alle Geschöpfe stehen auf einer gleichen Stufe von Vollkommenheit, und das kann auch nicht seyn. Doch was sagt die Schrift selbst: Multi vocati, ſed pauci electi ſunt. Ich berufe mich hier auf das, was ich Ihnen schon in meinem lezten Briefe hierüber geschrieben habe.

Die Geschichte des Bruder ** war mir schon bekannt. Sie ist der Inbegrif von allem, was sich nur schlechtes denken läßt. Das ist fast dasselbe, was mir ehedem begegnet, nur mit etwas veränderten Umständen. Man hat mir zugleich geschrieben, daß nicht so wohl die Begierde, zum Besiz der Geheimnisse des Ordens zu gelangen, diese Verrätherey und Gewaltthätigkeit veranlasset, als vielmehr eine gewisse Besorgniß, daß er bey seiner Zurückkunft alles dazu beytragen würde, das System der herrschenden Parthey zu ruiniren. Ich

glau=

glaube, daß man nicht eines allein, sondern beides im Gesichte gehabt. Die Besorgniß war wohl gewiß sehr ungegründet. Denn wer einmal so weit ist, daß er das Ganze kennt, der weiß auch, daß die grosse maurerische Welt eben so wenig für ihn ist, als die grosse profane Welt, und wird an nichts weniger denken, als im Orden eine Revolution, oder Epoche zu machen. Er wird vielmehr verborgen und im Stillen das Glück geniessen, das ihm zu Theil geworden, und nie sicherer ist, nie mehr gewährt als im Verborgenen, und auch schon seiner Natur nach so beschaffen ist, daß es den Menschen immer antreibt, sich aus den Zerstreuungen der Welt in sich selbst zu sammlen, und Gott und demjenigen zu leben, was ihm von ihm gewährt ist. Natur und Offenbarung erklärt sich hiefür. Wo jene wirken will, und wo sie sich am allerwirksamsten und geschäftigsten zeigt, da verhüllt sie sich in Nacht und Dunkelheit. Kein Saame geht auf und keimt hervor, der Sonne bloß gestellt. Das Waizenkorn wird in die Erde verborgen, daß es dort keime. Nicht im Getümmel der Welt, sondern auf Tabor, und nur im Beyseyn drey-

er vorzüglich geliebter Jünger, ward Christus der Herr verklärt. So auch Moyses: nicht im Angesichte des ganzen Volkes, sondern als er im Verborgenen war, sahe er die Herrlichkeit des Herrn vor sich vorübergehen. *Est locus apud me: ponam te in foramine petrae.* So auch Elias, *Mansit in spelunca.*

Doch es ist Zeit, daß ich schliesse. Da ich nach Ihren lezten Aeusserungen vermuthe, daß Sie selbst nach W. gehen werden, so glaube ich nicht, daß die Beylage, die ich ihrer Sorgfalt empfehle, Ihnen einige Beschwerde machen werde: sollte es aber nicht seyn, so bitte ich Sie, es meinem Bruder zuzuschicken.

Ich bitte Gott, daß er Sie seegnen und mit Ihnen seyn möge. Ich werde nie aufhören, Ihrer in meinem Gebete zu gedenken, wie ich auch nie aufhören werde, von ganzem Herzen zu seyn rc.



